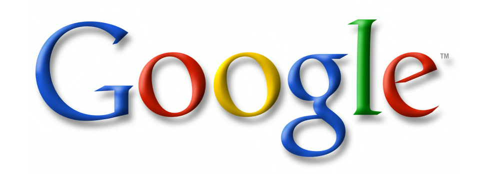



WIDENER
HN NSCT 3





DANTE ALIGHIERI,

SEINE ZEIT, SEIN LEBEN UND SEINE WERKE.

DANTE ALIGHIERI,

SEINE ZEIT, SEIN LEBEN UND SEINE WERKE.

VON

Giovanni Andrea
JOH. AND. SCARTAZZINI.

BIEL:
K. F. STEINHEIL.

1869.

Das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen behalten sich Verfasser und Verleger vor.

DEM

TIEFEN KENNER,

UNERMÜDLICHEN FORSCHER

UND

VERDIENSTVOLLEN BEFÖRDERER

DANTE'SCHER WISSENSCHAFT,

HERRN

Dr. KARL WITTE,

GEHEIMER JUSTIZRATH, PROFESSOR DER RECHTE

AN DER UNIVERSITÄT HALLE,

IN DANKBARSTER EHRERBIETUNG

GEWIDMET

VOM

VERFASSER.



VORWORT.

„Wir Deutschen,“ sagte vor sieben Jahren Dr. Theodor Paur, „erfreuen uns erst *einer* vollständigen Lebensgeschichte Dante's, nämlich von Franz Wegele.“

Ich wage es nun mit einer zweiten hervorzutreten, die wohl auch eine *vollständige* genannt werden dürfte.

Dieselbe kann und will nicht mit Wegele's gründlicher und ausgezeichneter Arbeit in Concurrenz treten und noch viel weniger sie entbehrlich machen. Wegele schrieb als Forscher und als Historiker ein Werk, das meines Erachtens zunächst für Solche bestimmt ist, die in das geschichtliche Verständniss von Dante's Person und Werk tiefer eindringen wollen. Ich hatte dagegen einen ganz anderen Leserkreis vor Augen. Ich wollte Denen, die, ohne sich eingehender mit diesen Studien zu befassen, den grössten Dichter der Neuzeit kennen zu lernen wünschen, einen zuverlässigen Führer in die Hand geben. Mit einem Worte: ich wollte ein populäreres Buch als das Wegelesche schreiben. Ob mir diess gelungen, das mögen Andere beurtheilen. Sollten die Kunstrichter finden, einige Partien meines Buches passen mehr für die eigentlichen Kenner als für Neulinge, so kann ich versichern, dass ich selbst

das Nämliche gefühlt habe. Es hat mich wiederholt grosse Ueberwindung gekostet, auf das nähere Eingehen von speziellen Fragen zu verzichten. Und es ist mir bei der Ausarbeitung dieses Buches klar geworden, dass die Kunst, populär zu schreiben, eine sehr schwierige ist.

Dantefreunde mögen nicht erwarten, viel Neues in meinem Buche zu finden. Ich mache keinen Anspruch auf Originalität. Ueber Dante ist im Laufe von bald sechs Jahrhunderten so unendlich Vieles geschrieben und gedruckt worden, dass es nachgerade Sache der Unmöglichkeit geworden ist, etwas Neues, sei es Sinn oder Unsinn, darüber zu sagen. Ich habe mich desshalb hin und wieder der Worte Anderer bedient, wo ich mir bewusst war, nichts Besseres und auf bessere Weise sagen zu können. Die Stellen, die ich von Anderen aufgenommen, sind durch Anführungszeichen als solche bezeichnet. Dass ich aber gleichwohl selbständig gearbeitet und nicht blos compilatorisch verfahren bin, diess werden hoffentlich Kundige beim Durchlesen meines Buches finden.

Wo ich Stellen aus der Göttlichen Komödie anführte, habe ich mich, mit seltenen Ausnahmen, der Uebersetzung von *Witte* bedient. Prosaische Stellen dagegen habe ich meistens selbst übersetzt.

Das beigegebene Literaturverzeichniss hat keinen andern Zweck, als einerseits den Kritikern die Quellen anzugeben, woraus ich geschöpft, andererseits die Leser auf Hülfsmittel hinzuweisen, die für ein eingehenderes Studium geeignet sind. Angeführt ist nur, was in meiner Privatbibliothek sich befindet. Ich habe nämlich ausserdem nur ein paar biographische Arbeiten vergleichen können, die mir durch

die Güte des Herrn Geheimerathes Witte in Halle mitgetheilt wurden. Die nach meiner Ansicht empfehlenswerthesten Bücher und Ausgaben sind durch ein * bezeichnet.

Den Dantefreunden, die mich bei meiner Arbeit auf irgend eine Weise aufgemuntert und unterstützt haben, spreche ich hier öffentlich meinen aufrichtigsten Dank aus. So den Herren Dr. *Hacke van Mijnden* in Amsterdam, Dr. *Antonio Lubin* in Gratz, Cav. *Pietro Fanfani* in Florenz und D. *Luigi Tosti* in Montecassino; ganz besonders aber meinem hochverehrten väterlichen Freunde, Herrn Geheimerath Prof. Dr. *Karl Witte* in Halle, dessen Schriften mir erst das richtige und tiefere Verständniss Dante's erschlossen, der mich brieflich so oft ermunterte und belehrte und mir freundlich gestattete, mein Buch mit Seinem Namen zu schmücken. Möge ihm das Werk keine Veranlassung geben, die mir gegebene Erlaubniss zu bereuen!

Dieses Buch ist an einem Orte geschrieben worden, wo Dante niemals auch nur dem Namen nach bekannt gewesen. Möge ihm diess eine günstige Vorbedeutung sein, dass es dazu dienen werde, dem erhabenen Dichter neue Freunde zu gewinnen!

Im September 1869.

SCARTAZZINI.

LITERATURVERZEICHNISS.

Ausgaben von Dante's Werken. DIVINA COMMEDIA: con l'espositione di *Chr. Landino* et die *Aless. Vellutello,* 1 vol. fol. Venet. 1564. — Dass. Giusta la lezione del Cod. *Bartoliniano,* 4 vol. Udine 1823-27. — Dass. l'*Ottimo Commento,* 3 vol. Pisa 1827-29. — Dass. in: Parnasso italiano ed. *Wagner,* 1 vol. 4° Lpzg. 1826. — Dass. col comm. di *G. Biagioli,* 3 vol. Mil. 1829. — * Dass. colla prefazione degli editori della Minerva, 1 vol. 4° Fir. 1838. — Dass. lo Inferno col. comm. di *Giuniforto delli Bargigi,* 1 vol. 4° Marsilia 1838. — * Dass. col comm. di *Fr. da Buti,* 3 vol. Pisa 1858-62. — Dass. col comm. di *Benvenuto Rambaldi da Imola,* 3 vol. Impla 1855-56. — * Dass. ricorretta sopra quattro dei più autorevoli testi a penna da *Carlo Witte,* 1 vol. 4° Berl. 1862 (beste Ausg.) — * Dass. ediz. minore di *Carlo Witte,* 1 vol. Ebd. — * Dass. nuovam. riv. nel testo e dichiarata da *Brûnone Bianchi,* 1 vol. Fir. 1863. — Dass. col comm. cattolico di *L. Bennassûti,* 3 vol. Verona 1864-68. — * Dass. col comm. di *P. Fraticelli,* 1 vol. Fir. 1864. — Dass. con spiegazioni ecc. 1 vol. Paris 1864. — * Dass. il codice Cassinese, 1 vol. fol. Montecassino, 1865. — Dass. col comm. di *Jacopo della Lana,* 3 vol. Bologna 1866. — Dass. col comm. di Anonimo Fiorentino ed. *P. Fanfani,* 1 vol. Bologna 1866. (noch unvollendet). — * Dass. illustr. da G. Doré e dichiarata da *E. Camerini,* 1 vol. fol. Mil. 1868. (noch unvollendet). — Dass. illustr. da *Ugo Foscolo,* 4 vol. Lond. 1842-43.

OPERE MINORI: con le Annotaz. di *AM. Biscioni,* 2 vol. Venez. 1741. — * Dass. c. note e illustr. di *P. Fraticelli,* 3 vol. Fir. 1861-62. — * Vita Nuova e Canzoniere, commentati da *G. B. Giuliani,* 1 vol. Fir. 1868. — * Monarchia (liber I), Motorum ope emendata per *Carolum Witte,* 4° Halis 1863. — * Dass. liber II per *Carolum Witte,* 4° Halis 1867. — Epistole ed. et ined. per cura di *Aless. Torri,* 1 vol. Livorn. 1842. — Amori a Rime di Dante, 1 vol. Mantova 1823. —

Uebersetzungen. DIE GÖTTLICHE KOMÖDIE, übers. und erklärt v. *Kannegiesser,* 3 Vol. Lpzg. 1843. — Dass. Metr. Uebersetzung m. Erläut. etc. v. *A. Kopisch,* 1 Vol. Berl. 1862. — Dass.

I. Die Hölle; f. d. deutsche Volk bearbeitet v. *J. Braun,* 1 vol. Berl. 1863. — Dass. übers. u. erläut. v. *L. G. Blanc,* 1 Vol. Halle 1864. — * Dass. übers. v. *Karl Witte,* 1 Vol. Berl. 1865 (Octavausg.). — * Dass. übers. v. *Witte,* 1 Vol. Berl. 1865 (Sedezausg.). — * Dass. Metrisch übertragen u. m. krit. u. hist. Erläut. versehen v. *Philalethes,* 3 Vol. Lpzg. 1865-66. — Dass. übers. u. erläut. v. *K. Streckfuss,* 1 Vol. Braunsch. 1867. — Dass. übers. v. *A. Doerr,* 1. Lief. Darmst. 1867. — * Dass. metr. übertragen u. m. krit. u. hist. Erläut. versehen v. *Philalethes*, 3 Vol. Lpzg. 1868. *(Lateinisch)*: DIV. COMŒDIA, hexametr. latinis redita ab Abb. *dalla Piazza,* 1 vol. Lips. 1848. — *(Holländisch)*: DE KOMEDIE van D. A. In dichtmaat overgebracht door *Dr. J. C. Hacke van Mijnden;* 1. De Hel. 1 vol. fol. Haarlem 1867. — *(Französisch)*: LA COMÉDIE DE DANTE. Trad. en vers selon la lettre et commentée selon l'esprit, etc. par *E. Aroux,* 2 vol. Par. 1857. — LA DIVINE COMÉDIE. L'Enfer, trad. par M. *Fr. Villain Lami,* 1 vol. Par. 1867. — *(Englisch)*: THE DIVINE COMEDY, transl. by *Henry Wadsworth Longfellow.* 3 vol. Lpzg. 1867. — *(Spanisch)*: LA DIV. COM. de D. A., con notas de Paolo Costa, traducida al castellano por *M. Aranda y Sanjuan,* 1 vol. Madrid 1868. — *(Hebräisch)*: LA DIV. COM. di D. A. I. Inferno. Traduz. ebraica di *S. Cav. Dr. Formiggini,* 1 vol., Trieste 1869. — — * LYRISCHE GEDICHTE. Uebersetzt u. erklärt v. *K. L. Kannegiesser* u. *K. Witte,* 2 Vol. Lpzg. 1842. — Dass. Text, Uebersetzung und Erklärung v. *K. Krafft,* 1 Vol. Regensb. 1859. — DAS NEUE LEBEN, übersetzt u. erläut. v. *K. Förster,* 1 Vol. Lpzg. 1841. — PROSAISCHE SCHRIFTEN mit Aus. d. Vita Nuova, übersetzt v. *K. L. Kannegiesser*, 2 Vol. Lpzg. 1845. —

Erläuterungsschriften. *Abeken B. R.* Beiträge f. d. Studium d. Göttl. Kom. 1 Vol. Berl. 1826. — *Albo Dantesco Veronese,* 1 vol. 4° Mil. 1865. — *Allegherii, Petri,* super Dantis ipsius genitoris Comoediam Comment. ed. cur. Vinc. Nannucci, 1 vol. 4° Flor. 1845. — *Aroux, E.,* Dante hérétique révolutionnaire et socialiste. 1 vol. Par. 1854. — *Aroux,* l'hérésie de Dante, etc. Par. 1857. — *Arrivabene,* il secolo di Dante, 1 vol. Udine 1828. — *Bähr, J. K.,* Dante's Göttl. Kom. in ihrer Anordnung nach Zeit u. Raum, 1 Vol. Dresden 1852. — * *Balbo, C.,* Vita di Dante, 1 vol. Fir. 1853. — * *Barelli, V.,* l'allegoria della D. C. 1 vol. Fir. 1864. — *Barlow,* Critical, hist. and philos. contributions to the study of the Div. Com. 1 vol. Lond. 1864-65. — * *Batines, Colomb de,* Bibliografia Dantesca, 2 vol. Prato 1845-46. — *Berardinelli, F.,* il concetto della Div. Com. 1 Vol. Nap. 1859. — * *Blanc, L. G.,* die beiden ersten Ges. der Göttl. Kom. etc.

1 Vol. Halle 1832. — * *Dess.* Dante Allighieri (in Ersch. n. Gruber's Encycl. 1 Sect. XXIII Thl. Lpzg. 1832). — * *Dess.* Vocabolario Dantesco, 1 vol, Lpzg. 1852. — * *Dess.* Versuch einer blos philol. Erkl. mehrerer dunklen Stellen d. Göttl. Kom. 2 Vol. Halle 1861-65. — *Boccaccio,* il comm. sopra la Commedia, c. le annot. di A. M. Salvini etc. 2 vol. Fir. 1863. — *Dess.* Vita di Dante. Ebd. — *Böhmer, E.,* Ueber Dante's Monarchie, Halle 1866. — *Dess.* üb. D.'s Schrift de vulg. eloq. Ebd. 1868. — *Boissard, F.,* Dante révolutionnaire et socialiste mais non hérétique, 1 vol. Par. 1854. — *Boncompagni, B.,* intorno ad un passo della D. C. etc. Roma 1865. — *Brocchi's* Briefe üb. D.'s Göttl. Kom. 1 Vol. Bonn 1865. — *Bruni, Leon., Aretino,* Vita di Dante, Fir. 1863. — *Busson, A.,* die florentin. Gesch. d. Malespini u. deren Benutzung durch Dante, Innsbr. 1869. — *Cantù, C.,* Dante (in storia della lett. ital. 1 vol. Fir. 1865). — *Carpellini, C. F.,* Della letter. Dantesca degli ultimi venti anni, 1 vol. Siena 1866. — * *Carriere, M.,* Dante (in: die Kunst im Zusammenhang d. Culturentwickl. III. Bd. Lpzg. 1868). — *Castiglia, B.,* Dante Alig. ou le problème de l'humanité au moyen âge, Par. 1857. — * *Compagni, Dino,* Cronaca fiorentina, Tor. 1860, e Fir. 1862. — * *Dante e il suo secolo,* XIV Maggio 1865. 1 vol. fol. Fir. 1865. — *Delécluze, E. J.,* Dante Al. ou la poésie amoreuse, 2 vol. Par. 1854. — * *Dionisi, G. G.,* Serie di Aneddoti n⁰ I—V. 4⁰ Verona 1785-90. — *Fauriel,* Dante et les origines de la langue et de la littér. ital. 2 vol. Par. 1854. — *Ferrazzi, J.,* Manuale Dantesco, 3 vol. Bassano 1865. — *Fischer, A.,* Die Theologie der D. C. München 1857. — *Floto, H.,* Dante Alig., sein Leben u. seine Werke, 1 Vol. Stuttg. 1858. — *Foscolo, U.,* Discorso sul testo della Comm. di Dante, 2 vol. Lug. 1827. — * *Fraticelli, P.,* Storia della vita di Dante Al. 1 vol. Fir. 1861. — *Gigli, O.,* Studi sulla Div. Com. 1 vol. Fir. 1855. — *Giornale del Centenario di D. A.,* 1 vol. 4⁰ Fir. 1864-65. — * *Giuliani, G. B.,* Metodo di commentare la Comm. di D. A. 1 vol. Fir. 1861. — *Göschel, C. F.,* Dante Al.'s Unterweisung üb. Weltschöpfung etc. Berlin 1842. — *Dess.* Dante Alighieri (in Herzog's theol. Realencyklop. Vol. III). — *Dess.* Vorträge u. Studien üb. D. A. 1 Vol. Berl. 1863. — *Gregoretti, Fr.,* Vita di Dante, Venez. 1864. — *Grieben, H.,* Dante Al., Studie, Köln 1865. — * *Hegel, K.,* Dante üb. Staat u. Kirche, Rostock 1842. — *Hillebrand, K.,* Dino Compagni. Étude hist. et littér. sur l'époque de Dante, 1 vol. Par. 1862. — *Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft,* I. II. Lpzg. 1867-69. — *Köhler, R.* Dante's Göttl. Kom. u. ihre deutschen Uebersetzungen, Weimar 1865. — *Lafayette, Ch. C. de,* Dante, Michel-Ange, Macchiavel, 1 vol. Par.

1852. — *Lubin, A.* La Matelda di Dante, Gratz 1860. — *Dess.* Intorno all'epoca della Vita Nuova, Ebd. 1362. — *Dess.* Allegoria morale, eccles. e polit. nelle due prime Cantiche delle D. C. Ebd. 1864. — *Maschio, A.,* Nuovi pensieri sull'Inferno di Dante, Venez. 1858. — *Missirini, M.,* Vita di Dante, 1 vol. Mil. 1844. — *Nordmann, J.,* Dante's Zeitalter, Dresden 1852. — *Notter, Fr.,* Dante Alighieri, 1 vol. Stuttg. 1861. — *Dess.* Die zwei ersten Ges. v. Dante's Hölle übers. u. besprochen, Stuttg. 1869. — * *Orelli, G. C.,* Gronichette d'Italia. 2 vol. Coira 1822. — *Ozanam, A. F.,* Dante et la philos. cathol. au treizième siècle, 1 vol. Par 1839. — * Dass. 2e éd. 1 vol. Par. 1845. — *Dess.* Dante u. die kathol. Philosophie, 1 Vol. Münster 1844. — *Palermo, Fr.,* San Tommaso, Aristotele e Dante, 4° Fir. 1869. — *Pasquini, P. V.,* le allegorie del 1° Canto dell'Inferno di Dante, Verona 1867. — * *Paur, Th.,* Ueber die Quellen zur Lebensgesch. Dante's, Görlitz 1862. — *Dess.* Dante in Deutschland (In: Unsere Zeit, Jahrg. 1865). — * *Pelli, G.,* Memorie per servire alla Vita di Dante Al. 1 vol. Fir. 1823. — *Perez, Fr.,* La Beatrice svelata, 1 vol. Palermo 1865. — *Petzholdt, J.,* Versuch einer Dante-Bibliographie, Dresd. 1868. — *Picchioni, L.,* Del senso allegorico della D. C. Basil. 1857. — *Dess.* La lupa della D. C. Ebd. 1866. — *Piper, F.,* Dante u. seine Theologie, Berl. 1865. — *Rossetti, G.,* La Beatrice di Dante, Lond. 1842. — *Ruth, E.,* Gesch. der ital. Poesie, 2 Vol. Lpzg. 1844. — *Dess.* Studien üb. Dante Al., 1 Vol. Tübing. 1853. — *Sanfilippo,* Storia della lett. ital. 3 vol. Palermo 1858-63. — *Schelling, F. W.,* Ueber Dante in philosophischer Beziehung (Mscrpt.). — *Schier, Ch. H.,* Ciel et Enfer. Supplément des commentaires de la Div. Com. Dresd. 1865. — * *Schlosser, F. Chr.,* Dante-Studien, Lpzg. 1855. — *Scolari, F.,* Della piena e giusta intelligenza della D. C. 4° Padova 1823. — *Studi inediti* su D. A. 1 vol. Fir. 1846. — *Tiraboschi,* Storia della lett. ital. 16 vol. 4° Modena 1787-93. — *Torricelli, F. M.,* Studi sul poema sacro di Dante, 2 vol. Nap. 1850-53. — *Troya, C.,* Del Veltro allegorico di Dante, 1 vol. Fir. 1826. — *Dess.* Del Veltro allegorico de' Ghibellini. 1 vol. Nap. 1856. — *Villani,* Croniche, 2 vol. 4° Trieste 1857. — * *Wegele, Fr. X.,* Dante Al.'s, Leben u. Werke, 1 Vol. Jena 1865. — * *Witte, K.,* Ueber Dante, Breslau 1831. — * *Dess.* Quando e da chi sia composto l'Ottimo commento a Dante, Lips. 1847. — *Dess.* De Bartolo a Saxoferrato Dantis Allig. studioso, Halis 1861. — * *Dess.* Dante und die ital. Fragen, Halle 1861. — * *Dess.* Dante-Forschungen, Halle 1869. — *Wolff, A.,* Die ital. Nationalliteratur, 1 Vol. 4° Berl. 1860. — *Zinelli, F. M.,* intorno allo spirito religioso di D. A. 2 vol. Venez. 1839.

Anhang zum Literaturverzeichniß.
(Später hinzugekommene Literatur).

Dante, Divina Commedia, con l'espositione di M. Bernardino Daniello da Lucca etc. Venetia 1568. 1 Vol. 4°

Commedia di Dante Allighieri, con ragionamenti e note di Niccolò Tommaseo. Edizione illustrata, Mil. 1865. 3 Vol. fol.

Perez, P. I sette cerchi del Purgatorio di Dante, 1 Vol. 8° Verona 1867.

Commento alla Divina Commedia d'anonimo fiorentino del secolo XIV, ora per la prima volta stampato a cura di Pietro Fanfani, Tomo II. Bologna 1868. gr-8° 537 S.

Delff, H. K. H. Dante Alighieri und die Göttliche Komödie. Eine Studie zur Geschichte der Philosophie und zur Philosophie der Geschichte. 1 Vol. 8° Leipzig 1869.

Della Valle, Prof. G., Il senso geografico astronomico dei luoghi della Divina Commedia, esaminato nelle note dei commentatori fino ai nostri giorni e nuovamente esposto. Faenza, dalla tipografia Novelli, 1869. 8° 160 S. mit 2 Taf.

Dante's göttliche Comödie. Zur Jubelfeier des Dichters metrisch übersetzt von Josefa von Hoffinger, Wien 1865. 3 Bde. 8°

Dante a Padova. Studj storico-critici. Padova, Sacchetto Maggio 1865. 1 Vol. gr-8° XII-451 S.

La Comedia di Dante Alighieri con nuove chiose ecc. per cura di Mauro Ferranti. Ravenna, Mariotti 1848. 1 Vol. gr. 4 Bl. u. 551 S.

Varchi, Benedetto, Lezioni sul Dante e prose varie; per cura di G. Aiazzi e Lelio Arbib; Fir.: 1841. 2 vol. gr.-8°. (Exemplar auf blauem Papier). —

Mugna, Pietro: Dante Allighieri in Germania; studio. Padova 1869. Opuscolo di pag. 40. —

Omaggio a Dante Alighieri, offerto dai cattolici italiani nel Maggio 1865. sesto centenario della sua nascita. Roma: Monaldi 1865. gr.-8°. VIII-656 S. m. einer phot. Tafel.

Carducci, G., Delle Rime di Dante Alighieri. Fir.: Cellini 1866. fol. 1 Bl. 46 S.

Quadrio, F. S., Della storia e ragione d'ogni poesia. 5 parti in 7 vol. Bologna 1739-52. 4°.

Zoppi, G. B. Osservazioni sulla teorica della pena e del premio studiata in Dante. Verona 1870 in-8°. 230 S. —

×Dante: La Divina Commedia con brevi e chiare note (di Paolo Costa) Bologna 1826. 3 vol. 4°.

— L'Inferno di Dante Alighieri secondo il testo del P. Baldassare Lombardi ecc. da Lord Vernon, Firenze: 1842. gr.-8°.

— Dante Alighieri's göttliche Komödie ins Deutsche übertragen und historisch, ästhetisch und vornehmlich theologisch erläutert v. Karl Graul. 1 Vol. gr.-8°. Lpzg. 1843.

Ancona, Alessandro d', La Beatrice di Dante, Pisa: 1865. in-4°. 80 S.

Audin de Rians, S. L. G. E., Del casato e dell'arme di Dante. Fir.: 1853. in-8° gr.

Azzolino, P. Sul Veltro di Dante, lettera a Gino Capponi. Fir.: 1837. in-8° gr. 30-38 S.

Bartoli, Cosimo: Ragionamenti accademici sopra alcuni luoghi difficili di Dante. Vene 1567, in-4º 6 Bl. 77 Bl. - 1 Bl.

Brocchi, G. B. Lettera sopra la Divina Commedia di Dante. Berlino 1837. in-12º 212 S.

Buonanni, Vinc: Discorso sopra la prima cantica della commedia. Fiorenza 1572. in-4º 4 Bll. - 230 S. - 3 Bll.

Carmignani, G: La Monarchia di Dante Allighieri. Pisa: 1865. Lex-8º VI - 37 S.

Cavedoni, C: Osservazioni critiche intorno alla questione se Dante sapesse di Greco. Modena 1860. in-8º gr. 21 S.

Casara, Gius. di: Esame della Divina Commedia di Dante in tre discorsi diviso. s. l. 1807. kl-4º VIII - 130 S.

Cittadella, G: L'Italia di Dante, studii. Padova 1865. in-8º gr. 59 S.

Fasoli, Fr., Pensieri sopra la Divina Commedia di Dante Alighieri. Nap: 1863. in-8º gr. 3 Bll. 161 S.

Gregoretti, Fr: Sulla nuova edizione della Div. Com. pubblicata a Berlino da Carlo Witte. Ven: 1862. 12º - 42. S.

Hardouin, Doutes proposés sur l'age du Dante. Paris: 1847. in-8º X - 46. S.

Lanci, Fort., De spiritali tre regni cantati da Dante. Analisi per tavole sinottiche. Roma 1855-56. fol. 28-66 S. mit 6 Taf.

Lyell, C. Dello spirito cattolico di Dante Alighieri. Trad. da G. Polidori. Londra: 1844. kl-4º XXX - 246 S. mit 4 Taf.

Marcucci, G.B. La monarchia temporale del Romano Pontefice secondo Dante Alighieri. Lucca 1864. gr-8º XII - 88 S.

Mauro, Dom. Concetto e forma della Divina Commedia. Nap: 1862-63. in-8º gr. 334 S.

Mercurj, Fil., Lezione prima, seconda e terza sulla Divina Commedia. Roma 1842. in-8º gr. 12-16-16. S.

Minich, S. R., Sulla Matelda di Dante. Venezia 1862. fol. 26. S.

Notizie storiche relative alla scoperta delle ossa di Dante, e rogito fatto in Ravenna li 27 Maggio 1865. Ravenna 1865. in-8º gr. 8. 8. S.

Occioni, O. Dante unificatore dei mondi di Platone e di Aristotele, poeta della umanità. 3ª edº Trieste 1865. Lex-8º 22 S.

Pieri, Gius., Vita di Dante Alighieri raccontata al popolo. Firenze 1865. in-8º 16 S.

Reumont, Alfr. Dichtergräber. Ravenna, Arquà Certaldo. Berl. 1846. gr. 12º 3 Bll. 87 S.

Scolari, F. Intorno ai prolegomeni del nuovo Commento della Div. Com. di Dom. Bongiovanni. Venez. 1859. in-12º XVI-38. S.

Serego-Allighieri, P. di: Dei Seratico e dei Serego-Allighieri, Cenni storici. Torino 1865. Lex-8º VIII-48 S. m. 3 Taf.

Siciliani, P. Il triumvirato nella storia del pensiero italiano, ossia Dante, Galileo e Vico. Fir: 1865. gr-8º 38. S.

Stern, Daniel: Dante et Goethe. Dialogues. Paris, Didier C. 1866. gr-8º 2 Bll.-427 S.

Telani, Gius. Intorno alla dimora di Dante al castello di Lizzana. Rovereto 1834. in-12º 30-38. S.

Thaulow, Gust. Rede zur Feier des 600 jährigen Geburtstages von Dante Alighieri. Kiel 1865. gr-4º 16. S.

Tonini, L. Memorie storiche intorno a Francesca da Rimini. Rimini: 1852. 4 Bll.-82 S. gr-8º

Vedovati, Fil. Intorno ai due primi canti della Div. Com. Venez: 1864. Lex-8º 115. S.

Zinelli, F. M., Discorso nel sesto Centenario di Dante Aligh. Treviso 1865. Lex-8º 44 S.

Mazzoni, Jacopo, Della difesa della Comedia di Dante distinta in sette libri. 2 vol. 4º Cesena 1688. vol. I: 4 Bll. 142-1063 S. vol. II: XXXXXXX-604 S.

Liburnio, M. Niccolò: La spada di Dante. Ven. 1534. gr-8º Neuer Druck auf blau Papier, 40 S.

Dante: La Divina Commedia di Dante Alighieri. Milano: N. Bettoni 1825. 3 vol. gr.-8°

— La Divina Commedia di Dante Alighieri con le note di Paolo Costa, e gli argomenti dell'Ab. G. Borghi ecc., e colla vita di Dante scritta da M. Missirini. Firenze, Fabris 1840 – 1842. 4 vol. Lex.-8°

Ampère, J. J. La Grèce, Rome et Dante. Études littéraires, 3e édition, Par. Didier 1859. gr.-8°. VIII – 464 S.

Cancellieri, Fr. Osservazioni intorno alla questione promossa dal Vannozzi, dal Mazzocchi, dal Bottari, e specialmente dal P. Abate D. G. G. di Costanzo sopra l'originalità della Divina Commedia ecc. Roma 1814. gr.-12°. XII – 263 S.

Torti, Fr. Dante rivendicato; lettera al Sigr. Cav. Monti ecc. Fuligno 1825. gr.-8°. 196 S.

Viala, A. Dello studio e della imitazione di Dante, libro unico ecc. Pisa 1822. gr.-8°. 37 S.

Dante: La Vita Nuova di Dante Alighieri. Venezia, Tip. Antonelli editrice, 1865 (Prachtausg.) 4°. XVI – 164 S. u. 1 Taf.

— La Divina Commedia di Dante Alighieri. Penig, a spese di F. Dienemann e Comp., 3 vol. gr.-4° 1804. XVIII – 238, 2 Bll. 237, 2 Bll. 236 S.

Dante: La Divina Commedia, illustrata di note da L. Portirelli. Mil. 1804 – 5. 3 vol. gr.-8°. LXVII – 338 S. m. 2 Taf., LI – 443 S. m. 1 Taf., 454 S. m. 1 Taf.

Dante: La Divina Commedia; Venezia: Girolamo Tasso ed. 1829. in-12°. 420 S. (Seltene Ausgabe, die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] noch bei Witte erwähnt [illegible].

Cesari, A. Bellezze della Commedia di Dante Alighieri. Dialoghi: Verona 1824 – 26. 4 vol. gr.-8°. XIV – 666, VIII – 604, X – 648, 178 S.

Dante Alighieri's göttliche Komödie. Ins Deutsche übersetzt von Bernd v. Guseck. Stuttg. 1855. in-12°. IV – 516 S. m. 1 Stahlstich

Dante: De Komedie van Dante Alighieri. [Het Vagevuur]. In dichtmaat overgebracht door J. C. Hacke van Mijnden. Haarlem, Kruseman 1870. fol. (Niet in den handel). Prachtausgabe. 8 Bll. 248 S. mit 42 Doré'schen Taf. in Holzschn. u. 42 dazu gehörigen Bll. Erklärung. –

Del Bon, Ant.: Il paradiso di Dante Alighieri; visione. Firenze 1865. kl.-8º 152 S. –

Dante: La Divina Commedia, col comento del p. Pompeo Venturi; edizione conforme al testo cominiano del 1727. Bassano, Remondini 1850. 3 vol. 12º 391, 365, 395 S. –

Dante: Il Purgatorio di Dante Alig. illustrato da Gustavo Doré e dichiarato con note tratte dai migliori commenti per cura di Eugenio Camerini. Mil. Sonzogno 1869. gr.-fol. VIII–134 S. mit 42 Taf. Illustrationen.

— Lo stesso; Il Paradiso. Mil. Sonzogno 1869. gr.-fol. 4 Bll. 135 S. mit 1 Porträt u. 18 Taf. Illustr.

— La Divina Commedia di D. A. corretta, spiegata e difesa dal P. Baldassare Lombardi M. C. nel 1791. Riscontrata ora sopra preziosi Codd. etc. Roma, De Romanis, 1815–17. 4 vol. gr.-4º (vgl. de Batines, I, pag. 137–140).

— Divina Commedia. Venezia, presso Antonio Zatta 1784. 3 vol. kl.-8º 396, 352, 392 S. (bildet die Bde. 3–5. des Parnaso italiano, in 56 Bdn.). –

— Divina Commedia con annotazioni, Firenz. 1821. (Parnaso italiano, gr.-8º) VI–146 S.

— Divina Commedia con indice; Padova, Minerva 1827 (Parnaso classico italiano, Lex.-8º) VIII–140 S.

— Divine Comédie traduite en vers tercet par tercet, avec le texte en regard; par Louis Ratisbonne, Paris 1865–70. 3 vol. kl. 8º XVI–484, XX–473, XVI–470 S.

Picchioni L. La Div. Com. illustrata da A. Kopisch, G. Picci e M. G. Ponta. Cenni critici. Mil. 1846. 8º XXII–477 S. –

Vigo, L. Dante e la Sicilia. Ricordi di Lionardo Vigo. Palermo, Luigi Pedone Lauriel, 1870. gr-8º 76 pag.

Smania, M.A. Lettera a Tullio Mestre sul Commento alla Div. Com. di L. Bennassuti. Verona, Rossi 1870. in-4º 39 pag.

Accordi, P. Spiegazione del numero 515 nel quale Dante vede quell' inviato di Dio che a' suoi di avrebbe redenta l'Italia. 2ª ediz. Mantova, Caranenti, 1865. in-12º di pag. 30.

Asson, Intorno le concorrenze biologiche e mediche di Dante Alighieri (cont. in: Atti dell' Imp. reg. Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti; Tom. VI. Serie III. Disp. X. pp. 847–873) Ven. 1861. 8º

Atti del comitato promotore della Esposizione Dantesca. Parte prima (nicht mehr erschienen), Fir: Cellini 1864. in-8º gr. 24 pag.

Diamare G., La triplice corona di Dante. ovvero triplicato omaggio a Dante Alighieri nel VI. centenario della sua nascita. Napoli; Giannini 1865. in-8º picc. 140 pag.

Fantoni G., Il gran rifiuto di Ravenna a Firenze e il sesto centenario. Versi. Venez. Naratovich. 1865. in-8º gr. 6 pag.

Finazzi G., Di Guiniforte Barziza e di un suo commento dell' Inferno di Dante. Discorso accademico. Bergamo, Crescini 1845. in-8º gr. 42 pag.

Fulin R., I codici Veneti della Divina Commedia descritti. Venezia, Naratovich, 1865. in-8º gr. 232 pag.

Letture dell' Accademia degli Anistamici di Belluno nel sesto centenario di Dante. Venez. Tipogr. del Commercio 1865. in-8º gr. 44 pag.

Riminesi G. Dante Allighieri a Ravenna. Carme; con note illustrative ecc. Ravenna, Angeletti 1865. in-8º 35 pag.

Zampiccini C. La culla di Dante; visione. Venezia, Antonelli 1865. in-8º gr. carta velina, 37 pag.

Zerbinati L. Il conte Ugolino ossia commento istorico, esegetico, estetico del Canto XXXIII. dell' Inferno di Dante. Ferrara, Bresciani: 1870. in-8º 68 pag.

Dante: La Divina Commedia col commento di Raffaele Andreoli. Napoli: Stamperia Nazionale 1865. 2ª edª in-8º gr. XXII-682 pag.

—— Commedia di Dante Allighieri con note di Gregorio da Siena. Inferno. Napoli; Perrotti 1867-1870. 1 vol. in-8º gr. XV-712 pag.

Gaiter L. Fede di Dante Allighieri; Verona, Merlo 1865. in-8º 120 pag.

Dante Alighieri's Göttliche Komödie. I. Abth. Die Hölle. Neu metrisch übertragen mit Erläuterungen von R. Baron. Oppeln, Reisewitz: 1870. 8º VIII-176 S.

Kraszewski J. J. Dante. Vorlesungen über die Göttl. Komödie, a. d. Deutsch v. S. Bohdanowicz. Dresden, Kraszewski 1870. gr-8º 204 S.

Antonelli G. Accenni alle dottrine astronomiche nella Divina Commedia. Fir. Cellini 1866. fol. 16 pag.

Esposizione Dantesca in Firenze. Maggio 1865. gr. in-8º 2 Bll. 112. 70. 36 pag.

Ferrazzi J. Della prosa di Dante comparata a quella degli altri prosatori del suo tempo. Fir: 1866. fol. 18 pag.

Oliva G. Per l'inaugurazione del monumento a Dante Alighieri nella piazza maggiore di Rovigo. Discorso. Rovigo 1865. in 4º 32 pag. con una tavola.

Giuliani G. B. Dante spiegato con Dante. Canto V. dell'Inferno, commentato. Fir: Le-Monnier 1866. in-8º gr. 32 pag.

—— — Dante spiegato con Dante. Canti XI. XII e XIII. dell'Inferno, commentati. Modena, Soliani 1869. Lex-8º 94 pag.

Palesa: Dante. Raccolta di Agostino Dott. Palesa in Padova. Trieste, Lloyd austr. 1865. in-8º gr. XVI-136 pag.

Lubin, Dr. A. Giuseppina di Hoffinger, traduttrice della Divina Commedia. Bassano 1869. in-8º gr. 20 pag.

Loria Dr. C. L'Italia nella Divina Commedia. Mantova, Franceschola: 1868. in-4º gr. 395 pag. —

Bridel, L. Lettre à Carion de Nisas. Sur la manière de traduire Dante. Basle, impr. chez G. Haas. 1865. gr. 8º 64 pag.

Franciosi, G. Le ragioni supreme della storia secondo la mente di Dante Alighieri. Modena, Vincenzi 1870. kl-8º pag. 208. —

Spada, F. Dissertazione sopra Inf. IV, 25-28. Roma 1865. pag. 28 in-8º

— Curioso Dialoghetto. Roma 1865. pag. 8 in-8º

— Dissertazione sopra Purg. II, 6. Roma 1869. pag. 24 in-8º

Balsano, F. La Div. Comm. giudicata da Giov. Vinc. Gravina. Ragionamento. Mil: 1867. in-12º di pag. 79.

Zauli-Sajani, T. Dante vaticinatore dell'unità nazionale. Lezioni. Fir. Cellini 1865. in-8º picc. di pag. 115.

Dalton, H. Dante und sein Bezug zur Reformation u. zur modernen evang. Bewegung in Italien. Vortrag. S. Petersburg 1870. in-16º 37 S.

Dante's Göttliche Komödie. Uebersetzt von Wilh. Krigar; illustrirt von Gustav Doré; mit einem Vorwort von Dr. Karl Witte. (Prachtausgabe) Berlin, Moeser 1870

Della Casa di Dante. Relazione con documenti al consiglio generale del comune di Firenze. Fir: Le Monnier, 1865. in-4º 96 S. mit 3 Taf.

La Casa di Dante Alighieri in Firenze; Relazione ecc. Firenze, Le Monnier 1869. in-4º 40 S. mit 3 Taf. in fol. (Supplement zum vorigen).

Dante's Göttliche Komödie. Deutsch von Karl Eitner. Hildburghausen 1865. 3 bd. kl. 8º XXXII-156, 168, 172 S.

Dante's Göttliche Komödie. Deutsch von Alex. Tanner. Das erste Lied: Die Hölle (nicht mehr erschienen) München, Fleischmann 1865. kl-8º VIII-347 S.

Grimm Herm. Dante u. die letzten Kämpfe in Italien. (Enth. in: Neue Essays über Kunst u. Literatur von Herm. Grimm. Berlin: Dümmler 1865. gr. 8º S. 119-163.)

Holzapfel R. Dante: I, Dante und seine Zeit. II, Dante's Göttl. Komödie. (Enth. in: Historische Rückblicke. Sechs Vorträgen zu milden Zwecken. Marburg, Heinrichshofen 1867. gr. 8º S. 71-162.)

Liesske, C. Robert: Dante und seine Stellung zu Kirche, Schule und Staat seiner Zeit. Dresden, Adler & Dietze 1867. gr. 8º 15 S.

Minzloff, Dr. R. Dante's Hölle des Verliebten deutsch gereimt mit einigen Bemerkungen etc. Hannover, Hahn, 1870. kl. 8º 47 S.

Dante: La Div. Commedia etc. per cura di Gaetano Poggiali. Livorno, T. Masi & C. 1807–1813. 4 Vol. gr. 8°. —

Selmi Fr. Chiosa anonima alla prima cantica della Div. Com. di un contemporaneo del poeta. Tor. 1865. gr. 8° XXX–222 S.

" " Il Convito, sua cronologia, disegno, intendimento, attinenza colle altre opere di Dante. Tor. 1865. gr. 8° VIII–116 S.

De Sanctis, Fr. Storia della letter. ital. Vol. 1. Napoli, Morano 1870. kl. 8° 410 S. (Ueber Dante S. 57–72. 147–255 u. ö.)

Mussafia, Ad. Sul testo della Div. Com. studii. I. I Codici di Vienna e Stoccarda. Vienna 1865. gr. 8° 74 S.

Berlan, F. Le più belle pagine della Divina Commedia, con introduzione storico=estetica, varie lezioni, ecc. Padova, Sacchetto, 1870. kl. 8° 205 S.

Dante: Codice frammentario della Div. Comm. di D. A. in pertinenza della biblioteca dell'università di Bologna edito secondo la sua ortografia per opera e cura di Luciano Scarabelli. Bologna: tipografia regia Merlani, 1870. in-4° 114 S. mit 1 Taf. (Nicht im Handel).

Arndt, L. R. De Dante Alighieri scriptore ghibellino. Dissertatio. Bonnae, Krüger 1846. gr. 8° 2 Bll. 85 S.

Dante: La Divina Commedia col comento di Raffaele Andreoli. Ediz.e stereotipa. Fir. Barbèra 1870. 8° XIX–351 S.

(Boccaccio) Chiose sopra Dante. Testo inedito ora per la prima volta pubblicato (da Lord Vernon) Firenze, Piatti 1846. Lex-8° X–900 S. mit 2 Taf. Facsim.

Sigalas, Baron Paul Drouilhet de,: De l'art en Italie. Dante Alighieri et la Divine Comédie. 2e Edit. Paris, Didot 1853. gr. 8° 646 S.

Frapporti, Giuseppe: Dell'allegoria che sta in capo alla Divina Commedia. Enth. in: Atti dell' I. R. Ginnasio superiore di Capodistria. Anno scolastico 1868/69. Capodistria 1869. gr. 8° S. 25–40.

Leoncavallo, Ruggiero: Manuale Dantesco ad uso della gioventù studiosa toscana. Livorno F. Canozzi, 1853. 12° 2 Bl. 258 S.

Dante. Con nuove et utili ispositioni. In Lyone, appresso Guglielmo Rouillio 1552. 16° (selten!)

(Ferrazzi). Onorificenze a Dante Alighieri nel sesto centenario natalizio nel Veneto, Trentino ed Illirico. Bassano 1865. gr. 8° 16 S.

Dante: Esemplare della Divina Commedia donato da Papa (Benedetto XIV) Lambertini con tutti i suoi libri allo studio di Bologna edito secondo la sua ortografia illustrato dai confronti di altri XIX Codici Danteschi inediti e fornito di note critiche da Luciano Scarabelli. Inferno. Edizione speciale di 50 esemplari con proprio discorso storico e filologico in onore del re d'Italia. Bologna: regia tipografia, 1870. gr. 4º CI–631 S. mit 1 Taf. Facsim.

Dante: La stessa opera dello Scarabelli: Edizione comune. Inferno. Bologna: Romagnoli; 1870. in-8º gr. LXVII–652 S.

Palermo F. I Manoscritti Palatini di Firenze. in-4º gr. 1853–68. Enth: vol. I. S. 343 f. Rime di Dante. 525–544. Codici della Div. Com. etc. – vol. II. S. 597–880. Liriche e parte del Paradiso di Dante Alighieri, come sono nel Cod. Palat. CLXXX. Autografo di Francesco Petrarca. Mit 1. Taf. Dante's Bild.

Croce Em. Itinerario di Dante Alighieri. Livorno 1869. Lex-8º. VIII–76 S. mit einer lit. Taf. gr. fol. –

Gruning J. H. Dante Alighieri. Eene Studie. Amsterdam, Hoveker & Zoon. 1870. gr. 8º. XII–147 S.

Colle, Alessandro de: Osservazioni critiche sulla terzina X del Canto III dell' Inferno di Dante. Padova: Penada, 1870 in-8º gr. 14 pag.

Scarabelli, L. Confronti critici per le illustrazioni figurative date all' Inferno di Dante dagli artisti Doré e Scaramuzza. Parma, Saccani, 1870. gr.-in-8º 219 pag.

Settembrini, L. Lezioni di letteratura italiana. 2ª ed.e Nap. 1869. vol. I. II. kl. 8º (Ueber Dante vol. I. pag. 97 bis 172. u. ö.). –

Dante Alighieri: La divine Comèdie.

L'Enfer de Dante Alighieri avec les dessins de Gustave Doré; traduction française de Pier-Angelo Fiorentino, accompagnée du texte italien. Paris: L. Hachette et Cie 1868. gr. fol. 2 Bl. IV–194 S. mit 76 Taf. u. 75 Bll. Erläutrngn.

Le Purgatoire et le Paradis de D. A. avec les dessins de G. Doré etc. Ibdm. 1868. gr. fol. 3 Bll. 407 S. mit 60 Taf. in Holzschn. u. 60 dazu gehör. Bll. Erläutrngn.

Dante: La Div. Comm. di D. A. con ragionamenti e note di N. Tommaseo. Ediz.^e^ economica illustrata. 3 Vol. gr. 16°. Milano, Pagnoni 1869. CIII–423 S. mit 13 Taf., 494 S. mit 12 Taf. 496 S. mit 12 Taf.

Delff, Dr. H. K. Hugo: Die Idee der göttlichen Komödie. Eine Studie. Leipzg. G. B. Teubner 1871. 8° XII–187 S.

Franciosi, Giov.: Gregorio VII. giudicato da Dante. Considerazioni. Modena: Rossi 1869. 8° 32 S.

d° d° Discorsi detti nel R. Liceo Muratori. Modena. Vincenzi 1870. 16° 119 S.

Keller, H. Dante und seine Zeit. Vortrag. Aarau: Sauerländer 1870. 8° 29 S.

Scolari Dr. Fil: Sopra lo stato presente della letteratura dantesca. Lettera critica al prof. David Farabulini. Roma 1870. 8° 40 S.

Mario D. Dante e i codici danteschi. Mantova: V. Guastalla editore 1869. gr-8° 27 S.

Romanis, arciprete Matteo: E pur è guasto! s. l. 1871. Kl. 8° 9 S.

Grimaldi, Odoardo: Saggio di una nuova esposizione didattica della Divina Commedia di D. A. Terni: Stabil. tipogr. Ternano. 1870. in-8° 37 pag.

Dante Alighieri: Opere. Firenze, Ciardetti; 1830. Vol. 5 in 8° gr. XXXIII–747, 799, 846, 799, VIII–824 S. – Vgl. De Batines, I pag. 176.

Dante: „Lo' nferno e'l Purgatorio e'l Paradiso di Dante Alaghieri." Infine: „Impresso in Vinegia nelle Case d'Aldo & d'Andrea di Asola suo suocero nell'anno 1515. Del mese di Agosto. Kl. 8° 488 S. Vgl. De Batines, I, pag. 71–75. selten!

Dante: Comedia di Dante Alighieri poeta divino: cō l'expositione di Christophoro Lādino: nuouamente impressa: e con somma diligētia reuista etc. (Venezia, Buggofranco) 1529. fol. 614 S. Selten! Vgl. De Batines I, pag. 79–81.

Dante: La Comedia di Dante Aligieri con la noua espositione di Alessandro Vellutello etc. (Venezia, Marcolini; 1544). Kl. 4° 884 pag. Selten! – Vgl. De Batines I, pag. 82–84.

Dante: Opere di Dante Alighieri. Venezia, Zatta 1757–58. 4 Vol. in-4° 8 Bl. XLVIII–CCCCVIII S. mit 40 Taf., CCCCXIII S. mit 33 Taf., CCCCLII – 103 S. mit 33 Taf., XII– 408– 264– LXXXVI S. mit 7 Taf.

Dante: La Divina Commedia di Dante Allighieri. Parma: nel regal palazzo 1796. Co' tipi Bodoniani. 3 Vol. fol. 6 Bll. LII– 205–V; 2 Bl. 207–XIII; 2 Bl. 207–XXIV S.

Dante: La Divina Commedia di Dante Alighieri manoscritta da Boccaccio. Roma: negli occhi santi di Bice. 1820. gr. 8° XXXI– 612 S.

Dionisi, can. Gian-Jacopo: Preparazione istorica e critica alla nuova edizione di Dante Allighieri. Verona, Gambaretti 1806. 2 Vol. 4° Vgl. De Batines I, 519 ff. Sehr selten!

Bongiovanni, Dom. Prolegomeni del nuovo commento storico-morale estetico della Divina Commedia. Forlì: Bordandini 1858. Kl. 8° 397 pag.

Dematteo, Dr. F. La lettere in Italia prima di Dante. Innsbruck Wagner. 1871. gr. 8° VII– 228 S.

Della Valle, G. Supplemento al libro = Il senso geografico-astronomico della D. C. Faenza: Novelli: 1870. in-8º 65 pag.

Fauriel: Dante e le origini della lingua e letteratura italiana. Prima versione italiana con note di G. Ardizzone. 2 vol. Palermo 1856-57. in-8º XI-422; 380 pag.

Lanzani, Fr. La Monarchia di Dante. Studi storici. Milano 1864. in-8º gr. XI-187 pag.

Monti, V. Saggio diviso in quattro parti dei molti e gravi errori trascorsi in tutte le edizioni del Convito di Dante. Mil. 1823. in-8º XIV-160 pag.

Petrettini, Giov. Orazione intorno ad Omero e a Dante. Padova: 1821. fol. 59 pag.

Paolini, F. Note ad alcuni luoghi delli primi cinque canti della Divina Commedia. Venezia, Piotti. 1819. in-8º di 115 pag.

Perticari, G. Opere. Mil. Silvestri 1823. 2 vol. in-12º
Enthält die wichtigen Arbeiten des Verf. über Dante.

Giuliani, GB. Arte, Patria e Religione. Prose. Firenze: Successori Le Monnier 1870. kl. 8º VI-467 pag.
Enthält 30 Aufsätze, wovon sich die meisten auf Dante beziehen.

Solitro Giulio: Dichiarazione del Verso: Discorso intorno d'un bel fiumicello. Torino: Arbero e Colla 1856. gr. 8º 33. pag.

Graziani, G. Interpretazione della Allegoria della Divina Commedia di Dante Alighieri. Bologna, Mareggiani 1871. 8º 440 S.

Dante: Divina Commedia: P. Alex. Pag. Benacensis. s. a. (1506?)
Seltene Ausgabe! Vergl. Batines I, 66. 67. –

Einleitung.

Erweiset dem erhabnen Dichter Ehre!

Während bei weitem die meisten unter den Menschen wie die Blumen des Feldes entstehen und in Kürze vergehen, — während Millionen und abermals Millionen nach einem mehr oder weniger langen, verhältnissmässig aber stets kurzen irdischen Dasein für die Welt im Grossen und Ganzen spurlos vorübergehen, um in wenigen Tagen auf Erden völlig vergessen zu sein, — während man sich bei den Vielen verlegen fragen möchte, wozu sie eigentlich in der Welt gewesen? und auf eine befriedidigende Beantwortung dieser Frage vergebens harrt: ist es einigen Wenigen gegeben, auf ihre nicht blos, sondern auch auf die folgenden Zeiten mächtig einzuwirken, von Mit- und Nachwelt mit Bewunderung gefeiert zu werden, einen unsterblichen, glorreichen Namen auf Erden sich zu machen. Ob aber auch Einer noch so hoch über seine Zeit emporragt, — ob er sich auch noch zu derselben in entschiedenen Gegensatz stellt, — ob er auch noch von den kommenden Geschlechtern als der Schöpfer einer neuen Welt begrüsst, angestaunt und verehrt wird, — dennoch ist und bleibt jeder Mensch ein Kind seiner Zeit, ein Erzeugniss derselben. Durch die äusseren Weltverhältnisse ist seine äussere Stellung in der Welt, überhaupt sein äusseres Leben, — durch die Zeitvorstellnngen und Zeitanschauungen das Leben seines Geistes,

sein Denken und Glauben bedingt. Und wie ein jeder Mensch ein Product seiner Zeit ist, so ist hinwiederum ein Jeder auch ein Arbeiter für seine Zeit. Wohl kann er mit anhaltendstem Eifer nach dem Ruhme streben, nicht allein für seine eigene Zeit zu wirken, sondern Werke einer Ewigkeit zu schaffen, — Werke, aus denen die Mitwelt nicht blos, sondern auch die späteren und entferntesten Geschlechter Erquickung und Belehrung schöpfen können: diese unsterblichen Werke aber sind zunächst nicht auf die Zukunft, sondern auf die Gegenwart des Schöpfers derselben berechnet, — sie sollen nicht auf die *Nach*welt nur, sondern auf die *Mit*welt in erster Linie ihre Wirkung ausüben. Je mehr in einer Persönlichkeit oder in einem Werke der Geist des betreffenden Zeitalters concentrirt sich abspiegelt, um so mehr wird diese Persönlichkeit das Interesse zukünftiger Geschlechter für sich wach rufen, — ein um so höherer Grad von Unsterblichkeit wird einem solchen Werke beschieden sein. Ein Werk, eine Geistesarbeit dagegen, die ausschliesslich blos auf die *Nach*welt, auf die *Mit*welt aber nicht im Geringsten berechnet wäre, — eine solche Geistesarbeit gibt es in der Welt wol nicht, — und gäbe es eine, sie bliebe bei der Nachwelt ebenso, ja, noch mehr unbeachtet als bei der Mitwelt. Der Mensch *ist* nicht blos ein Kind seiner Zeit; wenn anders sein Dasein von segensreichen Wirkungen für die Welt sein soll, so *muss* er ein Kind seines Zeitalters sein, so sehr er auch seiner Zeit vorauseilen, über sie emporragen möge.

Und wenn der Mensch ein Erzeugniss seiner Zeit, ein Arbeiter für dieselbe ist und sein soll, so wird er und seine Werke nur im Zusammenhange mit seiner Zeit und deren Geschichte völlig verstanden werden können. Von Solchen besonders wird diess gelten, die in bedeutungsvollen Entwicklungsperioden lebten, die eine hervorragende Stellung in denselben einnehmen. Die Geschichte ihrer Zeit und Umgebung wird stets den besten Commentar zu ihrem Leben und zu ihren Werken liefern. Ohne

die Kenntniss jener aber werden auch diese unbegriffen und unverstanden bleiben.

Es gab eine Zeit, wo diess nicht erkannt wurde, — eine Zeit, wo man von der Biografie eines grossen Mannes keinen höheren Begriff hatte, als den einer trockenen Zusammenstellung der äusserlichen Ereignisse seines Lebens. Der innere Entwicklungsgang hingegen, sowie auch die Darstellung der Zeitgeschichte, als des Bodens, auf dem er gewachsen, als des Schauplatzes, auf dem er gewirkt, — das alles wurde fast gänzlich vernachlässigt.

Seit einem Jahrhundert hat aber der Begriff einer Biografie wesentliche Umgestaltungen erfahren. Der Biograf soll, wenn er anders den an ihn billig zu stellenden Forderungen genügen will, nicht allein seines Helden äussere Lebensschicksale zusammenstellen, — er soll auch den inneren, den geistigen Entwicklungsgang desselben zur anschaulichen Darstellung bringen und dazu noch ein Bild der allgemeinen Zeitverhältnisse, die das äussere und innere Leben des Einzelnen beeinflusst haben, in kurzen und möglichst getreuen Zügen zeichnen. Erst wenn er diess thut, kann ihm die Zeichnung eines getreuen Bildes gelingen.

Bei dem Manne besonders, der in den vorliegenden Blättern uns beschäftigen soll, ist diess schlechterdings unentbehrlich. Der erhabene, unsterbliche Sänger der göttlichen Komödie kann durchaus nur im Zusammenhange mit der Geschichte seiner Zeit im Grossen und Ganzen, sowie mit der speciellen Geschichte seines weiteren und engeren Vaterlandes begriffen und verstanden werden; sein eminentes, bis zur Stunde in der italienischen nicht nur, sondern in der gesammten europäischen Literatur noch immer einzigartig und unerreicht dastehendes poetisches Hauptwerk bleibt, ohne eine mehr als blos oberflächliche Kenntniss der Zeitgeschichte, zumal der apenninischen Halbinsel, ein Buch mit sieben Siegeln. Gelingt es doch selbst der gründlich-

sten Geschichtsforschung nicht, alle sieben Siegel des erhabenen Buches zu lösen; mögen ihrer auch schon sechs geöffnet sein, das siebente bleibt doch noch ungeöffnet, — wird es auch wohl auf ewig bleiben.

Dante Alighieri ist nicht allein einer der erhabensten, tiefsten und geistvollsten Dichter aller Völker und aller Zeiten, — er ist nicht blos ein Gelehrter, dessen umfassende Kenntnisse in fast allen Zweigen des menschlichen Wissens, wovon seine Werke ein glänzendes Zeugniss ablegen, die anstaunende Bewunderung aller folgenden Generationen hervorriefen und noch immer erregen, — Dante Alighieri ist zugleich auch selber ein Stück Geschichte. In einer Zeit, die vielleicht eine der wichtigsten genannt werden dürfte, — mitten unter einem Volke lebend, welches die glorreichste Vergangenheit hinter sich hatte und noch immer sich rühmen konnte, Hauptträger der europäischen Civilisation zu sein, hat er in der Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt und nimmt unter den Trägern der Cultur, unter den Beförderern geistigen Fortschrittes, unter den Herolden der Wahrheit eine der eminentesten Stellen ein. Ein edler Menschenfreund, dessen ganzes Dichten und Streben nur das suchte, was er als zum zeitlichen und ewigen Wohle seiner Zeit- und Volksgenossen dienend und dasselbe fördernd erachtete, hat er in seinen Werken die Mittel dargelegt, die zur Glückseligkeit zu führen ihm am geeignetsten schienen; — ein tiefer Menschenkenner, durch das Schicksal lange von einer Stadt zur anderen von einer Provinz zur anderen hin und her geworfen, hat er die Geschichte und Sitten vieler Menschen kennen gelernt und die von ihm selber miterlebte Geschichte war es, die ihm den rohen Stoff lieferte, aus dem er das erhabenste Kunstwerk bildete; — ein ernster sittlich-religiöser Character, der in der Wahrheit Freundschaft sich niemals furchtsam zeigte, hat er seiner Zeit einen ernsten Spiegel vorgehalten, einen Spiegel, der, richtig erkannt und gebraucht, auch für uns ein treffliches Mittel ist, um jene

Entwicklungsepoche mit den sie bewegenden Ideen tiefer kennen zu lernen.

Die Biografie des grossen Dichters hat demnach mit einem Ueberblick über den politischen, sittlichen, religiösen, wissenschaftlichen und culturhistorischen Zustand seiner Zeit und besonders seines Vaterlandes zu beginnen. Die Betrachtung der drei erstgenannten Zustände zeigt uns, was ein Mann von der Gesinnung und Begabung eines Dante als seine Lebensaufgabe betrachten musste; — die Betrachtung des wissenschaftlichen und culturhistorischen Zustandes wird uns die Mittel kennen lehren, welche seine Zeit ihm darbot, um diese seine Lebensaufgabe zu lösen.

ERSTES BUCH.

ZEITVERHÄLTNISSE.

Erstes Kapitel.

Kaiserthum und Papstthum.

> **Einst pflegte Rom, der guten Ordnung Gründrin,**
> **Zwei Sonnen zu besitzen, welche diesen**
> **Und jenen Weg, der Welt und Gottes, zeigten.**
> **Verlöscht hat eine jetzt die andr', es eint sich**
> **Das Schwert dem Hirtenstab, und so verbunden**
> **Muss sich nothwendig Beides schlecht behaben**
> **Dieweil vereint eins nicht das andre fürchtet.**
> **Purgatorio XVI, 106—112.**

Die Entwicklungsperioden in der Geschichte der Menschheit zeichnen sich dadurch aus, dass sie nicht Zeiten angenehmer Stille und behaglicher Ruhe, sondern vielmehr Zeiten sind, in welchen die drückende Schwüle und des Kampfes Unwetter wechselseitig einander ablösen. Nicht dem im lieblichen Thale in geräuschloser Stille dahinfliessenden Bächlein, — das Leben gleicht in solchen Zeiten dem von den Bergen herabstürzenden Strome, dessen wildes Geräusch in der Ferne vernommen wird und in der Nähe eine fast übertäubende Wirkung auf den Zuschauer ausübt. Zeiten des Kampfes sind wohl nicht immer zugleich Zeiten der Entwicklung, aber Uebergangs- und Entwicklungsepochen sind stets Zeiten des Kampfes. Denn die neuen Gedanken, Ideen, Principien, Wahrheiten, die in einer solchen Epoche zur allgemeinen Geltung zu gelangen streben, stossen stets auf mehr oder weniger erbitterte Feinde, die, sei es aus kurzsichtiger Verblendung, sei

es, weil persönliche Interessen sie am Alten festgebunden halten, oder sei es aus missgünstigem Aerger darüber, dass Andere und nicht *sie* zu Hauptträgern der neuen Entwicklung bestimmt wurden, die neuen Gedanken, Ideen, Principien, Wahrheiten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken suchen. Aus diesem Streben des Neuen, zur allgemeinen Anerkennung zu gelangen, — aus diesem Ringen des Alten nach der noch ferneren Alleinherrschaft und alleinigen Geltung, — daraus muss mit nothwendiger Consequenz der Kampf sich entwickeln.

So ist denn auch Dante's Zeitalter eine sturmbewegte und kampferfüllte Zeit. Es ist dies die Zeit, in welcher der alte und bis zur Stunde noch nicht ausgekämpfte Streit zwischen Kirche und Staat in voller Blüthe steht. Zwei diametral entgegengesetzte Principien, zwei grundverschiedene Ideen ringen da mit all ihrer Macht um die Herrschaft über die Welt. Hauptrepräsentant des einen Princips ist das *Kaiserthum*, Hauptrepräsentant des anderen ist das *Papstthum*.

Zu Anfang zwar hatten sich Kaiserthum und Papstthum einträchtig und in gleicher Richtung über die mittelalterliche Gemeinde erhoben. Doch wurde diese Eintracht durch den Stolz und durch die Herrschsucht derer gestört, deren Aufgabe und Beruf es gewesen wäre, mit leuchtenden Beispielen dienender Demuth Anderen voranzugehen. Nur zu bald hatten es die angeblichen Sendboten Jesu Christi gänzlich vergessen und ausser Acht gelassen, dass ihr göttlicher Meister nicht zum Herrschen, sondern zum Dienen sie berufen, zum Dienen sie in die Welt ausgesandt. Von Denen vorzüglich ward dies vergessen und vernachlässigt, welche die irdischen Stellvertreter des erhöheten Gottessohnes zu sein behaupteten. Hatte Er, der Göttliche, von sich erklärt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, so nahm umgekehrt sein angeblicher Stellvertreter die Herrschaft über die ganze Welt, die politische nicht weniger als die religiöse, für sich in Anspruch. Hatte Jener in seiner tiefen Demuth von sich bezeugt: „Des Menschen Sohn

ist nicht gekommen damit er sich dienen lasse, sondern um zu dienen", so kehrte Dieser den Satz um und, wiewohl er sich in erheuchelter Demuth den Namen eines „Knechtes der Knechte Gottes" beilegte, so betrachtete er sich in seinem schrankenlosen Stolze als den König aller Könige und Herrn aller Herren der Welt; — selbst von den Nachfolgern der römischen Imperatoren wagte es der stolze und ehrsüchtige Oberpriester der Christenheit, Knechtesdienste zu verlangen.

Allein nicht immer zeigten sich die weltlichen Fürsten willig, den überspannten Ansprüchen einer herrschsüchtigen Clerisei sich zu fügen. Als diese letztere ihre Prätensionen aufs Höchste schraubte, — als der geniale, reichbegabte und hochstrebende Zimmermannssohn aus Toscana zur Stelle eines Stellvertreters des armen Zimmermannssohnes aus Galilæa erhoben ward, da waren die Zeiten des Friedens zwischen Kaiserthum und Papstthum zu Ende.

Mit dem Pontificat des siebenten Gregors nimmt der verhängnissvolle Kampf seine ernsteren Anfänge. Die geistliche und die weltliche Macht, — Papstthum und Kaiserthum, Kirche und Staat stehen von da an im principiellsten Gegensatz einander gegenüber. Gregor's Besteigung des römischen Stuhles bezeichnet daher auch den Beginn einer neuen Periode der Kirchengeschichte.

Die Ideen zwar, welche Gregor's Seele erfüllten, für welche er lebte und kämpfte, — die Idee der völligen Unabhängigkeit der Kirche von der staatlichen Gewalt, — die Idee der Unterordnung des Reiches unter den römischen Stuhl, — die Idee eines vollkommen ausgebildeten, absoluten Theocratismus, — diese Ideen waren keineswegs neu, — der Zimmermannssohn aus Toscana hat sie nicht selber erst erfinden müssen. In der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts schon sehen wir sie auftauchen, damals schon hatte die Curie den sehr ernstlich gemeinten Versuch gemacht, die Zügel der weltlichen Herrschaft selber zu ergreifen, Könige und Kaiser als ihr untergeordnet, als von ihr abhängig zu be-

trachten und zu behandeln. An dem Rechtsbewusstsein des germanischen Volkes waren aber diese kühnen Versuche gescheitert. Ueber das Kaiserthum sich zu erheben, die weltlichen Machthaber ihrer rechtmässig erworbenen Kronen zu berauben und sie den Günstlingen der Curie zu verleihen, — das konnte damals dem Papstthum doch nicht gelingen. Noch war die Zeit nicht reif hiezu.

Allein die Zeiten änderten sich und auch die Geistesrichtung der Völker ward mit der Zeit eine andere. Die Anschauungen derselben wurden den päpstlichen Ideen immer günstiger und günstiger, so dass der siebente Gregor es bis zur bekannten, in der Geschichte einzigartig dastehenden Scene von Canossa zu bringen vermochte. Von nun an stieg die Gewalt und das Ansehen des Papstthums immer höher und höher, bis es unter dem dritten Innocenz, dem unstreitig geistvollsten, herrschbegierigsten und kühnsten Priester, der je auf Petri Stuhl gesessen, seinen Culminationspunkt erreichte. Das Ansehen und die Gewalt des Kaiserthums sank dagegen immer tiefer und tiefer, bis es zuletzt nahezu null wurde. Nachdem es aber auf die höchste Höhe sich erhoben, musste auch das Papstthum in die tiefste Tiefe, — tiefer, weit tiefer als das Kaiserthum hinabsteigen. In ihrem langen gegenseitigen, mit aller Erbitterung geführten Kampfe hatten die zwei Mächte einander tiefe Wunden geschlagen, — hatten einander bedeutend geschwächt, — waren beide in ihrer Macht nicht allein, sondern auch im Ansehen bei den Völkern tief gesunken und hoch über sie erhob sich eine andere, eine neue Macht, — die Macht der Städte und Völker, — die Macht der Freiheit.

Lassen wir die Hauptmomente dieses Kampfes zwischen Kaiserthum und Papstthum in grossen Umrissen an uns vorübergehen.

Die beiden Hauptaufgaben, welche Hildebrand sich gestellt, — welche er auf seine Nachfolger vererbte, — diese beiden Hauptaufgaben waren nichts Geringeres, als einerseits die gesammte Geistlichkeit von jeglicher Beaufsichtigung seitens der Träger der staatlichen Gewalt völlig zu befreien und sie als einen durchaus

willenlosen Organismus an Rom zu ketten, andererseits das Reich, das Kaiserthum selbst, dem päpstlichen Stuhle untergeordnet und unterwürfig zu machen.

Natürlich musste das Papstthum in diesem Bestreben auf energischen Widerstand, zumal von Seiten der ersten weltlichen Machthaber der Christenheit, der deutsch-römischen Kaiser, stossen.

Es ist bekannt, wie dieser Widerstand dem Anscheine nach gleich im Anfange von Gregor siegreich bekämpft wurde. Als sich Heinrich IV., der Inhaber der römischen Imperatorenwürde, zu Canossa so tief vor dem Papste erniedrigte, da mochte der letztere wohl der Hoffnung sich hingeben, das Ziel seiner hohen Bestrebungen bereits erreicht zu haben. Doch täuschte er sich in dieser Hoffnung. In den drei schmachvollen Tagen von Canossa war im Inneren des deutschen Machthabers eine Wiedergeburt vor sich gegangen. Racheschnaubend kehrt Heinrich über die Alpen zurück nach Deutschland, nach wenigen Jahren zieht er als Sieger ein in die Tiberstadt, Gregor wird in der Engelsburg von dem nämlichen Fürsten belagert, der im Büssergewande einst seine Gnade erfleht. Und ob auch Gregor durch den Normannen Robert befreit wird, so muss er doch aus der ewigen Stadt entfliehen und bald darauf steigt er zu Salerno als Exulant in das Grab hinab, den Trost mit sich nehmend, sein Sterben in der Verbannung sei durch seine Liebe zur Gerechtigkeit, durch seinen Hass gegen die Ungerechtigkeit verursacht worden.

So hatte denn Heinrich IV. den ersten Anlauf des Papstthums zur Unterjochung des Kaiserthums mit siegreichen Waffen zurückgeschlagen.

Rom gab sich aber damit noch keineswegs besiegt, seine stolzen Pläne liess es noch nicht fallen. Keine, auch die unsittlichsten Waffen nicht verschmähend, bereitete es seinem mächtigen Gegner ein Loos, unermesslich schmerzlicher als dasjenige es war, welches den siebenten Gregor getroffen. Gegen sein eigenes Blut

muss Heinrich das Schwert ziehen. Die Empörung seines Sohnes Konrad gelingt es ihm zwar zu unterdrücken. Aber von der Priesterschaft aufgehetzt, verführt und bis zur haarsträubendsten Unnatur verleitet, erneuert sein jüngerer Sohn, Heinrich, des älteren Bruders absalomische Empörung wieder, seiner Krone beraubt stirbt der edle, fromme und unglückliche Vater zu Lüttich am gebrochenen Herzen und selbst die Grabesruhe wird ihm von der fanatischen Priesterschaft und dem unnatürlichen Sohne nicht gegönnt.

Ob aber auch das päpstliche Princip im Kampfe gegen Heinrich IV. die Oberhand behauptet, — in der nächsten Zeit sinkt es doch schon wieder und muss dem entgegengesetzten weichen. Kaum sieht sich Heinrich V. im unbestrittenen Besitze der Krone, da wandelt auch er in seines unglücklichen Vaters Fusstapfen und wird ein ebenso entschiedener Gegner des Papstthums und seines Princips, wie sein Vater es gewesen. Was es gesäet, das muss jetzt Rom selber ernten. Zwei gleichzeitige Statthalter Jesu Christi verfluchen einander gegenseitig und beweisen dadurch vor der ganzen Welt, dass die von der römischen Curie zwischen Vater und Sohn gestiftete Zwietracht am römischen Stuhle sich rächt. An dem Gelingen seiner hochstrebenden Absichten verzweifelnd, gibt das Papstthum sogar dem kühnen Gedanken Raum, dem Kaiserthum alles das zurückzugeben was es jemals der Kirche verliehen und letztere durch Verzichtleistung auf alles Weltliche gänzlich vom Staate zu befreien, sie von ihm völlig zu trennen. Dieser unerhörte Gedanke kommt freilich nicht zur Ausführung; so weit war es mit dem Papstthum nicht gekommen. Aber das Wormser Concordat, wodurch ein längerer Waffenstillstand zwischen den zwei hadernden Mächten herbeigeführt ward, — das Wormser Concordat bewies, dass sie, diese zwei Mächte, die bei dem schneidendsten Widerspruche ihrer Interessen und Principien Kirche und Reich aus allen ihren Fugen reissen zu wollen schie-

nen, am Ende des fünfzigjährigen Kampfes ebenso wie vor demselben da standen, keine bedeutenderen neuen Resultate erzielt hatten.

Dem aufmerksamen Beobachter wird es indessen nicht entgehen, dass in diesem Kampfe das Papstthum doch gar vieles gewinnt. Das Kaiserthum erficht äusserlich freilich einen Sieg nach dem anderen. Aber nicht immer werden die Siege auf den Schlachtfeldern entschieden. Die Ideen, für welche Gregor den Kampf führte, — sie stimmten allzusehr mit der allgemeinen Zeitströmung überein, als dass sie mit ihm hätten zu Grunde gehen können. Während dieser aus Rom entfloh, vollzogen jene die Eroberung der Welt. Gregors nächste Nachfolger vermögen es, die grossartigste Weltbewegung hervorzurufen, wovon die Geschichte des Mittelalters zu erzählen weiss, sie sind es, welche in den Kreuzzügen die Initiative ergreifen. Hiedurch gewinnt der Papst von selbst den Schein, als wäre er das Oberhaupt der gesammten christlichen Welt. Auch stehen ihm die Kreuzheere gegen den Kaiser zu Diensten; sie bekämpfen den von diesem eingesetzten Gegenpapst und vertreiben ihn aus der päpstlichen Residenzstadt. So musste denn das päpstliche Princip ganz naturgemäss immer mehr und mehr um sich greifen, immer festeren Boden gewinnen.

Hiezu kommt aber noch Eins. Bei dem immer deutlicher zu Tage tretenden Bestreben der Städte und der kleineren Fürsten von der kaiserlichen Gewalt sich zu emancipiren musste es in ihrem Interesse liegen, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, die Bestrebungen des Papstthums zu fördern. Daher die Erscheinung, dass sich in den meisten Fällen die deutschen Fürsten so leicht entschliessen können, den Machtsprüchen des kirchlichen Oberhauptes sich fügend, den ihrem Kaiser geleisteten Treueeid zu brechen; daher ferner die Erscheinung, dass die meisten italienischen Städte fast immer auf die päpstliche Seite sich schlagen. Freiheit und Unabhängigkeit beginnt der Völker Loosung zu werden und mit kluger Berechnung werden die Fehden zwischen Kaiser und

Päpsten benützt, um zu immer grösserer Selbständigkeit zu gelangen, um immer wichtigere Freiheiten zu erwerben.

Bei einer solchen Lage der Dinge liess sich das Endresultat des Kampfes zwischen den beiden Oberhäuptern der Christenheit leicht voraussehen. In ihrem gegenseitigen Aufreibungsprocesse mussten die beiden Mächte je länger je tiefer sinken, immer höher und höher musste eine dritte Macht, — die Macht der Völker und Städte emporsteigen.

In dem zweiten Hauptstadium des Kampfes zwar, in dem Streite der Päpste mit der hohenstaufischen Dynastie, steht die Kirche, steht das Papstthum mächtiger als je da. Zwei Feinde, zwei mächtige Feinde sind es, gegen welche das Kaiserthum sich zu wehren hat: hier das nach der Weltherrschaft lüsterne Papstthum, — dort die nach Unabhängigkeit strebenden Völker. Im Kampfe gegen diese zwei Mächte findet die kaiserliche Gewalt zuletzt ihren Untergang.

Mit bewunderungswürdiger Energie hat Friedrich I., der grosse Barbarossa, den Kampf gegen beide aufgenommen. Aber vergeblich. Die furchtbare Zerstörung von Mailand rief den mächtigen lombardischen Städtebund ins Leben; nach der Niederlage von Legnano musste Friedrich in seiner Zusammenkunft mit Alexander III. zu Venedig Ideen aufgeben, welche er ein Vierteljahrhundert hindurch mit allen Kräften verfolgt, — im Frieden von Constanz musste er den Städten was sie erstrebt hatten gewähren.

Das Uebergewicht der Kirche ward in Venedig vollständig anerkannt. Von nun an konnte sich der römische Kirchenfürst als der Welt Oberhaupt betrachten.

Und er that es auch in der That. Innocenz III. wagte es, die tollkühne Theorie aufzustellen: Dem Petrus und seinen rechtmässigen Nachfolgern habe der Herr die Herrschaft über die gesammte Kirche nicht allein, sondern auch über die ganze Welt übertragen; daher tragen alle weltlichen Fürsten, Kaiser und

Könige ihre Reiche vom Papste zu Lehen und sind ihm dafür einen jährlichen Zins schuldig.

Während aber das Papstthum die Oberhoheit den legitimen weltlichen Fürsten entreissen will, entgleitet sie doch seinen Händen wieder um in die Hände des Volkes zu fallen. Hiefür liefert die *Magna charta* einen schlagenden Beweis. Alles Eifern und Protestiren des Papstes dagegen war uud blieb vergeblich. Und ob auch das Papstthum dem römisch-deutschen Kaiserthum gegenüber glücklicher zu sein schien, ob es ihm auch gelang, dessen Macht und Ansehen, zumal in Italien bedeutend zu schwächen, so sank es doch auch selber immer tiefer und tiefer herab, — so ward es doch auch selber je länger je mehr geschwächt. Wohl mochte Innocenz III. der Hoffnung leben, endlich das erreicht und verwirklicht zu haben, was seine Vorfahren seit Jahrhunderten schon erstrebt: doch nicht auf die Länge liess die neue Errungenschaft sich behaupten. Ein neuer, ein mächtiger, ein unüberwindlicher Feind hob bereits gegen die wahnwitzigen Prätensionen der römischen Curie sein Haupt empor. Und dieser Feind war: das in den Völkern erwachende Emancipationsstreben, — die öffentliche Meinung.

Diese Erscheinung trat zum Theile schon in dem Kampfe des Papstthums mit den Hohenstaufen an den Tag. Barbarossa ward freilich genöthigt, die päpstlichen Ansprüche anzuerkennen: aber der gleiche Kaiser hatte zuvor schon dem Papstthum seinen gewaltigen Arm leihen müssen, um es von dem volksthümlichen, die weltliche Macht des Papstthums so gewaltig bedrohenden *Arnold von Brescia* zu befreien. Und als der starrsinnige Gregor IX. über Barbarossa's ebenbürtigen Enkel und Nachfolger, den feingebildeten, freidenkenden und weit über seiner Zeit stehenden Friedrich II. den Bann verhängte, da ward es bereits offenbar, dass die Stimmung und die Anschauungen der christlichen Völker seit Gregor VII. sich wesentlich schon geändert, — dass die Zeiten andere geworden. Die Scene von Canossa wiederholt sich nicht

wieder und trotz dem ausgesprochenen Banne brechen die Völker ihrem rechtmässigen Kaiser nicht die Treue. „Es steht dir das Recht nicht zu, Kaiser abzusetzen, sondern nur *den* zu krönen, welchen die weltlichen Fürsten gewählt!“ so beantworten die Reichsstände Gregor's Mahnung, an Friedrich's Statt ein neues Reichsoberhaupt zu wählen. Was kühnen Geistes, was edler Gesinnung, was vornehmen Sinnes war huldigte dem Kaiser und seiner geistesfreien Richtung, für die Anschauungen und Ansprüche Roms aber hatte es wohl nur ein mitleidig-verächtliches Lächeln. Zahlreiche Schriften wider die römische Curie gingen vom hohenstaufischen Hofe zu Palermo aus, gewaltig rüttelten dieselben an dem kühnen Gebäude der mittelalterlichen Kirche, mächtig erschütterten sie die herkömmliche Volksmeinung, dem Papstthum brachten sie tiefe Wunden bei.

So schien es denn, als würde Friedrich den Sieg über die Curie davontragen. In den Büchern des Schicksals stand jedoch geschrieben, dass in dem gegenseitigen Aufreibungsprocesse zwischen Kaiserthum und Papstthum *jenem* zuerst das Loos des Unterliegens zufallen sollte. Dem hohenstaufischen Geschlechte hatte das Papstthum ewig unversöhnliche Feindschaft, ja, den völligen Untergang hatte es ihm geschworen. Und nicht vergeblich. Meistens mit Glück zwar schlägt Friedrich die Angriffe des hochmüthigen Pfaffenthums zurück, mit furchtbarer Energie rafft er noch in den letzten Momenten seines Lebens seine ganze Kraft zusammen, um für die Pfaffheit, der er lange als Ambos gedient zu haben glaubt, zu einem zerschmetternden Hammer zu werden. Allein mitten aus seinen gewaltigsten Anstrengungen, mitten aus seinen kühnsten und weittragensten Plänen, mitten aus seinen höchsten und schönsten Hoffnungen rafft der kalte, unerbittliche Todesbote im Schlosse Fiorentino bei Luceria ihn hinweg. Friedrich stirbt und er nimmt die Glorie der Hohenstaufen mit sich ins Grab. Die edle, hochherzige Kaiserdynastie eilt von nun an mit Riesenschritten dem Untergange entgegen, der glänzende Stern

der alten Imperatorenmacht ist mit Friedrich erloschen. Mit dem Fluche des römischen Priesters beladen sinkt Konrad IV., während er mit dem Schwert in der Hand seines väterlichen Erbes sich zu bemächtigen sucht, in ein frühes Grab. Sein tapferer Bruder Manfred, nachdem er eine Zeit lang mit Erfolg den Kampf gegen die entartete Kirche geführt, sucht sich, mit dem Kämpfer der Kirche, dem Räuber Karl von Anjou streitend, bei Benevent den Heldentod und Roms Bannfluch, unter dem er gestorben, verfolgt ihn auch noch nach dem Tode, seiner Asche die Ruhe raubend. Nur noch ein letztes, junges Sprösslein blieb nun von dem einst so mächtigen Herrscherstamme übrig — und auch diesem ward von der hasserfüllten Curie der Untergang bereitet. Von den kaiserlich Gesinnten angerufen, wagt der jugendmuthige Conradin den verhängnissvollen Schritt eines italischen Zuges. Das kühne Unternehmen scheint anfangs gelingen zu wollen. Siegreich zieht Conradin ein in die ewige Stadt, von allen Castellen Roms wehen die hohenstaufischen Fahnen noch eine Weile wieder, der muthige sechszehnjährige Jüngling kämpft in den Ebenen von Tagliacozzo um die ihm geraubte Krone seiner glorreichen Väter so tapfer, dass er dem unwürdigen und gemeinen Usurpator von Anjou Thränen der Angst auspresst. Aber nur der letzte Strahl ist dies, den die untergehende Sonne wirft. Treulos verrathen geräth Conradin in die Hände seines herzlosen Feindes und es erlebt die Welt die ewig fluchwürdige Scene, dass das fürstliche Haupt des letzten Sprösslings eines ebenso tapferen als hochherzigen und edelgesinnten Stammes am 29. October 1268 auf dem Blutgerüste zu Neapel durch Henkershand fällt.

So hatte denn das Papstthum in seinem Kampfe gegen das Kaiserthum den Sieg davongetragen. Die Macht des letzteren war von nun an, zumal in der apenninischen Halbinsel, vollständig gebrochen. Dieselbe „gleicht jetzt einer verlassenen Stadt, deren gefürchteter Gebieter sich nach einer ganz anderen Seite gewandt und Thore und Thürme erledigt hat, mit seinem Namen

aber noch lange andrängende Feinde scheu von den Mauern entfernt, bis sich allmählich die Furcht vor ihm gänzlich abstumpft."

Allein auch das Papstthum konnte nicht lange die Früchte seines Sieges geniessen. Auch *sein* Schuldmaass war mit der Schandthat des Justizmordes Conradins voll geworden. Plötzlich sinkt es von jetzt an hinab zur Unbedeutendheit und von da noch tiefer hinab zur Knechtschaft. Es ist ein fürchterlich strenges Urtheil, welches die Hand des Schicksals über die römische Curie gefällt. Dieselbe Macht, deren sich das Papstthum um das Kaiserthum zu bekämpfen und zu schwächen bedient hatte, — dieselbe Macht ward erkoren, um das Papstthum tief, sehr tief zu erniedrigen.

Bonifaz VIII., „der Fürst der neuen Pharisäer", gerieth auf den abenteuerlichen Gedanken, die Zeiten der Gregore und Innocenze wieder heraufbeschwören zu wollen. Gerade an *dem* Reiche, aus welchem der römische Stuhl Hülfe zu seinem Vernichtungskampfe gegen die Hohenstaufen sich geholt, — an *dem* Reiche, welches bis dahin von der päpstlichen Herrschsucht und Anmassung am Wenigsten berührt worden, — gerade an diesem Reiche will Bonifaz den Versuch machen, ob die neue Zeit Roms alte Ansprüche noch vertragen könne. Die alte Frage tauchte in dem Streite mit Philipp dem Schönen von Frankreich wieder auf, — die Frage nämlich, ob die weltliche Macht der geistlichen unbedingt untergeordnet sei, oder aber mit gleicher Berechtigung ihr gegenüberstehe. Im thörichten Wahne, die alten Prätensionen seiner Vorgänger auch jetzt noch geltend machen zu können, stellt Bonifaz die wahnwitzige Behauptung auf, Ihm, als dem Statthalter Jesu Christi auf Erden, habe Gott die geistliche nicht blos, sondern auch die politische Oberherrschaft über die ganze Erde und ihre Fürsten übertragen und es stehe demnach in seiner, des Papstes, Macht, den König „wie einen Knaben" abzusetzen. Im sicheren Bewusstsein seines Rechtes erwiedert Philipp, sein Reich sei älter als das Papstthum, könne also nicht von die-

sem seine Rechte erhalten haben. Und wenn sich Bonifaz auf die Gewalt berief, die, nach der Ueberlieferung, Christus seiner Kirche verliehen haben soll, so antwortete Philipp, dass die Könige ebenso gut wie die Päpste, die Laien ebenso gut wie die Priester zur Kirche Jesu Christi gehören.

Man sieht, die beiden Principien stehen hier aufs Neue einander gegenüber, wie zur Zeit Gregors VII. und Heinrichs IV. Damals hatte das päpstliche die Oberhand gewonnen. Diessmal aber fand es seinen Untergang. Das päpstliche Princip scheiterte diessmal an dem energischen Widerstand Philipps und es scheiterte an der fortgeschrittenen Intelligenz. Mit unanfechtbaren wissenschaftlichen Gründen traten die bedeutendsten juristischen Autoritäten jener Zeiten den päpstlichen Rechtsgrundsätzen entgegen und Bonifaz VIII. musste sich zu Anagni überzeugen, die Zeiten der Gregore und der Innocenze seien auf immer vergangen. Unter ihm war das Papstthum wol noch erhaben da gestanden, — „erhaben aber, wie die Spitze eines Vulcans, die mit ihrer letzten Kraft höher noch emporstrebt, ehe sie in sich zusammenstürzt.“ Der Sturz folgte rasch. Die Scene von Anagni bezeichnet den Untergang des päpstlichen Ansehens, der päpstlichen Macht. Die „babylonische Gefangenschaft“ des Papstthums beginnt, aus einem Oberbeherrscher der Welt sinkt der Rombischof plötzlich hinab zu einem Oberceremonienmeister und gehorsamen Diener der französischen Könige und ihrer Politik. In den Büchern der Zukunft aber stand geschrieben, dass das Papstthum die alte Glorie und die verlorene Macht nie wieder erlangen sollte. —

Diess war die allgemeine Weltlage im dreizehnten und im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Kaiserthum und Papstthum, — diese zwei Mächte kämpfen gegeneinander um die Oberherrschaft einen Kampf auf Leben und Tod, in demselben reiben sie sich gegenseitig auf. Aber der Kampf ist zugleich auch ein Kampf zwischen zwei entgegengesetzten *Principien*. — Dass auch die Völker in diese Kämpfe verwickelt wurden, — dass auch sie an

demselben sich betheiligten, — dass sie zu dieser Zeit viel, oft unsäglich zu leiden hatten, — diess lässt sich wol von selbst erwarten. Diese Kämpfe, diese Leiden, diese Unruhen aber, — sie waren die Geburtswehen einer neuen Aera der Freiheit, — sie waren die Geburtsschmerzen neuer nationaler Selbständigkeit.

Solche Zeiten sind wol geeignet, die Wiege des Genius zu werden. Und der Genius, wenn er mit den umfassendsten Kenntnissen und der tiefsten Einsicht ein mit den Leiden seiner Mitmenschen mitfühlendes Herz verbindet, — was wird er dann wol als die Hauptaufgabe seines Lebens betrachten? —

Zweites Kapitel.

Das Vaterland.

> Geknechtetes Italien, Haus der Schmerzen,
> Schiff ohne Steuermann in grossem Sturme
> Nicht Länderkönigin, nein Hurenkammer!
> Betrachte ringsum deine Meeresküsten,
> Du Aermste, blicke dann in deinen Schooss,
> Ob Frieden irgend einen Theil erfreue.
>
> Purgatorio VI, 76 ff.

Als Hauptschauplatz, oft Mittelpunct und nicht selten auch noch Gegenstand des Haders zwischen Kaiserthum und Papstthum, musste sich *Italien* im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert nothwendigerweise an dem welthistorischen Kampfe am meisten betheiligen, musste ganz vorzugsweise von demselben berührt wer-

den, bald darunter leidend, bald wahre oder vermeintliche Vortheile aus demselben ziehend. So zerfällt denn auch die ganze italienische Geschichte dieser Epoche einestheils in die Geschichte der mit wechselndem Glücke geführten Kämpfe zwischen den Anhängern der beiden hadernden Mächte, anderntheils in die Geschichte der Art und Weise, wie die italischen Städte diese Verhältnisse zu benützen wussten, um sich zuerst die Freiheit zu erkämpfen, dann aber in die Hände von kleinen Tyrannen zu gerathen.

Die glänzendsten und ruhmreichsten Zeiten der italienischen Geschichte gehörten schon längst der Vergangenheit an. Die Wiederherstellung des römischen Kaiserthums unter Karl dem Grossen hatte sie, diese Zeiten, nicht wieder heraufbeschworen und, obwohl der mächtige Herrscher nahezu die ganze Halbinsel unter seinem Scepter vereinigt hatte, so war es ihm doch nicht einmal gelungen, die politische Einheit des Landes auf die Dauer wiederherzustellen. Kaum waren die Karolinger vom Schauplatze der Geschichte abgetreten, da begannen die Einwohner Italiens ihr Jahrhunderte lang getriebenes Spiel, zwei Herren gegen einander aufzustellen, um sich des Namens des einen oder des anderen für ihre Interessen zu bedienen, während sie zu keinem von beiden in ein eigentliches Unterthanenverhältniss traten noch treten wollten. Auch den Ottonen gelang es nicht, die innere Einheit Italiens zu vollenden. Dagegen bereitete sich unter ihnen das vor, was später zur vollen Blüthe gelang, — nämlich die Erhebung der italischen Städte zu einer selbständigen Macht, — zur Freiheit. Geräuschlos, fast unmerklich hatten diese mitten unter den Kämpfen und Wirren des elften Jahrhunderts den Grund zu ihrer Selbständigkeit und Macht gelegt; sie hatten nahezu ohne allen Widerstand die Regalien aus den Händen der Bischöfe entrissen und sie an sich genommen; sie hatten den Feudaladel bekämpft und besiegt, oder wenigstens doch zum guten Theil gedemüthigt; sie hatten Handel und Gewerbe mit Glück und mit

Geschick getrieben und dadurch zu grossem Wohlstande sich erhoben, hin und wieder wol auch bedeutende Reichthümer sich erworben: sie hatten endlich ein organisches Gemeindewesen gegründet und die Stellung von völlig reichsfreien Städten für sich in Anspruch genommen. Und es ist bekannt, mit welcher Energie und Tapferkeit sie diese allmählich erworbenen, wol auch theilweise usurpirten Rechte gegen den deutschen Kaiser, den gewaltigen Barbarossa, zu vertheidigen wussten. Vom Papste begünstigt und unterstützt gelang es ihnen, den mächtigen Herrscher zu zwingen, das anzuerkennen und gut zu heissen, was von ihrer Seite geschehen. Der Constanzer Friede im Jahre 1183 hatte den italischen, zumal den lombardischen Städten ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit zugesichert. Es war ein grosses staatsrechtliches Princip, welches im Constanzer Frieden zur Anerkennung gelangte, — ein Princip, das bald im ganzen Abendlande sich verbreitete und dem mittelalterlichen Lehnsystem die erste Todeswunde beibrachte. Waren bisher Fürsten, Adelstand und Hierarchie die einzigen Träger der Staatsgewalt gewesen, so ward von nun an auch das freie Bürgerthum als neben ihnen gleichberechtigt anerkannt.

Dieses Ergebniss mag wohl mit grosser Freude von den betheiligten Städten begrüsst worden sein, — wohl mochten sie grosse Hoffnungen auf diese Errungenschaft bauen. Denn keineswegs waren sie gesonnen, nun stille zu stehen. Vielmehr schritten sie auf dem eingeschlagenen Wege weiter fort, der Constanzer Friede ward die Brücke, wodurch sie zu vollkommener republicanischer Freiheit gelangten und die dem deutschen Kaiser vorbehaltenen Rechte sanken bald herab zu einem bedeutungslosen Schatten.

Allein das, was Italien als sein höchstes Glück betrachtete, — das gerade ward die Quelle seines Unglücks. Die Kämpfe nach Aussen hörten mit dem Constanzer Frieden keineswegs auf und es kamen nun noch dazu die inneren Spaltungen und Unruhen, welche gar oft zu blutigen Bürgerkriegen führten. Denn

auf der einen Seite waren die italischen Städte oder Republiken wohl gleicherweise frei, nicht aber gleich mächtig. Daher die Gier und das Streben der mächtigeren nach Vergrösserung ihrer Macht und Erweiterung ihres Gebietes, — daher Misstrauen, Eifersucht und Neid zwischen den verschiedenen Städten, — daher Schutz- und Trutzbündnisse zwischen mehreren Städten, — daher endlich erbitterte und blutige Kriege zwischen den einen und den anderen. Andererseits brachten es die Streitigkeiten zwischen Kaiserthum und Papstthum mit sich, dass nicht blos die verschiedenen Städte, sondern gar oft auch die Bürger einer und derselben Stadt in verschiedene Parteien sich spalteten und dann sah man sie, „die Eine Mauer einschloss und Ein Graben", die Waffen gegeneinander ergreifen und einander wüthender bekämpfen, als sie äussere Feinde bekämpft haben würden. Zuletzt ergriffen einzelne unter den reichsten und mächtigsten Bürger die Zügel der Herrschaft und die Städte mussten die traurige Erfahrung machen, dass sie die Herrschaft des deutschen Kaisers von sich geschüttelt nur um in die Hände von kleineren und darum oft viel ärgeren Tyrannen zu gerathen. So kam es denn dahin, dass der Dichter klagen musste:

Sind doch Italiens Städte sammt und sonders
Voll von Tyrannen; ein Marcellus dünkt sich
Jedweder Bauer, der Parteiung zettelt.

Dieser Zustand war zu Dante's Zeiten zwar noch nicht überall, aber doch bereits an vielen Orten, zumal in Oberitalien, eingetreten. Während Dante seine unsterblichen Terzinen niederschrieb, war die Lombardei unter der Herrschaft vieler solcher „Tyrannen" zerrissen. In Mailand herrschten die *della Torre*, in Piacenza *Albert Scotto*, in Treviso hatte ein Mann wie *Alberich* sich erhoben, in Ferrara ein *Azzo* und in Verona und Padua hatte der Schreckensmensch *Ezzelino*, „dieser Teufel in Menschengestalt", gewüthet und sich allmählich zum alleinigen Ge-

bieter im nordöstlichen Italien aufgeschwungen. In den übrigen Theilen der Halbinsel befanden sich grosse Ländergebiete unter Grafen oder Markgrafen. Im Süden herrschten zwei Könige, ein Aragonier in Sicilien und ein Franzose in Neapel. Daneben bestanden auch noch einige Republiken, die einen streng oligarchisch, wie Venedig, andere wild demokratisch, wie Florenz. Hiezu geboten die ritterlichen Geschlechter, welche auf zahlreichen Burgen sassen, über mehr oder weniger bedeutende Schaaren von Lehensmannen und Dienern, während noch andere Gebiete im Besitze der Klöster sich befanden.

So war denn die Spaltung in voller Blüthe. Ueberall standen sich mindestens zwei Parteien einander gegenüber: die Guelfen und die Ghibellinen. Diese Parteinamen sind in Italien erst im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts aufgetreten, aber längst zuvor schon war der Inhalt derselben vorhanden. Und auch nachdem sie aufgetreten, blieben diese Benennungen in den meisten Fällen reine Aushängeschilde der verschiedenen Parteien. Denn, dass hinter diesen Parteinamen zwei verschiedene Ideen, zwei verschiedene politische Principien zu suchen wären, — dies lässt sich schwer einsehen, noch schwerer nachweisen. Im Allgemeinen zwar kann man sagen, unter den *Ghibellinen* seien die Anhänger der *kaiserlichen* Macht, unter *Guelfen* die Freunde der *päpstlichen* Oberhoheit begriffen worden. Allein diese Unterscheidung lässt sich keineswegs beständig festhalten. War es doch gar nicht so selten, dass selbst ein römischer Papst auf Seiten der *Ghibellinen* stand! Und umgekehrt, das Haupt der *Guelfen* war zuweilen — ein deutscher Kaiser.

Wie dem aber auch sei, so viel bleibt immer stehen, dass sich diese Parteien durch ganz Italien verbreiteten, dass sie die leidenschaftlichsten Kämpfe verursachten, dass nicht Eine Provinz, nicht Eine Stadt von diesen Parteigräueln unberührt geblieben und dass die Zwistigkeiten zwischen Kaiserthum und Papstthum

jedenfalls dazu dienten, in dieses Feuer der Parteiungen in reichlichstem Maasse Oel zu giessen.

Und noch war es nicht genug, dass in ganz Italien *zwei* Parteien einander gegenüberstanden und auf das Erbittertste bekämpften. Der Geist der Zwietracht hatte sich so sehr der Gemüther bemächtigt, dass es geradezu schien, als könnten sie unter keiner Bedingung zur Ruhe kommen. Hatte irgendwo die eine Partei über die andere den Sieg davon getragen, — war es ihr gelungen, die Gegnerin zu verdrängen, so geschah es nicht selten, dass die *eine* Partei in neue Gegensätze sich spaltete, dass neue Parteien sich bildeten, welche dann mit womöglich noch grösserer Erbitterung einander befehdeten. Von Rücksicht und Schonung war da im Entferntesten nicht die Rede. Die besiegte Partei musste in die Verbannung ziehen, von den Siegern wurden ihre Güter geraubt, die Häuser der Häupter niedergerissen und dem Boden gleich gemacht, Todesurtheile in Hülle und Fülle gefällt. Rachedürstend suchten dann die Vertriebenen anderswo Hülfe und kehrten, wenn sie solche gefunden, kriegsgerüstet nach der Heimath zurück, aus der sie als Exulanten hatten ziehen müssen. Dann fanden neue Kämpfe statt, Blutströme flossen wieder. Gelang es den Zurückkehrenden, den Sieg davon zu tragen, so übten sie Wiedervergeltung im ausgedehntesten Maasse. Die Ueberwundenen mussten nun auch ihrerseits in die Verbannung ziehen, — um vielleicht auch wieder in Kurzem mit neu erworbenen Kräften als Feinde zurückzukehren. So befand sich denn die Halbinsel in einem nie endenden Bürgerkrieg, in nie aufhörenden Unruhen. Und wenn sich zuweilen auch bessere Gesinnungen zu regen schienen, — wenn sich auch die Parteien und feindlichen Geschlechter zur Versöhnung und zum Frieden die Hand boten und diesen geschlossenen Frieden durch Wechselheirathen zu befestigen suchten, — der Geist des Haders und der Zwietracht hatte dennoch zu tiefe Wurzeln geschlagen, der Kampf brach in Kurzem wieder aus und nahm eine um so traurigere Gestalt an,

als er auch den Frieden der Familien vergiftete. So kam es denn, dass Italien seit 1250 einen ähnlichen Anblick darbot, „wie Griechenland nach dem Zuge Alexanders nach Asien.“

Diese Kämpfe, diese Unruhen, diese Verwicklungen trugen freilich fruchtbare Keime in sich; sie waren das Todesgeläute der mittelalterlichen Zustände und zugleich die Geburtswehen der neuen europäischen Cultur. Sie waren bestimmt, ein neues Staatsleben zu schaffen und ohne sie hätte Italien wol nicht *die* Bedeutung erlangt, die ihm am Ausgange des Mittelalters unstreitig zukommt. Schon Dante scheint eine Ahnung davon zu haben, wenn er die zweifelnde Frage zum Himmel emporsendet:

> Bereitest Du vielleicht in Deines Rathschluss'
> Grundloser Tief' ein Heil auf diesem Wege,
> Das menschlichem Erkennen unerreichbar?

Allein ein Anderes ist es, auf solche Entwicklungszeiten von der Ferne zurückzuschauen und ein Anderes, sie zu erleben, in ihre Leiden verwickelt zu werden. Dante sah seine Zeitgenossen unter diesen Zuständen tief leiden, — musste selber tief darunter leiden, während hingegen die Frucht, die sie tragen sollten, vor seinen Augen verborgen war. Wie natürlich daher, wenn er auf bessere Zeiten mit heissem Sehnen zurückschauend wehmüthig klagte:

> Und jetzt sind sonder Krieg nicht die Lebend'gen
> In dir und es benagen sich einander,
> Die Eine Mauer einschliesst und Ein Graben! —

Doch hatte der Dichter für sein Vaterland noch mehr, als blos Seufzer und Klagen.

Drittes Kapitel.

Die Vaterstadt.

> O meine unglückselige, unglückselige Heimath! Welch' ein Mitleid mit dir durchdringt mich, so oft ich etwas lese, — so oft ich etwas schreibe, was auf die bürgerliche Regierung sich bezieht!
>
> Convito, l. IV. c. 27.

In den so lange andauernden Kämpfen zwischen Kaiserthum und Papstthum, an denen sich Italien mehr noch als irgend ein anderes Volk betheiligt hatte und von welchen es am allermeisten berührt worden war, — in den ebenfalls lange andauernden Kämpfen der italienischen Staaten und Städte untereinander hatten diese letzteren, zumal in Oberitalien, ihre Kräfte nahezu gänzlich erschöpft. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts steht, wie ein geistvoller Geschichtsschreiber bemerkt, ganz Oberitalien den kriegerischen Dynasten verfallen da. Die glorreichen Tage der lombardischen Städte waren dahin. Der kriegerische Muth war der Erschlaffung gewichen, das hohe und ruhmwürdige Streben nach Freiheit hatte einer gewissen Indolenz Platz gemacht. An die Stelle der einstigen Oberherren traten jetzt Zwingherren, „die oft in Demagogengestalt aufstanden," an die Stelle der einst so tapfer erkämpften, so tapfer behaupteten Freiheit trat jetzt die Knechtschaft unter Haustyrannen.

Eine Provinz gab es indess in Italien noch, die bis dahin mehr in den Hintergrund zurückgetreten war, wo daher die Kräfte noch nicht aufgerieben, wo sie noch jugendfrisch waren, wo die Kämpfe erst in ihrer vollen Gewalt auflodern mussten. Im drei-

zehnten Jahrhundert wird *Toscana*, die grosse und mächtige Hauptstadt *Florenz* voran, der Hauptschauplatz der gewaltigen Zeitbewegung.

Florenz, die Stadt, welche von allen übrigen italischen Städten des Mittelalters in der Culturgeschichte Europa's die erste Rolle zu spielen berufen war, — Florenz tritt als die letzte auf den Schauplatz der Geschichte. Still und nahezu geräuschlos war sie, diese Stadt, herangewachsen, still und geräuschlos hatte sie die Gründe ihrer Macht gelegt. Durch Handel und Gewerbe hatte sie sich sehr bedeutende Reichthümer erworben, durch Unterjochung der umliegenden Landschaften hatte sie ihre Macht nach Aussen vergrössert, durch die Demüthigung der aristokratischen Familien ihre innere Macht befestigt. Die Bevölkerung von Florenz übertraf im dreizehnten Jahrhundert zweihunderttausend Seelen, das vierfache der Bevölkerung Roms; ihre Gebäude prangten in einer für die damalige Zeit nicht gewöhnlichen Pracht, so dass, wie ein Zeitgenosse versichert, viele aus fernen Ländern kamen um die Stadt zu sehen.

Es kann unsere Absicht nicht sein, die Geschichte von Florenz von dem Ursprunge der Stadt an auch nur in kurzen Umrissen wiederzugeben. Wir erwähnen nur, dass Florenz, nach der übereinstimmenden Ansicht seiner Geschichtschreiber, von den Römern gegründet sein soll. Stolz auf diese ihre Abstammung lebten die Florentiner der Ueberzeugung, ihre Stadt sei, auch was die welthistorische Bedeutung angeht, an die Stelle der alten römischen Welthauptstadt getreten. Und in der That hatte Florenz eine hohe Aufgabe zu erfüllen.

Schon zur Zeit Gregors VII. zeigen sich in Florenz die Keime der Zwietracht, welche sich später so reichlich entfalten und viele traurige Früchte bringen sollten. Aber erst im Jahre 1215 brach der Kampf aus, ward die Stadt in die zwei Parteien der Guelfen und Ghibellinen getheilt. Die Veranlassung hierzu war ein Familienzwist. Ein junger Mann aus der reichen und

mächtigen Familie der Buondelmonti hatte einem Mädchen aus der mit den ebenfalls mächtigen und reichen Uberti befreundeten Familie der Giantruffetti die Ehe versprochen. Bald darauf, durch die Lockungen einer Dame aus der Familie der Donati verführt, brach er das gegebene Wort, um sich mit der schönen Tochter dieser Dame zu verbinden. Racheschnaubend beschlossen die beleidigten Giantruffetti in Verbindung mit den Uberti den Tod des Ungetreuen. Der ruchlose Entschluss ward an dem Tage vollzogen an welchem Buondelmonte seine Hochzeit mit der Donati feiern wollte. Die Frucht dieser Mordthat war, dass die Bürger von Florenz sich spalteten, die Verwandten und Freunde der beiden Parteien traten zusammen, „so dass der Zwiespalt kein Ende nahm; daraus entstanden viele Scandale und Mordthaten und bürgerliche Kämpfe."

„Dieser Tod des Buondelmonti war Veranlassung und Anfang der verwünschten Parteien der Guelfen und Ghibellinen in Florenz." Aus dieser von den florentinischen Chronisten übereinstimmend bezeugten Thatsache erhellt, wie wenig man sich unter Guelfen und Ghibellinen die Träger verschiedener Principien und Ideen denken darf. Aus *Privatinteressen* waren, in Florenz wenigstens, die Parteien entstanden, für ihre *Privatinteressen* fochten sie wider einander und in diesen Kämpfen suchten dann die einen bei dem deutschen Kaiser, die anderen bei dem Papste Hülfe, ohne dass es ihnen um das kaiserliche oder um das päpstliche Princip zu thun gewesen wäre.

So war in Florenz die Zwietracht gesät, die Parteien waren nun auch hier vorhanden. Bei dreissig Jahren indess blieb der Streit mehr ein Familienstreit zwischen den patricischen Geschlechtern. Die Bürgerschaft nahm an demselben wenig oder keinen Antheil. Sie bildete gewissermassen eine dritte, wenn man will, *neutrale* Partei, fast nur darauf bedacht, sich zu bereichern und die Stadt zu vergrössern und zu verschönern. Als aber der Vernichtungskampf zwischen Kaiser Friedrich II.

und Innocenz IV. ausbrach, da änderte sich die Sachlage. Florenz tritt nun ein in den grossen Kampf der mittelalterlichen Mächte, um in demselben auf lange Zeit hin eine grosse Rolle zu spielen.

Es musste natürlich dem Kaiser viel daran liegen, eine so wichtige Stadt wie Florenz für sich zu gewinnen. Durch Briefe und Gesandte forderte Friedrich die Uberti, die mächtigste und hervorragendste Familie der ghibellinischen Partei, auf, ihre guelfischen Gegner aus Florenz zu vertreiben. Der Bürgerkrieg brach aus. Auch die Bürger begannen nun, sich wie der Adel in Parteien zu spalten. Mit Hülfe der vom Kaiser ihnen zugesandten deutschen Reiter gelang es den Ghibellinen im Jahre 1248 ihre Gegner zu nöthigen, die Stadt zu verlassen. Die Ghibellinen blieben jetzt alleinherrschend und begannen, „die Stadt auf ihre Weise zu reformiren.“ Es kam „die fluchwürdige Sitte“ auf, die Häuser der feindlichen Partei zu zerstören. Sechsunddreissig Paläste und Thürme der Guelfen wurden dem Boden gleich gemacht.

Aber nicht lange blieben die Ghibellinen in Florenz herrschend. Durch harte Bedrückungen und übermüthiges Wesen machten sie sich unter der Bürgerschaft allgemein verhasst. Allmählich drangen die Guelfen wieder in die Stadt und wurden förmlich zurückgerufen, nachdem ihre Gegner bei Fegghine eine empfindliche Niederlage erlitten, das Volk sich zu einer eigenen Macht constituirt und eine neue, eine *Volksverfassung* eingeführt hatten. Zwischen den zwei Parteien kam am 7. Januar 1250 ein Friede zu Stande, aber ein Friede, der, weil er nicht aus gutem, aufrichtigem Willen geschlossen worden, nicht lange währen konnte. Die bedeutendsten der ghibellinischen Geschlechter wanderten schon 1251 freiwillig in die Verbannung. Und als sieben Jahre später, 1258, eine Verschwörung ihrer Partei zum Umsturze der bestehenden Verfassung entdeckt ward, da mussten ihnen auch die Uebrigen nachfolgen und *ihre* Paläste und Thürme wurden nun zerstört. Die verbannten Ghibellinen fassten aber frischen

Muth, als Friedrichs tapferer Sohn, Manfred, das Erbe seines Vaters in Unteritalien wieder gewonnen. Von Manfred und den Sienesen unterstützt, von dem stolzen Farinata degli Uberti angeführt, erstritten die verbannten Ghibellinen am 4. September 1260 bei Montaperti an der Arbia einen glänzenden Sieg,

Der roth von Blut der Arbia Wasser färbte

und ihnen Florenz mit ganz Toscana in die Hände lieferte. So hoch war die Parteiwuth damals gestiegen, dass die siegenden Ghibellinen in einer Versammlung zu Empoli fast einstimmig den Beschluss fassten, die Stadt Florenz „zum Besten der ghibellinischen Partei" gänzlich niederzureissen. Nur durch den muthigen Widerstand des hochherzigen Farinata kam der verzweifelte Beschluss nicht zur Ausführung. Farinata widersetzte sich mit aller Kraft und erklärte, er werde das Schwert in der Hand Florenz vertheidigen so lange er lebe, wenn auch Alle gegen ihn wären. Noch in der Hölle lässt ihn Dante dessen sich rühmen:

Doch *da* war ich allein, als alle riefen,
Vertilgt vom Boden müsse Florenz werden.
Der es mit offenem Visir vertheidigt.

Auch diesmal war die Herrschaft der Ghibellinen von kurzer Dauer. Mit dem Sturze Manfred's sanken ihre Hoffnungen und die Guelfen gewannen neuen Muth. Auf dem Schlachtfelde von Benevent wurde die Sache der florentinischen Ghibellinen für immer entschieden. Von den Seitens des Volkes zurückgerufenen Guelfen wurden sie auf's Neue aus der Stadt vertrieben, ihre Güter eingezogen und im Interesse der guelfischen Partei verwaltet.

Noch einmal leuchtete den Ghibellinen ein Hoffnungsstern, noch einmal erhoben sie sich, als die Nachricht von dem Zuge des unglücklichen Conradin nach Italien kam. Umsonst. Die Guelfen, die wie früher ihre Gegner an den Hohenstaufischen, so jetzt an dem französischen Herrscher von Neapel eine Stütze, aber auch

einen Oberherrn fanden, — die Guelfen wandten sich hülfesuchend an Carl von Anjou. Dieser gewährte sie seinen Getreuen und sobald sich seine 800 Reiter Florenz naheten, zogen sich die Ghibellinen ohne Kampf zurück. Der Tod Conradins entschied endlich ihr Schicksal und obschon ihnen im Jahr 1273 die Rückkehr nach Florenz gestattet wurde und sie sieben Jahre später auch ihre Güter zum Theile zurückerhielten, so war doch ihre Macht gebrochen, ihr Einfluss vernichtet. Nicht nur blieb Florenz fortan guelfisch, sondern es ward zum Haupte der ganzen guelfischen Partei in Italien.

Die toscanische Hauptstadt gelangte indess damit keineswegs zur inneren Ruhe. Neue Parteiungen entstanden, die Zwistigkeiten der Bürger dauerten fort. Von diesen späteren Unruhen werden wir in der Folge zu reden haben. Für jetzt werfen wir nur noch einen flüchtigen Blick auf die *Verfassung* der Heimathstadt unseres Dichters.

Die sächsischen Kaiser, welchen Florenz wegen des Arnoüberganges wichtig war, hatten diese Stadt, wie viele andere, unter die weltliche Gewalt der Bischöfe gestellt. Es gelang ihr indessen, dieser geistlichen Gewalt nach und nach sich zu entziehen und der Unabhängigkeit entgegenzugehen. Gegen das Ende des elften Jahrhunderts, — näher lässt sich die Zeit wohl nicht bestimmen, ward eine Consulatsverfassung eingeführt. Diese erste Verfassung, welche Rechtspflege und Verwaltung unter zwei, später vier und zuletzt sechs Consuln, welchen ein Rath von hundert Senatoren beistand, vereinigte, erhielt sich ziemlich unangetastet bis um das Jahr 1207, wo man, nach dem Beispiele anderer Republiken, zur Verwaltung der Rechtspflege einen auswärtigen Podestà berief. Bei der Wahl der Behörden durften alle freien Bürger mitwirken, die Behörden selbst wurden aber ausschliesslich aus dem Stadtadel genommen, welcher aus reich gewordenen alten Bürgerfamilien und aus Nachkommen von germanischen Einwanderern zusammengesetzt war.

Die Bevölkerung von Florenz bestand damals aus zwei Classen: den *Patriciern* und dem *Volke*. Zu jener gehörten die Nachkommen der alten adelichen sowie derjenigen Familien, welche unter den Kaisern frei geblieben; zu dieser gehörten alle übrigen Stadtbewohner, — ehemalige Unterworfene des Bischofs, freigelassene „Clienten“ des Adels und Eingewanderte aus anderen Städten. Diese letztere Classe, das sogenannte Volk, begnügte sich nun bis gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an den Wahlen der Behörden Theil zu nehmen, strebte aber nicht darnach, diese Aemter für sich in Anspruch zu nehmen.

Dass aber das Volk, je mehr es durch Fleiss sich bereicherte und durch Reichthum mächtiger wurde, mit einem gewissen Neid auf die Patricier, welche alle Staatsämter inne hatten, sah, dies lässt sich von vornherein erwarten. Die Gewaltherrschaft der Ghibellinen erweckte endlich im Volke die schlummernde Oppositionskraft. Im October 1250 ward eine neue Verfassung eingeführt. Statt des Podestà wurde ein Volkshauptmann, *capitano di popolo,* gewählt, welchem zwölf Aelteste, zwei aus jedem Stadtviertel, zur Seite standen. Diese letzteren wurden auf ein Jahr gewählt und bildeten die Signoria. Nur Bürger aus den Zünften wurden zu diesen Aemtern genommen. Der Volkshauptmann dagegen wurde, wie früher der Podestà, aus der Fremde berufen.

Nach der Schlacht von Montaperti ward diese, im Grunde *militärische* Volksverfassung von den siegreich zurückkehrenden Ghibellinen gestürzt und eine strenge Adelsherrschaft eingeführt. Wie aber nach Manfred's Sturze ihre Stellung unsicher zu werden schien, da begannen die Ghibellinen dem Volke nachzugeben. Sie beriefen zwei *podestà* aus Bologna, einen Ghibellinen und einen Guelfen. Ihnen wurde eine Commission von sechsunddreissig Bürgern, *buonuomini* genannt, beigefügt, um die Verfassung abzuändern. Die von ihnen eingeführte Verfassung war aber, wie die von 1250, wesentlich eine militärische. Wie im übrigen mittelalterlichen Europa hatten sich auch in Florenz Zünfte gebildet

und den oberen unter ihnen, den sogenannten *arti maggiori* (zu denen auch Rechtsgelehrte und Aerzte gezählt wurden), ward die Vertheidigung der Stadt anvertraut. „Jede der sieben höheren Zünfte sollte Consuln haben und ein Banner, auf dass, wenn Jemand in der Stadt mit Waffengewalt sich erheben würde, sie unter ihrem Banner zur Vertheidigung des Volkes und der Gemeinde stets bereit wären.“

Eine neue, wenigstens theilweise Aenderung trat ein, als nach der Schlacht von Benevent die Macht der Ghibellinen in Florenz auf immer gebrochen wurde. Statt der sechsunddreissig *buonuomini* wählte man ein Collegium von zwölf Räthen, welche die vollziehende Gewalt hatten und nur zwei Monate im Amte blieben. Neben diesen wählte man eine Art geheimen Rath, die *Credenza*, aus achtzig Bürgern bestehend, worin auch die Vorsteher der höheren Zünfte sassen; ferner einen *Rath des Volkes*, aus hundert Bürgern gebildet, — einen *Rath des Podestà*, aus neunzig edlen und bürgerlichen Gliedern und den Häuptern der Zünfte zusammengesetzt — und einen *Gemeinderath*, in welchem dreihundert Bürger sassen. Alle wichtigen Angelegenheiten der Gesetzgebung und Verfassung wurden zuerst dem Rath des Volkes zur Berathung vorgelegt, dann mussten sie noch am nämlichen Tage vor die Credenza und endlich, Tags darauf, vor die zwei anderen Räthe gebracht werden. Von den beiden ersten Räthen war der ganze Adel und alle Ghibellinen ausgeschlossen.

Neben diesem Gemeinwesen organisirten sich die Guelfen noch besonders, so dass sie einen Staat im Staate bildeten. Sie hatten ihren eigenen Schatz, in den ein Drittel der eingezogenen Güter der Ghibellinen wanderten; — sie hatten ihre Hauptleute, die auf zwei Monate gewählt wurden; — endlich hatten sie einen Rath und ein organisirtes Militär, — kurz, eine vollständige Verfassung.

Bis dahin hatte die Verfassung, allen Volksbewegungen

gegenüber und trotz dem demokratischen Einflusse der Räthe, einen vorwaltend aristokratischen Charakter behalten. Erst später, 1282 erlangte der Demokratismus die Oberhand.

Kaum sahen sich die Guelfen im unbestrittenen Besitze der Herrschaft in Florenz, da brachen Feindschaften zwischen einzelnen Geschlechtern ihrer Partei aus. Aus diesen Uneinigkeiten der Guelfen unter sich ging, „ein grosser Strom aus kleinem Quell," der Friede mit den Ghibellinen hervor. Der Papst Nicolaus III. ward als Friedensvermittler angerufen. Dieser sandte den Cardinal Latino als Friedensstifter und im Februar 1280 fand eine grosse Versöhnungsfeier statt. Die Ghibellinen wurden mit wenigen Ausnahmen zurückberufen, vierzehn Bürger, acht Guelfen und sechs Ghibellinen, wurden an die Spitze der Regierung gestellt. Ruhe und Frieden kehrten wieder in die Stadt ein.

Aber Ruhe und Frieden dauerten nicht lange. Die Guelfen, als die mächtigeren begannen bald wider die Friedensverträge zu handeln. Zuerst entzogen sie den Ghibellinen den ihnen ausbedungenen Lebensunterhalt; dann erklärten sie die, welche noch in der Verbannung lebten, für Rebellen und schlossen sie zuletzt von allen Aemtern aus. Dieses Gebahren brachte eine unblutige Revolution und eine *Volksverfassung* hervor.

Um den drohenden Gefahren vorzubeugen wurde ein Verfassungsrath, aus sechs hervorragenden Bürgern bestehend, gewählt. Unter diesen Sechs befand sich auch *Dino Compagni*, der grosse, edle Geschichtschreiber von Florenz, ein würdiger Zeitgenosse Dante's. Zunächst begnügte man sich mit Wenigem: man wählte drei Vorsteher der Zünfte, welche im Nothfall den Kaufleuten und Handwerkern helfen sollten. Wie aber die Bürger sahen, dass der Adel keine Einsprache gegen die neue Einrichtung zu erheben wagte, da gewannen sie neuen Muth und mit dem Muth wuchs auch ihr Durst nach Freiheit. Die oberste Gewalt wurde in die Hände der Gewerbtreibenden gelegt. Am 15. August 1282 wurden sechs Vorsteher, einen für jedes Sechstel

der Stadt gewählt; man nannte sie *Prioren der Zünfte.* Diese übten in der Stadt die Oberherrschaft aus, ihre Aufgabe war die Verwaltung des Gemeindevermögens, die Sorge, dass jedem Recht wiederfahre „und dass die Kleinen und Schwachen von den Grossen und Mächtigen nicht unterdrückt würden.“ Ihr Amt währte zwei Monate. Damit sie vor der Furcht vor den Mächtigen geschützt wären, wurde verfügt, dass sie den Thurm, in welchem sie ihre Sitzungen hielten, auf die ganze Dauer ihres Amtes weder bei Tag noch bei Nacht verlassen dürften. „Und andere Privilegien hatten sie und man gab ihnen sechs Diener und sechs Häscher.“

So war denn eine demokratische Verfassung eingeführt. Die Prioren durften nur aus den Zünften genommen werden. Da indess manche Glieder vom Adel zu den obern Zünften gehörten und andere, wenn auch nur dem Namen nach, in eine der Zünfte eintraten, so waren sie nicht absolut vom Regiment ausgeschlossen. Ihr Uebermuth und junkerhaftes Wesen dauerten fort, die Bürger wurden von ihnen geschlagen oder auf andere Weise beschimpft. Dadurch gereizt, schritt das Volk auf dem betretenen Wege fort zur vollendeten Demokratie. Unter der Anführung *Giano's della Bella* erhob sich das Volk (1292) wieder, der Adel wurde auf's Tiefste erniedrigt. Zu dem Prioratsamte wurde eine neue Behörde in's Leben gerufen, eine Art Volkstribun, Bannerherren der Gerechtigkeit (*gonfaloniere di giustizia*) genannt. Ihm zur Seite stand ein *Venner der Volkswaffen* mit tausend Bewaffneten, die den Befehlen des Volkstribuns unbedingt folgen mussten. Die neuerlassenen Gesetze, Gerechtigkeitsordnungen (*Ordini della giustizia*) genannt, verfügten die grausamsten Strafen für jede Beleidigung, welche einem Bürgerlichen von Seiten eines Adelichen wiederführe. Zur Ueberführung sollte die öffentliche Meinung und zwei Zeugen genügen. Die Familie haftete für das Vergehen des Einzelnen. Dreiunddreissig adeliche Familien wurden für immer von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Der Adel war so furchtbar erniedrigt, es wurde ge-

gen ihn eine solche Schreckensherrschaft ausgeübt, dass er nothwendig zur Verzweiflung gebracht werden musste. Es gelang ihm (1295) Giano della Bella in die Verbannung zu schicken. Das Werk des grossen Demagogen war aber damit noch nicht vernichtet; noch dauerte es fort und verursachte zuletzt den verderblichsten Bürgerkrieg.

Als derselbe ausbrach, war Dante nicht allein ein Mann, sondern auch ein Florentinischer *Staatsmann.*

Viertes Kapitel.

Die Sitten.

> **Denn jener Ort, wo mir zu leben obliegt,**
> **Entkleidet täglich mehr sich von der Tugend**
> **Und scheint verfallen unheilvollem Umsturz.**
> **Purgatorio XXIV, 79 ff.**

Zeiten, wie die, welche wir betrachtet, sind unstreitig in hohem Maasse geeignet, das an den Tag zu fördern, was im Menschen schlummert. In viel grossartigerem Massstabe können die verschiedenen Charaktere in solchen Zeiten sich entfalten, die guten und die bösen Seiten hervortreten. Politische, sociale und religiöse Gegensätze haben in sittlichen Gegensätzen ihre ursprüngliche Quelle und diese zeigen sich um so deutlicher, je reichlicher jene vorhanden, je höher jene gespannt werden.

Ein vollständiges Sittengemälde dieser Zeit zu entwerfen,

kann unsere Aufgabe nicht sein. Das ganze, grossartige Dante'sche Gedicht ist ein solches. Wie es sich zum Voraus erwarten lässt, wie es in solchen Zeiten kaum anders möglich ist, treten uns da bei Weitem mehr Schatten- als Lichtseiten entgegen.

Zwar fehlten auch letztere keineswegs. Der tiefe Kenner und verdienstvolle Geschichtschreiber *Schlosser* gibt von dem italienischen Sittenzustand dieser Zeit folgende Charakteristik: „Der Volkscharakter einer edeln aber heftigen und leidenschaftlichen Nation entfaltete sich frei. Ritterthum und Feudalität, wie Pfaffenthum und Möncherei neben tiefer und wahrhaftiger Religiösität und Adel der Gesinnung auf Adel der Geburt gegründet, glänzten dort wie nirgends sonst. Alle Kräfte und Fähigkeiten waren entwickelt und das grosse Schauspiel der ganzen Weltgeschichte ward in *zwei* Jahrhunderte, ward in *ein* Land zusammengedrängt. Keine Tugend, keine edle Aufopferung, kein Hingeben für Gott und Vaterland und Freunde fehlte; aber Laster und jeglicher Frevel, unerhörte Selbstsucht und Verrath erschienen zugleich offen und ohne Scheu; völlige Abgezogenheit vom Leben und vom Irdischen zeigte sich neben der zügellosesten Ausgelassenheit, der unerhörtesten Wollust und der grenzenlosesten Schwelgerei, und wurden als Genialität bewundert."

Aber die sittlichen Erscheinungen im Guten wurden je länger je seltener, während diejenigen im Bösen in stetem Zunehmen begriffen waren. Jene waren mehr blosse Ausnahmen, diese bildeten die Regel. Die ganze Zeit schritt der sittlichen Verderbniss mit eiligen Schritten entgegen.

> Wohl ist, so wie Du sagst, von jeder Tugend
> Die Welt verlassen und von arger Bosheit
> Ganz überdeckt und von noch weitrer trächtig.

Und die Sittenverderbniss ging von Oben aus. Papst und Clerus sind das Volk, „das am schlimmsten sündigt." Von Habgier und Herrschsucht waren die Hirten der Christenheit be-

herrscht, von christlicher Tugend war kaum noch eine Spur bei ihnen zu finden.

> Verderblich ist Eu'r Geiz der Welt, die Guten
> Tritt er mit Füssen und erhebt die Schlechten.
> Gemacht habt Ihr aus Silber und aus Golde
> Euch Euren Gott; Ihr gleicht dem Götzendiener,
> Doch betet der nur Einen an, Ihr Hundert.

Solche Klagen über die Habgier des Clerus sind aber nicht erst von Dante, auch nicht erst zu seiner Zeit erhoben worden. Ein Jahrhundert früher schon hatte der heilige Bernhard geklagt, der Priesterstand sei mehr verderbt noch als das Volk. „Wer," ruft er aus, „wer zeigt mir auch nur einen einzigen Priester, der nicht mit grösserem Eifer beflissen wäre, die Beutel seiner Untergebenen zu leeren, als ihre Laster auszurotten."

Aber Habgier und Herrschsucht waren nicht einmal das Aergste. Das unter dem Clerus herrschende Hauptlaster war die schamloseste Unzucht, die ihm alle Achtung rauben musste. Die Kirche im engeren Sinne war zu einem grossen Hurenhause geworden. „Bei Nacht im Bordell, des Morgens am Altar; bei Nacht umarmen sie die Venustochter, des Morgens tasten sie den Sohn der Jungfrau an," mit diesen Worten beschreibt Jacob von Vitry das Treiben der Priester zu dieser Zeit.

Wenn das alte Sprichwort: „wie der Hirte, so die Schafe" wahr ist, dann lässt sich leicht aus der Sittenverderbniss des Clerus auf den sittlichen Zustand des Volkes schliessen. Und in der That bietet dieser Zustand einen im Ganzen keineswegs erfreulichen Anblick dar. Schon die beständigen Parteikämpfe mussten einen verderblichen Einfluss auf die Sitten ausüben. Von Parteiwuth war Alles beherrscht. Humanität, Treue und Redlichkeit waren nachgerade unbekannte Tugenden. Grausamkeit und Rachsucht, Betrug und Verrath waren an der Tagesordnung. Die heiligsten Bande lösten sich, Stadt kämpfte gegen Stadt, Fa-

milie gegen Familie. Die nächsten Angehörigen verklagten und verfolgten einander vor Gericht, nicht selten auch mit roher Gewalt. Freundschafts- und Familienrücksichten galten so viel wie nichts, man beschimpfte einander um die Wette und die beleidigenden Worte richteten nicht selten noch mehr Unheil an, als das Schwerdt. „Neue Heirathen," sagt ein Zeitgenosse, „galten nichts; jeder Freund ward dem Freunde ein Feind; Brüder verliessen einander, der Sohn verliess den Vater; alle Liebe, alle Humanität war erloschen; Treue, Mitleid und Erbarmen fand sich bei Niemandem."

War das das Verhalten des Freundes dem Freunde, — des Verwandten dem Verwandten gegenüber, — wie musste dann erst das Benehmen dem Feinde und Gegner gegenüber sein! Da erst kannte man durchaus keine Rücksichten. Wehe dem, der seinem Feinde in die Hände gerieth! Des Alters und des Geschlechts ward nie, oder doch nur ausnahmsweise geschont und Wen das Loos eines schnellen Todes traf, der konnte sich noch glücklich preisen, denn gar Viele traf ein noch viel härteres Schicksal. Hier ward ein Feind auf die grässlichste Weise verstümmelt, dort ward ein Anderer dem Hungertode preisgegeben, — hier wurden Einem die Hände oder die Füsse, — dort ward einem wehrlosen Weibe die Nase abgehauen, — hier ward Einer lebendig geschunden und dort wurden sogar die Kranken den Spitälern gewaltsam entrissen und starben elend und hülflos dahin. Mochte auch der Gegner ein Mitbürger sein, er ward deswegen keineswegs mit grösserer Schonung behandelt! noch eher durfte der Entferntere auf Milde hoffen. Und Wen man nicht mit offener Gewalt, den verfolgte man auf dem gerichtlichen Wege. Denn auch das Recht ward gebeugt, um den geringsten Preis oft waren die Urtheile käuflich. Mit Geld konnte Straflosigkeit für die schwärzesten Verbrechen, — mit Geld aber auch die Verurtheilung eines Unschuldigen erkauft werden. Habsucht und Geldgier, — das war die Krankheit, an welcher der ganze Leib kränkelte.

Fast schien es, als hätten die Menschen alle Menschheit abgestreift, als wären sie zur Thierheit herabgesunken. So schien es auch dem grossen Dichter selber und er entwirft darum von den Bewohnern des schönen Arnothales folgendes traurige Bild:

— — — — wohl verdiente
Den Untergang der Name dieses Thales.
Wird doch von seinem Anfang, wo die Kette
Von der Pelorum losgerissen wurde,
An Quellen reicher ist. als irgend sonst wo,
Bis dahin wo zu dem Ersatz des Nasses
Es beiträgt, das vom Meer der Himmel aufsaugt
Und dann den Flüssen ihren Inhalt spendet,
Von Jedermann die Tugend so als Feindin
Verscheucht, wie gift'ge Schlangen; sei's die Schuld
Des Bodens, sei es Unsitt', ihnen eigen.
Gewandelt haben deshalb die Bewohner
Des argen Thals so gänzlich ihre Weise
Als wären sie in Circe's Kost gewesen.
Den argen Pfad lenkt zwischen wüsten Schweinen
Zuerst es, denen, mehr als Menschenspeise,
Zur Nahrung Eichelmast geziemen würde.
Dann findet es im Niedersteigen Kläffer,
Viel knurriger, als ihrer Macht gemäss ist;
Doch denen kehrt verächtlich es den Rücken.
Und weiter senkt der maledeite Graben,
Der unheilvolle, sich, und wie er anschwillt,
Sieht er die Hunde sich in Wölfe wandeln.
Zuletzt, durch düst're Schlünd hinabgestiegen
Trifft er auf Füchse, die so voller Trug sind,
Dass auch der Schlau'ste sie nicht überlistet.

Daneben nahmen, zumal in des Dichters Vaterstadt, in Folge des stets anwachsenden Wohlstandes, der immer mehr sich aufhäufenden Reichthümer, Luxus und Ueppigkeit in bedenklicher Weise zu. An die Stelle der einfachen Wohnhäuser traten die präch-

tigsten Paläste, an die Stelle der einheimischen die fremden Sitten. In Kleiderputz und Tischfreuden trieb man es so weit, dass gerade um Dante's Zeit besondere Gesetze erlassen werden mussten, um dem übertriebenen Luxus und Ueppigkeit Grenzen zu setzen. Die natürliche Folge der Ueppigkeit, der Weichlichkeit war Unsittlichkeit, nicht selten geradezu Schamlosigkeit. Wie es in dieser Hinsicht aussehen musste, das lässt sich nur zu leicht aus folgenden Worten Dante's schliessen:

Selbst die Barbagia in Sardiniens Bergen
  Hält mehr auf Scham bei Mädchen und bei Frauen,
  Als die Barbagia, wo ich sie zurückliess!
Was soll, o süsser Bruder, ich Dir sagen?
  Schon seh' ich eine künft'ge Zeit im Geiste,
  Der nicht gar alt wird heissen diese Stunde,
Wo von der Kanzel man den Florentiner
  Schamlosen Weibern untersagt, die Brüste
  Bis zu den Warzen unverdeckt zu zeigen.
Bei Saracenen- und Barbarenfrauen
  Bedurft' es geistlicher und anderer Strafen
Niemals, damit den Busen sie verhüllten!

Wohin sein Auge nun sich wandte, überall boten sich unserm Dichter trostlose Zustände dar: trostlos die allgemeine Weltlage, trostlos der politische und soziale Zustand seines Vaterlandes und seiner Heimathstadt, trostlos vollends der Sittenzustand derselben! Ach, und es war einst, in letzter Hinsicht zumal, so viel besser gewesen! Mit wehmüthiger Sehnsucht blickt Dante auf jene früheren, bessern Zeiten zurück und er entwirft von denselben ein rührend-liebliches Bild, indem er sich von seinem Urahn, Cacciaguida, im Paradiese sagen lässt:

Es war im alten Mauerkreis, von wo
  Ihm None noch und Terz gezählt wird, Florenz
  Friedfertig, voller Mässigkeit und schamhaft.
Nicht kannt' es gold'ne Ketten und nicht Kronen

Nicht aufgeputzte Weiber uud nicht Gürtel,
Die mehr als Die sie trägt in's Auge fielen.
Noch machte nicht bei der Geburt die Tochter
Dem Vater Sorge; denn noch überschritten
Mitgift und Zeit das Maass nicht beiderseitig.
Noch gab's nicht Häuser von Bewohnern ledig,
Noch war Sardanapal nicht angelangt,
Was in Gemächern man vermag zu zeigen.
Noch übertraf nicht Eu'r Uccellatojo
Den Berg des Marius; aber, wie im Steigen,
Wird auch im Fallen er ihn übertreffen.
Gegürtet sah mit Leder ich und Knochen
Bellincion Berti, und sein Weib vom Spiegel
Mit unbemaltem Angesichte kommen.
Mit ungegerbtem Fell sah ich Del Vecchio
Und Nerli sich begnügen; Beider Frauen
Sah bei der Spindel ich und bei der Kunkel.
Die Glücklichen! Der Grabesstätte sicher
War ihrer jede, und um Frankreichs willen
War keine noch in ihrem Bett verlassen.
Die Eine wachte sorglich bei der Wiege
Und redete beschwichtigend *die* Sprache,
An der die Eltern sich zuerst ergötzen.
Es plauderte die Zweite mit den Ihren,
Indem dem Rocken sie das Haar entzog,
Von den Trojanern, Fiesole und Rom.
Ein Wunder wär' ein Weib wie die Cianghella,
Ein Lapo Salterello *da* gewesen
Wie Cincinnat jetzt und Cornelia wären.

Fünftes Kapitel.

Der Glaube.

> Unschuld und Treu und Glauben findet man
> Nur noch bei Kindern; doch bevor die Wange
> Behaart ist, flieht die eine wie die andre.
>
> PARADISO XXVII, 127 ff.

In gar manchen Beziehungen war die Kirche am Anfange des Mittelalters an der Spitze der Civilisation und des Fortschrittes gestanden. Von *ihr* waren die meisten gemeinnützigen Einrichtungen ausgegangen; bei *ihr* suchten die Unwissenden Belehrung, denn *sie* war die Trägerin und Fortpflanzerin der Wissenschaften; bei *ihr* hatten die Bedrückten Hülfe gesucht und gefunden, „denn sie allein war es, die innerhalb der allgemeinen Zügellosigkeit und des abenteuernden Thatendranges eine für alle Menschen giltige Wahrheit, eine von aller Willkür unabhängige göttliche Ordnung der Dinge anerkannte und lehrte, sie in einem Leben voll Disciplin befolgte, und in nicht seltenen Fällen sie mit muthiger Aufopferung zum Besten der unterdrückten Schwäche gegen die Gewalt der Mächtigen vertrat."

Damals, als sie ihrer Mission eingedenk blieb und dieselbe zu erfüllen strebte, damals flüchteten sich die sehnsuchterfüllten, ruhesuchenden Gemüther zu ihr, — damals wurden ihre Lehren gläubig angenommen, ihre Vorschriften meistens gewissenhaft befolgt. Damals galt sie noch in den Augen der gesammten christlichen Welt als die Trägerin der absoluten, schlechthin unbezweifelbaren Wahrheit, als die Bewahrerin göttlich geoffenbar-

ter Mysterien. Mochte auch der Glaube, — mochte auch die Religion vielfach sehr äusserlich aufgefasst werden, dennoch waren Religion und Glaube das Alldurchdringende und Allbeherrschende. Auch die Vernunft, auch das Denken, auch die Philosophie beugte sich anbetend vor jenem Glauben, der sich rühmte, die Welt überwunden zu haben und der, ob er sie vielleicht auch niemals *innerlich* überwand, so doch auf lange hin die Welt *äusserlich* beherrschte. Ueber alles menschliche Denken, über die gesammte weltliche Wissenschaft hatte die kirchliche Theologie eine strenge Vormundschaft ausgeübt und die Kämpfe zwischen Glauben und Wissen, wenn je solche entstanden, wurden nahezu ohne Ausnahme zu des ersteren Gunsten entschieden.

Wie ganz anders dagegen im späteren Mittelalter, wie ganz anders in den Tagen, in welchen Dante lebte! Wie war da die Stellung der Kirche zum weltlichen Leben eine ganz verschiedene geworden! In ausdrucksvoller Entwicklung rang dieses unaufhaltsam vorwärts, — die Kirche dagegen war zurückgeblieben, aus einer Trägerin des Fortschritts zur Hinderung desselben geworden. Die Kirche stand nicht mehr an der Spitze der Wissenschaft, sie nahm vielmehr zu dieser eine mehr oder weniger feindliche Stellung ein. Die Kirche war nicht mehr ein Vorbild sittlichen Wandels, ihre Organe und Repräsentanten hatten sich dem Laster in die Arme geworfen. Die Kirche war nicht mehr die Führerin zu Gott, sie hatte sich selber von Gott ab- und der Welt zugewendet; sie war nicht mehr die Hoffnung der Unterdrückten, sie strebte selber darnach, die Völker zu unterdrücken; — sie war nicht mehr ein Gegenstand der Ehrfurcht, — sie war ein Gegenstand der Verachtung geworden. Als eine Kirche wird sie bezeichnet, die

In Schlamm versinkt, sich und die Last besudelnd.

Von dieser entarteten Kirche hat kaum Jemand ein düstreres Bild als Dante selber entworfen. Die Erforschung des gött-

lichen Wortes wird von den Priestern völlig vernachlässigt, ihre Studien sind nur auf Gelderwerb gerichtet,

> Dafür lässt man das Evangelium, lässt man
> Die grossen Lehrer, nur die Decretalen
> Studirend, dass man's sieht an ihren Rändern.
> Darnach nur trachten Papst und Cardinäle.

Die geistlichen Aemter sind um Geld käuflich, in Ueppigkeit und Schlemmerei wetteifern die Hirten mit der Heerde, im Kreise der Sodomiten bilden sie die Majorität. Das Haupt sowohl als auch die Glieder, sie alle hatten dem armen Menschensohn, der nicht hatte wo er sein Haupt hinlegte, den Gehorsam aufgekündet, um jenem Fürsten der Finsterniss in die Arme sich zu werfen, der einst dem Gründer der Kirche verhiess: Alles dieses will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. — Das Blut der Heerde wird von einem Bischof „nur der Partei zu Liebe gefällig verschenkt"; Petri Schlüssel sind zum Wappenschilde einer Fahne geworden, die zu dem Kampfe mit Getauften führet und von den Himmelshöhen hernieder lässt der Apostelfürst die schmerzliche Klage ertönen:

> Der auf der Erde meinen Stuhl sich anmasst,
> Den Stuhl, den Stuhl, der in dem Angesichte
> Des Sohnes Gottes jetzt erledigt ist,
> Verwandelt hat er zu des Bluts und Stankes
> Cloake meinen Kirchhof, drob der Arge,
> Der von hier niederstürzte, drunten froh ist.
> Im Kleid der Hirten sieht man von hier oben
> Auf jeder Weide gier'ge Wölfe gehn;
> O Schutz des Herrn, was zögerst Du so lange!

Diess in kurzen Andeutungen das Gemälde, welches Dante von der Kirche seiner Zeit entwirft. Aber noch stärker vielleicht als alles Uebrige klingt es, wenn er dieselbe für die in der Offen-

barung Johannis erwähnte Hure mit sieben Häuptern und zehn Hörnern erklärt, die an den Wassern sitzet:

> Euch Hirten meinte der Evangelist
> Als er das Weib, das auf den Wassern thronet,
> Mit Königen der Erde huren sah!

War nun das Papstthum, — war die Geistlichkeit, — war die gesammte Kirche so lasterhaft und verdorben, — lebten und handelten Päpste und Clerus auf solche Art, als wäre so etwas wie die christliche Religion, der christliche Glaube, die christliche Sitte gar nicht vorhanden, wie musste es dann sonst, — wie musste es dann bei dem christlichen *Volke* mit der christlichen Religion, dem christlichen Glauben, der christlichen Sitte stehen? Kann da wohl erwartet werden, dass die religiösen Zustände im Grossen und Ganzen so gewesen wären, wie sie hätten sein sollen? Wäre es wohl auch nur denkbar, jenen christlichen Glauben inmitten des christlichen Volkes als einen lebendigen, als einen frischen, mächtigen und lauteren zu finden, — jenen christlichen Glauben, der von seinen Wächtern und Verkündigern auf solche Weise verläugnet, — mit Füssen getreten ward? Wir denken nein! Denn nicht allein sah man an Denen, welche Andern mit dem Beispiele hätten voranleuchten sollen, das gerade Gegentheil von den Früchten des christlichen Glaubens, sondern es wurde auch sonst alles vernachlässigt, was zur Pflanzung und Förderung des christlichen Glaubens dient. Auf das rein Aeussere zwar, auf die Beobachtung kirchlicher Ceremonien und Gebräuche ward noch immer mehr oder weniger strenge gesehen; nach der inneren Religiösität des Gemüthes, nach dem in des Herzens Tiefe wurzelnden Glauben fragte man aber gar wenig. Für die Belehrung des Volkes in den Wahrheiten des Christenthums, oder in den Lehren der Kirche geschah so viel wie gar nichts. Selbst ein guter Theil vom niederen Clerus lebte in der crassesten Unwissenheit dahin; auch den Besseren war das Wesen des Glaubens

unbekannt. Die Prediger waren meist ebenso unwissend und abergläubisch als der Pöbel. Der christliche Cultus hatte in der Messe nicht nur seinen Mittelpunkt, sondern ging in derselben nahezu völlig auf. Gründliche Kirchenhistoriker ziehen es sogar in Zweifel, ob zu dieser Zeit überhaupt in der Landessprache gepredigt wurde. Doch scheint dies, in Italien wenigstens, allerdings der Fall gewesen zu sein, aber die Predigt hatte ihren erbaulichen und belehrenden Charakter verloren und war zu einer Comödie herabgesunken. Der Prediger erzählte auf der Kanzel lustige Geschichtchen und Anekdötchen und meinte seine Aufgabe am Besten erfüllt zu haben, wenn er ein grosses Gelächter bei seiner Zuhörerschaft hervorgebracht. Dante hat diese Predigtweise seiner Zeit mit den Worten geschildert:

Jetzt predigt man mit Spässen und Geschichtchen,
Und, wird nur gut gelacht, schwillt die Kapuze
Dem Pfaffen und nichts Weiteres begehrt man.

Auf diese Weise ward der Glaube je länger je mehr untergraben. Auch die Begeisterung, mit welcher einst die Tausende zur Eroberung der heiligen Orte der Christenheit nach dem Morgenlande zogen, war erloschen. „Das Resultat der Kreuzzüge war, dass man am Ende nicht mehr an das glaubte, was man anfangs mit der höchsten Glaubensgewissheit ergriffen hatte."

So trat denn, wie es unter solchen Umständen nicht anders erwartet werden kann, bei den Volksmassen, bei den Ungebildeten oder wenig Erleuchteten entweder der kindlichste Aberglaube oder aber der crasseste practische Materialismus an die Stelle des Glaubens. Beide Erscheinungen sind zu dieser Zeit vorhanden. Der mittelalterliche Aberglaube ist bekanntlich sprichwörtlich geworden. Derselbe war aber keineswegs alleinherrschend. Neben dem Aberglauben zeigte sich auch sein Gegensatz, der ausgesprochenste Unglaube. In der Vaterstadt unseres Dichters hatten die Epicuräer seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts

so sehr sich vermehrt, dass sie eine gefürchtete Macht bildeten und zu blutigen Streitigkeiten Anlass gaben. Die ghibellinische Partei huldigte offen materialistischen Grundsätzen. „Jene Landstriche Unteritaliens und besonders Siziliens, in denen heutzutage blinder Aberglaube und toller Fanatismus in höchster Blüthe stehen, waren damals die Heimstätten aufgeklärter Geister.“ Dass der Kaiser Friedrich II. beschuldigt werden konnte, die berüchtigte Aeusserung von den drei Betrügern, Moses, Muhamed, und Christus, gethan zu haben, dies zeigt, auch wenn die Beschuldigung eine falsche sein sollte, wie es mit dem Glauben dieses Fürsten, der übrigens mit Ketzerverfolgungen nicht kargte, stehen musste. Und wenn Dante die Zweifler, die in feurigen Särgen ruhend, noch immer die Hölle verachten nach Tausenden zählt, so ist dies Beweis genug, wie verbreitet neben dem Aberglauben die Freigeisterei damals war.

Es fehlt indessen niemals, auch in den traurigsten, trostlosesten Zeiten nicht, an erleuchteten ernsten Geistern und an tieferen Gemüthern, die weder dem Aberglauben huldigen, noch auch der flachen Freigeisterei in die Arme sich werfen. Der erleuchtete Verstand verachtet und bemitleidet den Aberglauben, das tieffühlende, gemüthsvolle Herz schreckt vor den letzten Consequenzen des Unglaubens zurück. Ist jener vorwiegend, so wird der Mensch dem Unglauben, ist dieser vorherrschend, so wird er dem Aberglauben huldigen. Wo aber beide sich vorfinden, da wird er darnach ringen, beide Extreme vermeidend, zum wahren, von den Schlacken gereinigten Glauben sich zu erheben. Aber selten, vielleicht niemals, wird dies ohne innere Kämpfe geschehen können. Der Weg zum wahren, innern, lebendigen Glauben führt gewöhnlich durch die beiden ihm entgegengesetzten Extreme hindurch. In der Atmosphäre des Aberglaubens erwachsen, ging der Christ des späteren Mittelalters, falls die Natur mit einem hellen und scharfen Verstande ihn begabt und er sich einen nicht ganz unbedeutenden Schatz von Kenntnissen erworben,

zum Unglauben über. Wem das tiefere Gemüth fehlte, wem daher die tieferen Bedürfnisse desselben nicht zum Bewusstsein kamen, der blieb dabei stehen und mit verächtlichem Mitleid schaute er von der erklommenen Höhe auf den verlassenen Standpunkt und auf die, welche noch auf demselben sich befanden, hinab. Von selbst und auf ganz naturgemässem Wege entstand hiedurch ein Gegensatz, der in jedem Zeitalter wiederkehrt, von dem vorzüglich das gegenwärtige bewegt wird, — der Gegensatz zwischen Religion und Philosophie, Glauben und Wissen. Tiefere Gemüther, welche den Standpunkt des kindlichen, hingebenden Glaubens verlassen, mussten demnach, wenn sie anders nicht auf dem kalten, trost- und hoffnungslosen Standpunkte der sogenannten Wissenden stehen bleiben wollten, einen mehr oder minder schweren inneren Zweifelskampf bestehen, um durch den Kampf hindurch zu dem erprobten, gestählten, auf Erkenntniss beruhenden und durch Erkenntniss geläuterten Glauben zu gelangen. Dass auch Dante diesen Weg gegangen, wird sich uns später zeigen.

Man hat es freilich mit grosser Entschiedenheit in Abrede gestellt, dass dieser Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, Religion und Philosophie in den Tagen des Dichters vorhanden gewesen und nicht minder entschieden hat man behauptet, dieser Gegensatz sei eine Besonderheit *unserer* Zeit. Es ist aber diese Behauptung eine durchaus irrige. Das einzig Wahre daran ist, einerseits, dass dieser Gegensatz in unserer Zeit ein viel allgemeinerer, indem er auch hinab in die unteren Volksschichten gedrungen ist, — andererseits, dass man heutzutage viel mehr davon redet. Allein ob auch in früheren Jahrhunderten die Volksmassen von demselben unberührt blieben, wenn man auch im Mittelalter nicht, wie heutzutage, Bücher schrieb, welche den Titel: „Glauben und Wissen" an der Stirne trugen, der Gegensatz war desswegen doch vorhanden. Das menschliche Herz ist und bleibt zu allen Zeiten dasselbe „trotzige und verzagte Ding", wie das Buch der Bücher es so treffend nennt. Zu allen Zeiten zeigt der mensch-

liche Verstand die Neigung, alles das abzustreifen und zu verwerfen, was jenseits seines Fassungsvermögens liegt und die Bedürfnisse des menschlichen Gemüthes sind zu allen Zeiten im Grunde die nämlichen. So kehrt denn auch, wie schon gesagt, der in Rede stehende Gegensatz zu allen Zeiten wieder und im Mittelalter, vorzüglich im späteren, trat er mit besonderer Entschiedenheit hervor. Um sein Vorhandensein wegzuläugnen, müsste man die ganze Scholastik wegläugnen können. Denn die grosse Aufgabe, welche diese sich gestellt, sie war keine andere als Glauben und Wissen zu vermitteln. Wie hätte sie sich aber an diese Aufgabe machen, wie an eine Vermittlung denken können, wenn ein Gegensatz zwischen den beiden, die sie vermitteln wollte — zwischen Glauben und Wissen — nicht wäre vorhanden gewesen? Dass aber die Scholastiker eine solche Vermittlung zwischen Glauben und Wissen, Religion und Philosophie als ihre Hauptaufgabe betrachteten, diess scheint uns unwidersprechlich zu beweisen, dass der Gegensatz vorhanden war, auch wenn sich dafür keine andern Beweise beibringen liessen.

Und es konnte in der That nicht anders sein. Der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen *konnte* nicht blos in jenem Zeitalter entstehen, unter den gegebenen Verhältnissen *musste* er nothwendig hervortreten. Die Wissenschaft, die lange das ausschliessliche Eigenthum der Kirche gewesen, war endlich aus den Klöstern in die hohen Schulen gekommen, neben und über die geistliche erhob sich die weltliche Bildung, — neben den Theologen standen die Philosophen da. Der Chorführer aber, die unbedingte Auctorität der Philosophen jener Zeit, war Aristoteles. Die Aristotelische Philosophie, und zwar in der Gestalt, wie sie von dem arabischen Gelehrten Averroes erhalten, war das Mittelalter hindurch allherrschend. Averroes galt aber lange als der Vater des Unglaubens und lange wurden seine Schüler als Ketzer verfolgt.

Damit soll aber freilich keineswegs gesagt sein, dass der Unglaube, oder, besser gesagt, der antikirchliche Geist, so offen und

unverhohlen aufgetreten wäre, wie es in unseren Zeiten geschieht. Bei aller Erniedrigung stand die Kirche doch immer noch als eine Macht, und zwar als eine gefährliche und gefürchtete Macht da. Was sie vermochte, das mussten Abälard, der Hegel des zwölften Jahrhunderts, und dessen Schüler Arnold von Brescia schmerzlich erfahren. Durch solche Beispiele liess sich die damalige Philosophie meistens warnen. In allen ihren Kundgebungen, welche vor die Oeffentlichkeit gelangten, bediente sie sich einer wenigstens scheinbar christlichen Sprache und bei öffentlichen Disputationen war die Unantastbarkeit des Glaubens fast immer ausdrücklich vorbehalten. Allein wenn auch der offene äussere Kampf, so konnte doch durch solche Vorsicht der innere Gegensatz keineswegs vermieden, oder auch nur verdeckt werden. Schon dass die Philosophie das Bestreben offen an den Tag legte, auf dem Wege des vernünftigen Denkens zur Erkenntniss der Wahrheit zu gelangen, — schon dadurch trat sie zur Kirche, mit ihrer Lehre von der absoluten Nothwendigkeit einer übernatürlichen göttlichen Offenbarung, in den ausgesprochensten Gegensatz. Und als im dreizehnten Jahrhundert eine Synode zu Paris die Aristotelische Philosophie verdammte, da half man sich zwar mit der wunderlichen Unterscheidung, eine Lehre könne theologisch wahr aber philosophisch falsch sein und umgekehrt, aber der Gegensatz musste durch diesen Kunstgriff nur gesteigert werden. So traten denn zuletzt Zustände ein, die denen unserer Zeit sehr ähnlich waren. Es ist als hörte man die Klagen eines eifrigen Kirchenmannes unserer Zeit, wenn man den jüngern Zeitgenossen Dantes, Petrarca, klagen hört: „Mein Gott! je kecker Einer den christlichen Glauben anzugreifen wagt, für um so scharfsinniger und gelehrter kann er gelten; wagt es aber Jemand, diesen Glauben in Schutz zu nehmen, siehe da! man hält ihn für unwissend und ungebildet und man wirft ihm vor, er wolle nur seine Unwissenheit mit des Glaubens Mantel zudecken.“ Niemand konnte mehr als Gebildeter, noch viel weniger als Philosoph gelten, wenn er sich nicht

vom christlichen Glauben völlig lossagte. Wie weit es in dieser Hinsicht kam, darüber führt uns wieder Petrarca ein auffallendes Beispiel an. In Venedig kam einst zu ihm in seine Bibliothek Einer von Denen, „die nach der Sitte der heutigen Philosophen meinen nichts gethan zn haben, wenn sie nicht gegen Christum und seine übernatürliche Lehre bellen.“ Im Laufe des Gesprächs traf es sich, dass Petrarca einen Ausspruch des Apostels Paulus anführte. Da rief sein Gast spöttisch ihm zu: „Behalt' Du nur Deinen christlichen Glauben für Dich, von dem Allem glaube ich rein nichts. Dein Paulus, Dein Augustin und alle Die, welche Du so hoch stellst, sie waren sehr geschwätzige Männer; könntest Du aber die Lectüre des Averroes ertragen, Du würdest dann sehen, wie hoch er über diese Deine Possenreisser erhaben ist!“ — „Unsere Freunde“, ruft ein anderes Mal derselbe Petrarca, den Gläublern unserer Tage ähnlich, aus, „unsere Freunde lachen und spotten über uns, die wir doch im Lichte wandeln und nicht, wie sie, in der Finserniss herumtappen, als Unwissende sehen sie uns mit Verachtung an, weil wir nicht, wie sie, Alles in Zweifel ziehen.“ — Nach solchen unzweideutigen Zeugnissen darf wohl nicht behauptet werden, der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, Religion und Philosophie sei im Mittelalter unbekannt gewesen, er sei *unserer* Zeit eigenthümlich.

Es ist freilich wahr, Petrarca redet hier von einer Zeit, die um mehrere Jahre hinter Dantes Tode liegt. Allein es liegt eben doch in der Natur der Sache, dass solche Zustände nicht urplötzlich und nicht ohne lange vorbereitet zu sein, eintreten. War die Zeit unseres Dichters vielleicht auch noch nicht so weit gekommen, so war sie doch jedenfalls auf dem Wege dahin, sie war auf diesem Wege weit fortgeschritten, sie war diesen Zuständen sehr nahe gekommen. Volksmassen, die in ihrem kindlichen, ungeprüften Glauben, noch mehr aber in finsterem Aberglauben dahinlebten, — Pfaffen, wovon die Einen womöglich noch unwissender und abergläubischer als der Pöbel, die anderen vollendete selbstsüch-

tige Heuchler, — sogenannte Gebildete oder höhere Stände, die gegen den christlichen Glauben völlig gleichgültig sich verhielten, oder aber denselben als eine Ausgeburt von Pfaffendummheit und Pfaffenbetrug verachteten, — endlich einige Wenige. die durch den Kampf des Zweifels hindurch, zu dem lebendigen, erprobten, mit der Erkenntniss verbundenen Glauben gelangt, — in diese vier Klassen theilte sich, was Religion und Glauben angeht, die Menschheit in Dante's Vaterland und zu Dante's Zeit.

Und auch er selber, der hocherleuchtete und tieffühlende Dichter, — er ist von diesem Gegensatze auf dem Gebiete des Glaubens innerlich nicht unberührt geblieben.

Sechstes Kapitel.

Wissenschaften und Künste.

> Ihr geht nicht Eines Wegs, wenn Ihr auf Erden
> Philosophirt, so sehr verlockt die Liebe
> Zum Schein Euch, und das Denken, das er blendet.
> PARAD. XXIX, 85—87.

Kaiserthum und Papstthum, Staat und Kirche waren zu Dante's Zeit nicht so beschaffen, wie sie gesollt hätten; anstatt dass ihr Wirken ein einträchtiges hätte sein sollen, ging es vielmehr darauf hin, sich gegenseitig zu bekämpfen und zu schwächen; anstatt dass diese beiden Mächte, eine jede auf dem ihr zukommenden Gebiete, darnach gestrebt hätten, ihre Bestimmung

verwirklichend, die Menschheit ihrem Ziele, dem zeitlichen und ewigen Glücke entgegenzuführen, verfolgten sie nur selbstsüchtige Zwecke. Folge davon die Unordnungen im gesammten Gemeinwesen, das Abweichen des Einzelnen vom rechten Wege; Unruhen, Parteiungen, Unordnungen in Dante's Vaterland, — Parteiungen, Unruhen, Bürgerkriege in Dante's Vaterstadt, stets im Wachsen begriffene Entsittlichung, immer trauriger werdende religiöse Zustände; das waren die Schäden, die wir im Bisherigen kennen lernten, — das die Schäden, die unserem Dichter täglich vor Augen lagen.

Und nicht blos vor Augen lagen. Dante hatte selber darunter viel gelitten, Dante ist selber als ein Opfer dieser traurigen Verhältnisse gefallen. Mit männlichem Muthe hat er das Alles ertragen, er hat sich als einen Mann bewährt

Recht felsenfest für des Geschickes Streiche.

Aber Dante hatte nicht allein einen festen Muth um sich in die Verhältnisse zu schicken, — Dante hatte auch ein herzliches Mitgefühl für seine Zeitgenossen, er war vom innigsten Wunsche beseelt, soviel an ihm zur Heilung dieser Schäden, zur Herbeiführung besserer Zustände beizutragen.

Nachdem wir die Schäden seiner Zeit kennen lernten, entsteht nun die weitere Frage: welche Mittel bot seine Zeit ihm dar, um diese Schäden zu bekämpfen und womöglich zu beseitigen?

Dante hat freilich auch, wie wir in der Folge sehen werden, mit der stählernen Waffe gekämpft. In seiner Stellung aber, — er war selber sich dessen wohl bewusst — konnte er nicht daran denken, mit *dieser* Waffe kämpfend, bessere politische, sittliche und religiöse Zustände herbeizuführen. Hierzu musste und wollte er einer andern Waffe sich bedienen, — einer Waffe, die gewaltiger ist, als die in den Werkstätten Vulcans geschmiedeten, — die Waffe des Wortes.

Die Frage nach den Mitteln, die seine Zeit ihm darbot, wird demnach zur Frage nach dem Zustande von Wissenschaft und Kunst, Sprache und Literatur zu Dante's Zeit. — „Italien", sagt einmal Moritz Carriere, „Italien gab der Welt den Humanismus und die Kunst der Renaissance." Ueber die Apenninnenhalbinsel hat die europäische Cultur ihren Weg genommen. Niemals ist in Italien die Barbarei alleinherrschend gewesen, niemals ward dort das Studium der alten Classiker völlig vernachlässigt, niemals hat man dort des gänzlichen aufgehört, mit der griechischen, besonders aber mit der römischen Literatur auf gelehrte Weise sich zu beschäftigen. Die Sprache der alten Römer dauerte, wenn auch keineswegs in ihrer alten Schönheit und Correctheit, bis gegen das Dantesche Zeitalter als eine lebendige fort und dieser Umstand schon musste dem völligen Absterben der classischen Studien hindernd in den Weg treten. Das Lehren der römischen Sprache und Literatur hatten sich Einzelne seit Langem schon zu ihrem Lebensberufe gemacht. Auch fehlte es nicht an Schriftstellern, welche durch einen guten und verhältnissmässig correcten Styl sich auszeichneten. Noch war freilich die Finsterniss früherer Jahrhunderte nicht völlig gewichen, indess stieg die Morgenröthe bereits empor, den baldigen Anbruch eines neuen Tages verkündend; noch standen freilich die Wissenschaften nicht in voller Blüthe, aber ein lebendiges wissenschaftliches Streben war doch erwacht, und dieses Streben verhiess, dass die Blüthezeit der Wissenschaften und Künste über kurz oder lang sicherlich eintreten würde. Diese Blüthezeit ist auch nicht ausgeblieben; in einigen unter den Zeitgenossen Dante's und in ihm selber vor Allen werden wir die Erstlinge derselben kennen lernen. —

— „Die sieben Himmel, die uns am nächsten sind, sind die Planetenhimmel; dann gibt es über diesen noch zwei bewegliche Himmel und einen über allen, der ruhig ist. Den sieben ersten entsprechen die sieben Wissenschaften des Triviums und des Quadriviums, nämlich Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Mu-

sik, Geometrie und Astrologie. Der achten Sphäre, der gestirnten nämlich, entspricht die Naturwissenschaft, Physik genannt und die erste Wissenschaft, Metaphysik genannt; der neunten Sphäre entspricht die Moralwissenschaft und dem ruhigen Himmel entspricht die göttliche Wissenschaft, welche Theologie genannt wird."

Mit dieser wunderlichen Bemerkung gibt uns Dante selber an, wie zu seiner Zeit die verschiedenen Wissenschaften eingetheilt wurden. Die Elementarstudien waren in den sieben *freien Künsten* des *Triviums* und *Quadriviums* zusammengefasst. Jenes, das Trivium, umfasste Grammatik, Dialektik und Rhetorik, die auf die Redetheile und sprachlichen Verhältnisse sich beziehenden Studien, in welchen schon seit den Zeiten der Römer ein jeder unterrichtet wurde, der irgend auf allgemeine („triviale") Bildung Anspruch machen wollte. Das Quadrivium umfasste Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, die Studien, welche *ad sapientiam* führten, womit Diejenigen sich beschäftigten, welche das Trivium durchlaufen hatten und eine noch höhere Bildung erstrebten. Sehen wir nun, worin diese sieben Zweige des damaligen Wissens bestanden.

Die „*Grammatik*" befasste sich keineswegs mit den neueren Sprachen. Diese wurden nicht höher, vielleicht nicht einmal so hoch geschätzt, als heutzutage die Volksmundarten und daher dem Umgang überlassen. Die „Grammatik" bestand eben nur im Unterricht der alten und vorzüglich, öfters ausschliesslich, der *lateinischen* Sprache. Das Griechische, welches einst über ganz Italien verbreitet gewesen, war im Laufe der Zeit nahezu untergegangen und erst im vierzehnten Jahrhundert ward, besonders durch Boccaccio, das eifrige Studium desselben wieder ins Leben gerufen. Zu Dante's Zeiten war die Kenntniss der griechischen Sprache noch immer eine grosse Seltenheit. Ebenso selten waren aber auch Diejenigen, welche der classischen Sprache der alten Römer auch nur einigermassen mächtig gewesen wären. Selbst

bei Dante, der sich doch an den besten römischen Schriftstellern, besonders an Virgil gebildet, — selbst bei Dante war dieses keineswegs der Fall. Die Meisten schrieben in einer Sprache, die allerdings lateinisch sein sollte, die es aber in Wirklichkeit nicht viel mehr als dem blossen Namen nach war. Und welcher rohen und verdorbenen Sprache selbst die Lehrer an den höhern Schulen sich bedienten, dafür fehlt es nicht an schlagenden Beispielen. Nehme man noch hinzu, dass es an allen sprachlichen Hülfsmitteln fehlte, so wird man sich leicht vorstellen können, wie es mit der „Grammatik“ und deren Studium stehen musste.

Ueber die „*Dialektik*“ urtheilt Dante selber: „Die Dialektik ist ihrem Umfange nach die kleinste unter allen Wissenschaften; denn sie ist vollkommen zusammengefasst und begrenzt in jenem Textumfang, der sich in der alten und neuen Kunst (wahrscheinlich der Titel eines damaligen Lehrbuchs der Dialektik) findet; und sie geht mehr verhüllt, als jede andere Wissenschaft, sofern sie mehr als eine andere mit sophistischen und wahrscheinlichen Gründen fortschreitet.“ Seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts war die Dialektik des Aristoteles in arabischen und lateinischen Uebersetzungen bekannt geworden und dieser wurde gefolgt. Das Wesen der mittelalterlichen Dialektik war ein Streiten mit Worten, verbunden mit einer haarspaltenden Spitzfindigkeit. Man nahm einen Satz vor, fing an zu zergliedern (distinguiren) und zergliederte fort und fort, mit einer Geduld und Beharrlichkeit, die unsere Bewunderung erregen müsste, wenn nicht die ganze Operation eher ein mitleidiges Lächeln hervorrufen würde. Auf eine rein mechanische Weise sollte man geschickt werden, über alles Mögliche und Unmögliche zu denken, zu reden und zu streiten. Von diesen Spielereien hat sich auch Dante, als ein Kind seiner Zeit, nicht ferne gehalten. Und es ist vielleicht ein Glück für seinen Dichterruhm zu nennen, dass er sein unsterbliches Gedicht nicht wie einige seiner übrigen Lieder, mit dem anatomischen Messer mittelalterlicher Dialektik zerlegt hat.

Wir übergehen die „Rhetorik", deren Früchte, da sie sich mit einer Sprache beschäftigte, die bereits dem Reiche der Todten anheimgefallen war, gering genug sein musste. Dessgleichen übergehen wir die „Arithmetik" und die „Geometrie", welche Studien zwar, behufs des Handels, in Italien neu aufzublühen begannen, zum Verständniss Dante's aber, wiewohl sie ihm keineswegs fremd blieben, nicht nothwendig gehören. Nur das Eine mag bemerkt werden, dass sich die Wissenschaft der Arithmetik immer noch hauptsächlich mit den Phantasieen des Nikomachus über die geheime und wunderbare Kraft gewisser Zahlen befasste. Seine Werke liefern hin und wieder den Beweis, dass diese Phantasieen auch von Dante hoch gehalten wurden. Wichtiger für unseren Zweck ist aber, den Stand der astronomischen Wissenschaft zu Dante's Zeit kennen zu lernen. Denn es bildet dieselbe die äussere Grundlage seines grossen poetischen Gebäudes und auf sie beziehen sich auch einige unter seinen kleineren Gedichten, wie auch vorzüglich die Commentare, die er darüber schrieb. Wie sehr sich Dante mit dieser Wissenschaft beschäftigt haben muss, das geht aus den meisten seiner Werke hervor; vielleicht gehörte gerade die Astronomie mit zu seinen Lieblingsstudien. Noch in den späteren Jahren seiner Verbannung aus der heissgeliebten Vaterstadt tröstete er sich mit dem Gedanken, überall „die Spiegel der Sonne und der Gestirne" erblicken zu können. Damals beruhte die Astronomie bekanntlich auf dem Ptolomäischen System, wonach die Erde inmitten von eilf hohlen Kugelschaalen steht, die in verschiedenen Abständen immer grösser werdend einander einschliessen. Die Araber hatten zur Förderung der astronomischen Studien sehr viel beigetragen. Im dreizehnten Jahrhundert wurden dieselben von Alphons X. von Castilien gefördert. Auf sein Veranstalten wurden die *Alphonsinischen Tafeln* angelegt, meist von dem Juden Isaac Ebn Sid Hazan verfertigt und um 1250 erschienen, welche zu Dante's Zeit in den Händen aller Kundigen sich befanden. Selbstverständlich liegt das Ptolomäische System auch hier

zu Grunde. Indess hatte man es, trotz des zu Grunde liegenden falschen Systems, in dieser Wissenschaft schon dahin gebracht, dass man um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bereits im Stande gewesen sein soll, Sonnenfinsternisse vorauszusagen. Und noch besser vielleicht wäre es mit diesem Zweige menschlichen Wissens gestanden, — grössere Fortschritte noch hätte der forschende Geist hierinnen gemacht, wäre nur die Astronomie als eine eigene, besondere, für sich bestehende Wissenschaft betrachtet, — als eine solche behandelt worden. Allein noch immer stand damals die Astronomie mit der Astrologie in engster Verbindung. Auf den Universitäten, namentlich zu Bologna, gab es Lehrstühle der Astrologie so gut, als solche der Astronomie. Oft aber galten Astrologie und Astronomie als Eine Sache, ohne dass sie von einander unterschieden worden wären. Man wollte nicht allein die gegenseitige Stellung der Himmelskörper zum Voraus ermitteln, — noch Grösseres wollte man leisten: die Himmelskörper, Sonne und Mond, Planeten, Gestirne, Kometen u. s. f., — sie wurden als die Hieroglyphen der irdischen Zukunft angesehen und man wollte aus ihnen die zukünftigen Schicksale der Völker, nicht selten auch der Einzelnen, herauslesen. Erleuchtete Geister mochten wohl hin und wieder das Thörichte dieser sein sollenden Wissenschaft einsehen und dieselbe verwerfen. So hat namentlich Dante einen seiner Höllenkreise mit solchen Sündern bevölkert. Allein diese Art von Aberglauben wurzelte denn doch gar tief in den Zeitanschauungen und so sehen wir von den gebildetsten und aufgeklärtesten Männern jener Zeit einige, wie selbst Kaiser Friedrich II, demselben huldigen. Ja, selbst ein Dante, trotzdem, dass er die berühmtesten Astrologen und Sterndeuter in seine Hölle versetzt, erhebt ein anderes Mal diese wunderliche Wissenschaft doch sehr hoch und vielleicht ist die Sterndeuterei auch bei ihm in Anwendung gekommen.

Endlich die *Musik*. Wie kam man aber dazu, diese, die Musik, zu den Studien des Triviums und Quadriviums zu zäh-

len? Die Erklärung dieser auffallenden Erscheinung ist in dem Umstande zu suchen, dass diese ganze Studieneintheilung von den Klöstern, überhaupt von der Kirche ausging. Den Männern der Kirche musste nun aber daran liegen, zur Hebung des Kirchengesanges, — überhaupt der Kirchenmusik beizutragen. Daher trägt die Musik im Mittelalter einen wesentlich kirchlichen Charakter, — sie wesentlich *Kirchen*musik. *Wesentlich*, aber nicht *ausschliesslich*. Allerdings war es die Kirche, welche mit der künstlerischen Entwicklung der Musik sich befasste. So hatte in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts ein Benedictinermönch, Guido von Arezzo, das Liniensystem für die Noten erfunden. So hatte ferner die Kirche im eilften und zwölften Jahrhundert den Gebrauch und die Auflösung der Dissonanzen entdeckt und eingeführt. So war endlich, ebenfalls innerhalb der Kirche, zum Rythmus und der Melodie das dritte Element der Musik, die Harmonie zur Entwicklung gekommen. Während sich aber die Kirche damit beschäftigte, nahm auch das Ritterthum Gesang und Tanz in seine Pflege; die Uebung dieser Künste ward als zur Standesbildung unerlässlich betrachtet. Männer und Frauen übten sich im Spielen von Leier, Harfe und Fidel. Flöten und Schalmeien erklangen dazu, Oboen, Trompeten und Trommeln hatte man von den Arabern aufgenommen. Sänger hielten sich beinahe an allen Höfen, auf jeder ritterlichen Burg auf, oder sie zogen wohl auch von Hof zu Hof, von Burg zu Burg, die vornehme Gesellschaft mit ihrem Gesange, mit ihren Liedern ergötzend. Die besten Gedichte der zeitgenössischen Dichter wurden in Musik gesetzt und nicht unwahrscheinlich ist es, dass auch Lieder unseres Dante von jenem *Casella* in Musik gesetzt wurden, dem der Dichter in seinem „Fegfeuer“ ein so rührendes Denkmal errichtet. Wir werden noch sehen, dass auch Dante ein grosser Freund der Musik gewesen, dass er mit Liebe diese Kunst gepflegt.

Mit der Erwähnung der Musik sind wir bereits aus dem Gebiete der Wissenschaft in das der Kunst übergegangen. Bevor

wir aber auf diesem weiter schreiten, müssen wir noch eine Weile auf jenes zurückkommen. Hatten die sieben sogenannten freien Künste, wovon bis dahin die Rede gewesen, — hatten sie auch Jahrhunderte lang den Complex des menschlichen Wissens ausgemacht, so war man doch seit etwa anderhalb Jahrhunderten weiter geschritten. Höhere Schulen, damals „Studien", später Universitäten genannt, wurden gegründet. Ohne Zuthun von Fürsten und Geistlichkeit, — als freie Vereine gelehrter Männer und strebsamer Jünglinge, die nur durch die Begeisterung für die Wissenschaft zusammengehalten wurden, waren diese Institute entsanden. Unter diesen zeichneten sich in Italien vorzüglich aus: *Bologna*, als Mittelpunkt der juristischen und *Salerno*, als Mittelpunkt der medicinischen Wissenschaft, während hingegen die Schule zu *Paris* das Haupt der Scholastik war und zuerst alle Facultäten aufnahm. Auf diesen Schulen (Universitäten) erhielt der Wissenskreis eine neue Organisation. Auch hier zwar wurden die sieben freien Künste gelehrt, aber zu diesen kamen noch die Wissenschaften im engern Sinne, die Theologie, die Jurisprudenz und die Medizin. Erstere, die Theologie, blieb der Mittelpunkt aller Wissenschaften. Ganz besonders war es die *Scholastik,* welche damals alle Geister beschäftigte und die daher obenan unter allen Studien stand. Zu Dantes Zeit erlebte sie, die Scholastik, ihre Glanzperiode, aber schon neigte diese Periode ihrem Ende zu, schon zeigten sich die Vorzeichen, welche das Hereindringen des Verfalls ankündigten. Einen neuen Aufschwung hatte sie im Anfange des 13. Jahrhunderts dadurch genommen, dass nun zur Aristotelischen Logik auch die Aristotelische Physik, Metaphysik und Ethik durch die Vermittlung der Araber in den Gesichtskreis der Scholastiker trat, — dass ihnen auch das Material der arabischen Naturforschung überliefert ward. Neben der Theologie machte sich nun auch die Kenntniss der irdischen Dinge geltend, neben dem kindlichen, blinden Hinnehmen des Ueberlieferten machte sich je länger je mehr das Bedürfniss fühlbar, trat je länger je

mehr das Bestreben hervor, die Ueberlieferung, das Dogma, die Kirchenlehre dem Denken, nicht selten freilich einem mehr verschulten, als geschulten Denken zu unterwerfen, — mit dem Verstande zu erfassen. In dieser Richtung haben sich bekanntlich vorzüglich Abälard und Duns Scotus hervorgethan. Die Kirche, — es lässt sich diess zum Voraus erwarten, — die Kirche konnte und wollte solchen Bestrebungen nicht ruhig zusehen, — konnte und wollte sie nicht unangefochten ihren Weg gehen lassen. Abälards Leben kann als Ein ununterbrochener Kampf betrachtet werden. Die schon früher erwähnte Verdammung Aristotelischer Schriften auf einer Synode zu Paris im 13. Jahrhundert mit dem, was die nächste Folge davon war, bezeichnet den Beginn des Verfalls, den Anfang der Selbstauflösung der Scholastik.

In bei weitem höherer Blüthe als die Wissenschaften standen in Italien zu Dante's Zeit die Künste. Von der Musik ist bereits vorhin die Rede gewesen. In der Plastik und Malerei rangen frische Triebkräfte mit der alten Ueberlieferung, bald sie naturalistisch durchbrechend, bald sie empfindvoll beseelend. Wie dieses Zeitalter in Dante einen der grösten Meister der Dichtkunst besass, so besass es auch grosse Meister der übrigen Künste. Obenan in der Sculptur steht der grosse *Nicola Pisano*, um 1204 geboren, dessen Thätigkeit bis gegen 1280 reicht. „Mit ihm lebte plötzlich die Antike in ihrer Macht und Herrlichkeit zu einem wunderbaren neuen, wenn auch kurzen Dasein wieder auf, himmelweit entfernt von den kümmerlichen und trüben Reminiscenzen, die bis dahin in der romanischen Kunst sich fortgefristet hatten, aber auch weit unbedingter und entschiedener, als sie anderwärts selbst in den edelsten Schöpfungen sich zeigte." Die prachtvolle Kanzel im Baptisterium zu Pisa, datirt vom Jahre 1260, die noch herrlichere des Domes zu Siena und der kunstvolle Brunnen zu Perugia sind beredte Zeugen seiner Meisterschaft. In der Malerei nehmen die Zeitgenossen Dante's, die Florentiner *Cimabûe* und *Giotto* die erste Stelle ein. Der letztere, ein Freund

Dante's, der auch in der Plastik und in der Architektur sich auszeichnete, hat der italienischen Kunst seines Zeitalters auf lange hin den Stempel aufgeprägt. Er wird uns noch später unter den Freunden unsers Dichters entgegentreten, wo wir ihn dann des Näheren werden kennen lernen. Dante hat diesem und anderen Künstlern seiner Zeit in seinem Gedichte ein Ehrendenkmal errichtet:

> Da sagt' ich: Ach, bist Du nicht Oderisi,
> Agubbio's Ehr' und Ehre jener Kunst
> Die in Paris man nennt: Illuminiren?
> Die Blätter, die der Bologneser Franco
> Gemalt, mein Bruder, sprach er, lächeln schöner;
> Ihm bleibt die Ehre ganz, mir nur ein Theil. — —
> O eitler Ruhm der menschlichen Begabung;
> Wie schnell vergeht das Grünen seines Gipfels,
> Wenn hinter ihm nicht rohe Zeiten folgen!
> Das Feld der Malerei zu halten dachte
> Einst Cimabuë; jetzt rühmt man nur Giotto,
> So dass verdunkelt wird der Ruf des Ersten.

In noch höherer Blüthe standen die Bildhauerei und die Baukunst. Letztere hatte in diesem Zeitalter so ziemlich ihre höchste Höhe erreicht. Ein näheres Eingehen auf den Zustand der verschiedenen Künste in diesem Zeitalter gehört jedoch nicht, — wenigstens nicht direct, zu unserer Aufgabe. Denn wenn auch dem Manne, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben, — wenn ihm auch diese Künste nicht ganz fremd blieben, so war es doch eine andere Kunst, die er mit unübertrefflicher Meisterschaft ausübte, mit der er auf seine Zeit einzuwirken suchte, — eine Kunst, von welcher wir sofort reden werden. Blickte er aber hin auf den Zustand der Wissenschaften und Künste zu seiner Zeit, so musste er finden, dass die letzteren einen erfreulichen, die ersteren hingegen einen traurigen Anblick darboten. Die Künste nahmen einen neuen Aufschwung, zum Theil standen sie in höchster Blü-

the. Für die Wissenschaften dagegen waren die Zeiten der Finsterniss noch nicht vergangen. Sie lagen noch meistens in beengenden Fesseln, — in den Fesseln, welche Aberglauben und Ueberlieferung, Menschenautorität und Menschenvergötterung, unwissende Anmassung und Herrschsucht, Kirche und Pfaffenthum gemeinsam geschmiedet. Aus Wissenschaften und Künsten vernahm man aber unaufhörlich Einen Ruf, Einen Seufzer: den Ruf nach Erlösung von den beengenden Fesseln, — den Seufzer nach Freiheit.

Siebentes Kapitel.

Nationalsprache und Nationalliteratur.

> So nahm der Sprache Ruhm der eine Guido
> Dem andern, und vielleicht ist schon geboren
> Der Diesen aus dem Nest wie Jenen treibt.
> PURG. XI, 97—99.

Schon unzählige Male ist die Behauptung aufgestellt worden und es ist noch zur Stunde eine banale Redensart, Dante sei der Schöpfer der italienischen Sprache. Man sollte freilich meinen, eine solche Behauptung könne gar nicht im Ernste ausgesprochen werden. Hat es doch schon vor Dante eine nicht geringe Anzahl von Dichtern und Prosaikern gegeben, welche der italienischen Sprache sich bedient! Gibt es doch ziemlich dickleibige Sammlun-

gen von poetischen und prosaischen Producten der vordante'schen Zeit in eben dieser Sprache! Und hat doch Dante selber, wie wir im Verlaufe unserer Darstellung sehen werden, — hat doch Dante selber eine Schrift verfasst, worin er von eben dieser Sprache — und zwar von ihr nicht als einer ganz neuen, von ihm erst geschaffenen oder erst noch zu schaffenden, sondern als einer bereits seit längerer Zeit gebräuchlichen, handelt! Aber so ist eben der Mensch, — stets zwischen Extremen sich bewegend! Als Dante noch lebte, da machte man ihm sogar *den* Ruhm streitig, zur Vervollkommnung, Veredlung und Verschönerung der Sprache seiner Nation sehr Bedeutendes beigetragen, — sehr Bedeutendes dafür geleistet zu haben. Spätere Generationen dagegen begnügten sich nicht mehr damit, ihm diesen Ruhm vindicirt zu haben, sie eiferten um die Wette ihn und seine Verdienste zu der höchsten Höhe, — man möchte sagen zu einer übermenschlichen Höhe emporzuheben. So ward er denn und wird er noch vielfach gepriesen als der Schöpfer der Sprache, als der Schöpfer der italienischen Poesie, als der Fürst der Epopöe und wer weiss, was noch Alles! Die folgende Darstellung wird zu zeigen versuchen, wie hoch, fast unerreichbar hoch Dante steht und zu stellen ist. Derartige Uebertreibungen aber richten sich von selbst.

Die Sprache, in welcher Dante seine unsterblichen Werke niedergeschrieben, — die Sprache, welcher er so unnachahmliche Töne, eine hinreissende Harmonie entlockt, in deren Behandlung er als vollendeter Meister dasteht, — die italienische Sprache hat Dante nicht erst geschaffen, er hat sie als die Sprache seiner Nation und zwar als eine schon ziemlich entwickelte vorgefunden. Grosse, unschätzbare Verdienste hat er um dieselbe sich erworben; *schaffen* konnte er sie aber nicht, denn die Sprachen *entstehen allmählich,* sie entwickeln sich im Verlaufe einer mehr oder weniger langen Zeit, nie aber werden sie mit Einem male und von Einem — und wäre es noch das begabteste — Individuum ins Dasein gerufen.

Wie nun die italienische Sprache entstanden, — wie sie sich im Verlaufe der Zeiten so weit entwickelt, als sie zu Dante's Zeit entwickelt war — diess eingehend darzustellen kann unsere gegenwärtige Aufgabe nicht sein. Wenige Andeutungen mögen genügen.

Dass die italienische, wie überhaupt die romanischen Sprachen, aus der Sprache der alten Römer, d. h. aus der lateinischen entstanden, darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Dass die letztere, die lateinische Sprache, niemals, selbst nicht in den Zeiten höchster Blüte der römischen Cultur, rein und correct vom gewöhnlichen Volke gesprochen worden, — diess liegt ganz in der Natur der Sache und müsste selbst dann angenommen werden, wenn auch keine darauf sich beziehenden und darauf hinweisenden Andeutungen von Zeitgenossen auf uns gekommen wären. Wo eine Sprache zu einer grammatisch ausgebildeten, zu einer Cultursprache sich erhebt, da gehen in aller Welt neben ihr Mundarten, Dialecte her, welche mehr oder weniger von der gebildeten, der *Schrift*sprache abweichen. Auch bei den Römern musste diess der Fall sein. Hiefür fehlt es auch bei den lateinischen Schriftstellern nicht an Andeutungen. Schon *Cicero* erwähnt einer Sprache (das heisst wohl eines Dialectes) des Volkes, die neben der gebildeten Sprache herging und klagt über das Verderben, welches durch das Zuströmen von Fremden in Rom, immer mehr in die Sprache einreisse. *Quinctilianus* jammert darüber, dass nicht das ungebildete Volk blos, sondern auch die Sprecher auf den Theatern einer „barbarischen" Sprache sich bedienten. Augustus selber hielt sich, wie Sueton berichtet, nicht eben sehr genau an Regeln der Grammatik. Je mehr nun die alte römische Cultur und Bildung abnahm, je tiefer sie sank, um so mehr musste auch die Sprache darunter leiden. Um so schneller, um so tiefer musste der Verfall um sich greifen, nachdem der Sitz des römischen Kaiserthums aus dem Occident nach dem Orient verpflanzt worden und Rom damit von den gebildetsten Bürger entblösst ward. Noch

war das Jahrhundert, in welchem die verhängnissvolle Uebersiedelung nach Constantinopel stattfand, nicht zu Ende und eine Horde germanischer Völker folgte der anderen auf dem Fusse, nach der schönen Apenninnenhalbinsel Verwüstung und Verwilderung, zugleich aber auch die Keime einer neuen Cultur bringend. Bei drei Jahrhunderte ward ganz Italien von diesen «Barbaren» beherrscht. Diese nun, wenn sie den Eingeborenen sich verständlich machen wollten, mussten nothwendig der Sprache *des* Landes sich bedienen, welches sie verwüstet und unterjocht, in welchem sie sich niedergelassen. Es lässt sich aber leicht denken, wie die lateinische Sprache im Munde dieser rohen Völker sich ausnehmen musste. Auf der anderen Seite mussten es die Verhältnisse mit sich bringen, dass die Unterjochten, die Eingeborenen Einiges wenigstens aus der Sprache der neuen Beherrscher in die ihrige aufnahmen. So viel ist jedenfalls gewiss, dass mehrere hundert, vielleicht mehrere tausend Wörter aus dem germanischen Wörterbuch in das romanische übergingen. Allerdings vermochten die neu aufgenommenen und gebrauchten germanischen Wörter, mochte deren Zahl auch noch so bedeutend sein, den grammaticalischen Bau der Sprache nicht abzuändern. In einer Zeit aber, in welcher es keine Gelehrte gab, welche Werke in einer schönen oder wenigstens grammatisch richtigen Sprache geschrieben, — in welcher es kein gebildetes Publicum gab, das solche Werke gelesen hätte, — musste nicht in einer solchen finsteren Zeit alles das, was an grammaticalischen Schönheiten, Feinheiten und Schwierigkeiten die alte Sprache enthielt, — musste nicht das alles nothwendig ausarten, sich verwischen, verloren gehen? Die feineren und schwierigeren grammaticalischen Beziehungen wurden nun auch in der That mit der Zeit unverständlich, oder doch wenigstens ganz ungebräuchlich und man fühlte daher das Bedürfniss, sie auf eine andere Weise auszudrücken. So verwandelte sich denn allmählich die Sprache der alten Römer aus einer *synthetischen* in eine *analytische*. Eine neue Sprache, mit neuen Wörtern, mit neuem

grammaticalichen Baue tritt auf diese Weise an die Stelle der hinsterbenden alten. Freilich war man sich dieser Umwandlung lange, Jahrhunderte hindurch kaum bewusst. Die noch vorhandenen, zahlreichen öffentlichen Documente aus der Zeit vom sechsten bis zum zwölften Jahrhundert sind in einer Sprache abgefasst, die man noch immer für die lateinische hielt, — in einer Sprache aber, bei der man zweifelhaft sein kann, ob man sie noch lateinisch nennen soll und nennen darf. Mit dem Wiedererwachen der Cultur und Bildung trat allerdings etwelche Besserung ein, die lateinische Sprache ward wieder in den Rang einer gelehrten Sprache erhoben, Chroniken und Berichte wurden in derselben abgefasst und noch in den Tagen Dante's sahen die Gelehrten die neue Sprache mit geringschätzenden Blicken an und ihrer die Meisten waren der Ansicht, sie würden ihrer Gelehrtenwürde etwas vergeben, wenn sie in ihren Schriften einer anderen als der lateinischen Sprache sich bedient hätten. Aber es war nun zu spät. Die lateinische Sprache war nun bereits dem Reiche der Todten anheimgefallen, eine andere, eine neue Sprache war auf ihrem Grabe aufgeblüht und diese neue Sprache schritt nun ihrer Entwicklung, Verschönerung und Vervollkommnung mit raschen Schritten entgegen.

Lange aber vermochte diese nicht, zu einer Schriftsprache sich zu gestalten. Gelehrte, Geistliche, Notare, überhaupt alle, die Schriftstücke abfassten, wollten in der Sprache der alten Römer schreiben, und ob sie auch nicht selten in den Fall kamen, um verständlich zu werden, Ausdrücke, grammatische Formen und Wendungen zu gebrauchen, die nicht mehr der alten, sondern der neuen Sprache angehörten, — ob sie auch gar oft in einer Sprache schrieben, die von der lateinischen kaum mehr als den blossen Namen noch hatte, — so verschmähten sie es doch, der neu sich entwickelnden Nationalsprache sich zu bedienen. Diese letztere war daher lange eine *gesprochene* Sprache gewesen, bevor sie auch eine *geschriebene* Sprache wurde.

Als das älteste bis jetzt bekannte schriftliche Document der italienischen Sprache wird eine gereimte Inschrift angesehen, die sich ehemals an dem Gewölbe über dem Hauptaltar der Cathedrale von Ferrara befand und welche selbst als die Zeit ihrer Entstehung das Jahr 1135 angibt. Das zweitälteste Document ist eine Canzone des Ritters *Folcacchiero de Folcacchieri* aus Siena, geboren um 1150. Mehrere poetische Schriften von ihm sind noch handschriftlich vorhanden. Durch den Druck bekannt ist aber nur die genannte Canzone, ein Liebeslied in philosophischem Gewande, in einer Sprache, die, wie es für jene Zeit nicht anders sein konnte, noch ungebildet und unbeholfen ist, die aber doch bereits Spuren von den Schönheiten und der Grazie verräth, die sie später entfalten sollte. Die dichterische Begabung des *Folcacchiero* zeigt sich als nicht ganz unbedeutend.

Aber erst mit dem Anfange des Jahrhunderts, in welches bereits ein Theil der Werke Dante's fällt, — erst mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts beginnt die Blüthe der italienischen Sprache. Zahlreiche Dichter und nicht wenige Prosaiker treten auf und bezeichnen den Anfang einer italienischen Nationalliteratur.

Die meisten unter diesen ältesten italienischen Dichtern können auf keinen höheren Ruhm Anspruch erheben, als auf den von mehr oder minder glücklichen *Nachahmern.* Denn um ungefähr ein Jahrhundert war der italienischen Poesie die *provençalische* vorangegangen. Seit dem Ende des eilften Jahrhunderts hatte die letztere, die Poesie der Provençalen, die Stunde ihres Erwachens gefeiert. An den vielen kleinen Höfen der Fürsten und Barone, bei allen Festen und Tournieren fanden sich Sänger, *Troubadours* genannt, ein. Diese Sänger gehörten meist den höheren Ständen an und waren sehr willkommene, oft reich beschenkte Gäste. Mit der Zeit überschritten sie die Grenzen ihres Vaterlandes. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erscheinen sie auch an den Höfen der vielen kleinen Dynasten Italiens, am zahlreichsten in

Norditalien, welches in der Sprache die meiste Verwandtschaft mit dem benachbarten Frankreich und den lebhaftesten Verkehr mit demselben hatte. Ihr Beispiel, vielleicht aber noch mehr die Erfolge, die sie an den italienischen Höfen erzielten, mussten auch die Eingeborenen reizen, in ähnlichen Leistungen sich zu versuchen. Noch trauten sich aber diese nicht, in ihrer eigenen Sprache zu dichten, sie eigneten sich vielmehr die Sprache der fremden Sänger an. So weist denn die Geschichte der Poesie der Troubadours nicht wenige italienische Namen auf, unter denen Polco von Marseille, dem Dante im Paradiese begegnet, und jener bereits erwähnte Sordello, den Dante im *Purgatorio* so rührend gefeiert, die berühmtesten sind. Mit der Zeit kamen aber die Italiener zu der Einsicht, dass ihre eigene Sprache nicht weniger als die der fremden Sänger geeignet sei, um das Fühlen des Herzens in bezaubernden Tönen auszudrücken und man begann in der eigenen Sprache zu dichten.

Der Ruhm, die ersten Dichtungen in italienischer Sprache hervorgebracht zu haben, gehört unstreitig den Bewohnern des äussersten Winkels von Italien, den Sicilianern. Durch das Zeugniss von Dante und Petrarca wird dieser Ruhm den Sicilianern gesichert. Als der älteste unter den sicilischen Dichtern wird *Ciullo d'Alcamo*, aus dem Schloss Alcamo bei Palermo, genannt, welcher zur Zeit Friedrichs II. lebte. Von ihm hat sich ein längeres poetisches Gespräch zwischen einem Geliebten und seiner zuerst spröde sich stellenden, dann aber willfährigen Geliebten erhalten. Dante führt einen Vers aus diesem Gedichte an, um das ganze Gedicht und den Dichter als plebeisch zu verurtheilen. Und allerdings ist die Sprache mit vielen sicilischen, neapolitanischen und anderen Provinzialismen vermengt, so dass Manches unverständlich wird. Die Gesprächform und das Metrum ist den Provençalen entlehnt. Die Gedanken sind einfach, von poetischem Schwung zeigt sich auch nicht die geringste Spur.

Die mächtigste Anregung fand die italienische Poesie an

dem Hofe Friedrichs II. „Ein überaus edler Herr“, sagt einer der ältesten italienischen Novellisten, „ein überaus edler Herr war der Kaiser Friedrich; zu ihm strömte man aus allen Gegenden, denn er war freundlich und schenkte gerne. Wer irgend eine besondere Fertigkeit besass, zog an sein Hoflager: Troubadours, Saitenspieler, schöne Redner, Künstler, Turnierer, Fechter, Leute von aller Art.“ Auch Dante und andere Schriftsteller jener Zeit stimmen diesem Lobe bei. Aber Friedrich begünstigte nicht allein die Dichter, ehrte und belohnte sie reichlich: er, sowie auch seine Söhne, waren selber Dichter. Vom Kaiser selber sind fünf Gedichte erhalten, in einer noch in den Windeln liegenden, aber doch nicht mehr völlig ungebildeten Sprache. Von seinem natürlichen Sohne Enzo hat man ebenfalls Gedichte, worin freilich hin und wieder sicilische Provinzialismen vorkommen und deren Sprache die Zeit der Entstehung nicht verleugnet, die aber doch bereits an die späteren Meister zu erinnern beginnt. Auch von dem berühmten und unglücklichen Kanzler Kaiser Friedrichs II., Pier delle Vigne, einem der grössten Männer jenes Jahrhunderts, sind Gedichte bekannt, welche eine der ersten Quellen seines späteren Unglücks gewesen sein sollen. Von einem freien, dichterischen Gedankenschwung, von grossartigen poetischen Bildern, sowie überhaupt von Originalität kann bei ihm so wenig wie bei den übrigen Dichtern dieser altsicilischen Dichterschule die Rede sein. Die Bedeutung dieser Dichterschule, welcher ausser den bereits angeführten auch noch mehrere andere Dichter angehören, wie z. B. *Jacopo da Lentino*, genannt *il Notajo*, *Guido delle Colonne* und die nur durch ihren poetischen Liebesbriefwechsel mit Dante da Majano bekannte Dichterin *Nina*, sowie auch mehrere Andere, die wir nicht nennen wollen, — die Bedeutung dieser Schule ist nicht eine ästhetische, sie ist vielmehr eine rein geschichtliche. Nicht etwa die dichterische, überhaupt die künstlerische Bedeutung ihrer Leistungen verleiht diesen Dichtern das

Recht in den Annalen der italienischen Nationalliteratur als die Ersten genannt zu werden, — diese Ehre verdanken sie ganz einfach ihrem Dasein selber und ihrer Sprache. Dass sie die Ersten gewesen, die in dieser Sprache gedichtet, dies ist ihr einziges, aber auch ihr hoch zu schätzendes Verdient.

Das staufische Herrscherhaus hatte diese Dichterschule ins Leben gerufen. Es konnte daher kaum anders sein, mit dem Untergange jenes Hauses musste auch ihr Untergang verbunden sein. Und so geschah es auch in der That. Mit dem Sturze Manfred's sinkt auch der poetische Glanz dieser Dichterschule in die Nacht der Vernichtung hinab. Vom Hofe zu Palermo war aber eine mächtige Anregung ausgegangen und die in Sicilien entstandene neue Poesie begann bald auch in den anderen Gegenden Italiens frische Keime zu treiben. Bologna zuerst, dann aber Toscana und vorzüglich Florenz nehmen nun die bis dahin von Sicilien inne gehabte Stellung in Anspruch. Eine neue, eine zahlreiche Dichterschule, die alte italienische, tritt auf den Schauplatz der italienischen Poesie. Von ihr wird das Werk der sicilischen Dichter wieder aufgenommen und weiter geführt. Die Form wird veredelt, der Inhalt wird erweitert. Zu dem erotischen Elemente, womit die sicilische Poesie sich ausschliesslich befasst hatte, tritt nun ein neues, ein philosophisches, ein sittliches Element hinzu. Auch das religiöse Element beginnt in die italienische Poesie Eingang zu finden. Obenan steht hier der eigentliche Vater der italienischen Nationalliteratur, jener *Guido Guinicelli*, den Dante im *Purgatorio* so hoch preist, den er denjenigen nennt,

„Der ihm und all den Andern Vater war,
Die süsse Liebesreime je gedichtet,“

dessen süsse Lieder er als solche rühmt:

„Die werth den Griffel machen, der sie schrieb,
So lange der neue Dichterbrauch bestehen wird.“



Und jedenfalls ist dieser *Guido Guinicelli* unter den italienischen Dichtern vor Dante der grösste. Einem edlen Geschlechte aus Bologno entstammt, traf ihn das Loos, von seiner Vaterstadt verbannt zu werden und er starb im Jahre 1276 in noch jugendlichem Alter in der Verbannung. Seine Lieder sind, wie die seiner Vorgänger, Liebeslieder, aber das Liebeslied erscheint bei ihm mit der Philosophie aufs Innigste verbunden. Durch anmuthige Bilder, die selbst ein Dante zuweilen nachzuahmen für werth hielt, durch geistreiche und tiefe Gedanken sowie durch seinen reinen und geglätteten Styl steht er weit über allen seinen Vorgängern.

Auch noch andere Dichter aus Bologna werden von Dante erwähnt, wie *Guido Ghislieri*, *Fabrizio* und *Onesto*, welche er als „ausgezeichnete Gelehrte, in der italienischen Sprache vollkommen bewandert“, rühmt. Von den zwei Erstern indess ist nichts auf uns gekommen und vom dem Letzteren nur Weniges und dieses Wenige in einer so verdorbenen Gestalt, dass wir ausser Stande sind, zu urtheilen, inwiefern das ihnen von Dante ertheilte Lob ein begründetes ist.

Eine weit grössere Anzahl von Dichtern hat zu dieser Zeit Toscana aufzuweisen. Die zwei unvergleichlich bedeutendsten unter ihnen, *Brunetto Latini* und *Guido Cavalcanti*, der Erste Dante's Lehrer, der zweite Dante's erster Freund, werden wir später näher kennen lernen. Von den meisten Uebrigen bleiben uns nur wenige Gedichte übrig, welche wenig Eigenthümliches, nichts Vorzügliches besitzen. Unter diesen ragt besonders *Guittone d'Arezzo*, gestorben um das Jahr 1294 zu Florenz, hervor. Sein Ruhm hat lange den aller Früheren überstrahlt. Unter seinen Schriften halten einige seiner Sonnette den Vergleich mit allen übrigen Dichtungen jener Zeit aus und lassen uns jene Eleganz und Harmonie ahnen, worin Petrarca als unerreichter Meister dasteht. Seine Sprache erscheint als ein zartes, noch unentwickeltes Mädchen, aber als ein Mädchen, welches zu der Hoff-

nung berechtigt, es werde sich einst zur vollendeten, jungfräulichen Schönheit entwickeln.

Die Aufgabe, die nennenswerthen vordante'schen Dichter anzuführen, ihre Werke zu besprechen, ihre Verdienste zu würdigen, — diese Aufgabe hat die Literaturgeschichte zu lösen. Hier muss es genügen, die Entstehung und den Entwicklungsgang der italienischen Sprache und Literatur bis auf Dante in grossen, flüchtigen Umrissen zu überblicken. Beides, Sprache und Literatur waren, als Dante auftrat, durchaus noch im Werden, nicht selten in einem unförmlichen Werden begriffen. Die Poesie, mehr noch die Prosa lagen in den Windeln. Diese letztere, die Prosa, hatte bis auf Dante's Zeitgenossen, den trefflichen *Dino Compagni*, gar wenig geleistet. Nachdem Viele mit zahlreichen, aber noch ganz unförmlichen Versuchen vorangegangen, schrieb der Neapolitaner *Matteo Spinello* um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Ereignisse des Königreichs Neapel von 1247 bis 1268, das erste Beispiel einer italienischen Chronik. Seine Sprache ist nachlässig, weniger die italienische als der neapolitanische Dialect; sein Styl ist ebensosehr unbeholfen als ungekünstelt, seine Chronik besteht mehr aus Anecdötchen als aus Geschichte. Weit höher steht der um 1290 gestorbene Florentinische Chronist *Ricordano Malispini*, der Erste, welcher die Geschichte Italiens italienisch geschrieben. Allein ohne eine Ahnung von historischer Kritik zu haben, gibt er Fabeln und Sagen für Geschichte aus, mehr geschwätzig als beredt, bald trivial und bald confus, nach der Schönheit des Styls und nach den Regeln der Grammatik gar nichts fragend. Sein Neffe *Giacotto Malispini* hat das Werk seines Onkels im gleichen Geiste und im gleichen Styl bis zum Jahr 1286 fortgesetzt. Erst bei dem schon genannten *Dino Compagni* tritt uns eine schöne, edle, oft beredte Prosa entgegen. Aber bereits war ihm auch als prosaischer Schriftsteller ein Dante vorangegangen.

So befanden sich denn die italienische Nationalsprache und

Nationalliteratur bis auf Dante erst noch in dem Kindesalter. Die Troubadours zum Muster nehmend, hatte die italienische Poesie an den Höfen der Fürsten und in den Fluren Siziliens zuerst, dann aber in Bologna, in Toscana, vorzüglich in Florenz sich entwickelt. Sieht man hin auf die verhältnissmässig kurze Zeit, die seit ihrem Entstehen verflossen, so wird man sagen müssen, dass sie schon einen Weg zurückgelegt hat, welchen zurükzulegen sie bei andern Völkern eine viel längere Reihe von Jahren bedurfte. Allein den Höhepunkt hat sie damit noch lange nicht erreicht und sie muss, wenn sie denselben erreichen will, andere, höhere Zwecke verfolgen. Denn nicht aus innerem, künstlichem Drange, nicht aus dem Bestreben, hohe ewige Wahrheiten in schmucker Rede, in bezaubernden Tönen zu verkünden war sie bis dahin hervorgegangen, sie verdankte vielmehr ihre Entstehung der Gefallsucht, der Lust nach edler Unterhaltung, hin und wieder wohl auch dem sinnlichen Triebe. Bei wenigen Dichtern nur, wie besonders bei *Guinicelli* ist eine, aber noch schwache, Ahnung von Kunst bemerkbar. Die vordanteschen Dichter sprechen im Ganzen nicht die innersten Gefühle ihres Herzens aus, sie reden nicht die Sprache der Natur, sie sind meist nichts mehr als blosse Nachahmer. Auch reden sie nicht die Sprache der wahren Kunst, sie reden nur zu oft die Sprache der Künstelei. Es fehlt ihnen die tiefe Einsicht, dass Einer dann erst und nur dann ein wahrer Dichter ist, wenn er von sich sagen kann:

Ich bin Einer,
Der aufmerkt, wenn mich Amor's Hauch berühret,
Und *was er innen vorsagt,* schreib ich nieder.

Auch sind die Grenzen, innerhalb welcher diese Dichter sich bewegen, sehr enge gezogen. Noch immer ist es allein die irdische Liebe, welche ihre Muse besingt, selten überschreitet ihre Dichtung die Grenzen der erotischen Lyrik. Und will Einer einmal diese Grenze überschreiten und in ein anderes, höheres Ge-

biet übergehen, so geräth er, unwillkürlich oft, in das Gebiet einer mit Spitzfindigkeiten spielenden, geistestödtenden Scholastik. Beispiele davon werden selbst von den Bedeutendsten, „dem einen und dem andern Guido" geliefert. Ueberhaupt lag die Scholastik wie ein schwerer Alp auf der jungen Poesie und drohte sie in ihrem Entstehen zu ersticken. Die Prosa, die bei andern Völkern erst spät nach der Poesie sich zu bilden pflegt, die Prosa tritt hier schon neben die Lyrik heran, während diese noch auf dem Wege der Entwicklung sich befindet. Aber sie, die Prosa, sie redet noch keine männliche Sprache, ihr Reden ist wie das Stammeln und Lallen eines Kindes. So hat denn Italien bereits eine nationale Literatur. Sprache und Literatur erwarten aber einen Genius, der ihnen erst den wahren Lebensgeist einhauche, — einen Genius, der sie veredle, vervollkommne, ihnen eine andere Bahn vorzeichne, — einen Genius, der sie zu einer Höhe emporhebe, die ihnen eine bedeutungsvolle, eine welthistorische Stellung sichere, — zu einer Höhe, auf der sie sich nur zu behaupten werden streben müssen, von der sie aber nicht mehr höher emporsteigen können. Dieser Genius erscheint, — dieser Genius tritt dem Wanderer auf dem Gebiete der italienischen Nationalliteratur entgegen, sobald er am Fusse des italienischen Parnasses angelangt ist, — dieser Genius ist DANTE ALIGHIERI.

ZWEITES BUCH.

JUGENDLEBEN.

Erstes Kapitel.

Biographische Quellen und Bearbeitungen.

Bewund'rung zollen ihm, verehrend, Alle.
INFERNO, IV, 133.

Eine jede Geschichte, sei es die eines Volkes, sei es die eines einzelnen hervorragenden Mannes, — eine jede Geschichte muss, wenn sie diesen Namen verdienen und von irgend welchem Werthe sein soll, nicht erdichtet und nicht gemacht, sie muss aus den vorhandenen Quellen geschöpft, nach den Quellen dargestellt werden. Was ihre Anzahl betrifft, lassen die Quellen zur Lebensgeschichte Dante's kaum etwas zu wünschen, um so mehr aber was auf die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit sich bezieht. Über manche Thatsachen aus Dante's Leben ist uns gar wenig Zuverlässiges überliefert. Dieses bedauerlichen Umstandes soll sich der Biograph stets bewusst bleiben, damit er nicht von der Neigung, ein vollständiges Lebens- und Charakterbild seines Helden zu zeichnen hingerissen, Unsicheres und Unerwiesenes für historische Thatsachen ausgebe. Eine lückenhafte, aber in Allem, was sie bietet, zuverlässige Geschichte, hat einen unvergleichlich höheren Werth, als eine vollständige, bei welcher man aber hinter vielen Behauptungen ein Fragezeichen setzen muss.

Zu den Hauptquellen der Lebensgeschichte Dante's sind vor Allem seine eigenen Werke zu rechnen. Denn nicht bloss ist aus

ihnen die Geschichte seines inneren Entwicklungsganges und seines inneren Lebens zu schöpfen, auch über sein äusseres Leben geben sie hin und wieder interessante und wichtige Aufschlüsse. Vielleicht dürfte es keine Unmöglichkeit sein, einzig und allein aus seinen eigenen, vorzüglich aus seinen poetischen Schriften schöpfend, ein richtiges, treues Lebensbild unseres Dichters zu zeichnen. Die Geschichte seiner Jugendliebe hat Dante selber in einer seiner ersten Schriften aufgezeichnet. Allein dieser Schrift gegenüber entsteht für den Biographen die Aufgabe, Wahrheit und Dichtung von einander zu trennen. Auch aus den übrigen prosaischen Schriften Dante's ist einiges biographsche Material zu schöpfen. Von besonderem Werthe sind in dieser Hinsicht seine auf uns gekommenen Briefe. Es sind deren bis jetzt vierzehn bekannt, wovon bei einigen freilich noch streitig ist, ob ihnen Aechtheit zukomme. Seinen ältesten Biographen waren ausserdem auch noch andere Briefe Dante's bekannt, welche für uns entweder verloren gegangen oder aber noch nicht aufgefunden sind. Der neuerwachte Eifer für die Dante'schen Studien berechtigt zu der Hoffnung, dass noch mehr solche wichtige Dokumente aufgefunden und bekannt gemacht werden.

Nächst den eigenen Schriften Dantes sind die seiner ältesten Ausleger als Quellen anzuführen. Einige unter ihnen standen dem Zeitalter des Dichters sehr nahe und es war ihnen demnach die Gelegenheit dargeboten, aus erster Quelle zu schöpfen. Es kommen bei den ältesten sogar Mittheilungen vor, die von ihnen als von Augen- und Ohrenzeugen gegeben werden. Gleichwohl sind sie aber alle mit biographischen Mittheilungen äusserst sparsam und stimmen zudem bei nicht unwichtigen Punkten nicht einmal miteinandet überein, so dass sie dem Biographen Dante's eine im Ganzen nur geringe Ausbeute gewähren.

Unter den eigentlichen Biographen Dante's steht der berühmte *Giovanni Boccaccio*, der Verfasser des Decameron's und Wiederhersteller der classischen Studien unstreitig obenan. Ein

Bürger derselben Stadt, der auch Dante entsprossen, mit seinen Knabenjahren noch in das Leben des Dichters hineinreichend, musste es ihm ein Leichtes sein, über denselben zuverlässige Nachrichten zu sammeln. Schon sein Commentar zu einem Theil der göttlichen Comödie, das Werk seiner letzten Lebensjahre, enthält wichtige biographische Mittheilungen. In früheren Zeiten hat aber *Boccaccio* über Dante's Leben ein eigenes Werk geschrieben, welches noch immer als die Hauptquelle gelten muss. Diese Arbeit, von allen Späteren reichlich ausgebeutet, ist unschätzbar und doch unzuverlässig, mehr beredte Apologie des Dichters als gründliche Geschichte seines Lebens. Eine Biographie Dante's wäre kaum möglich ohne *Boccaccio*'s Werk und doch ist dem Biographen bei dessen Benutzung die höchste Vorsicht und Behutsamkeit vonnöthen. Gerade aber über die wichtigsten äusseren Ereignisse im Leben Dante's ist *Boccaccio*'s Darstellung oberflächlich und lückenhaft. Ueberhaupt merkt man es dieser Arbeit an, dass sie eben vom Verfasser der Decameronischen Novellen herrührt. Boccaccio's Arbeit benützend und verurtheilend, ergänzend und berichtigend hat *Leonardo Bruni* aus Arezzo, Staatssecretär der Republik Florenz, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein Leben Dante's geschrieben, vom politischen Standpunkte ausgehend, mit Anwendung historischer Kritik nur Zuverlässiges berichtend, neben *Boccaccio* eine Hauptquelle. Vor diesen Beiden schon hatte der berühmte florentinische Chronist *Giovanni Villani* dem Andenken Dante's und seiner Schriften einen beachtenswerthen Abschnitt seiner Chronik gewidmet, denselben als Bürger, Dichter und Philosoph rühmend, ohne jedoch die Eifersucht, die ihn gegen den geistig überlegenen, früheren Nachbar Dante erfüllen mochte, ganz verbergen zu können. Sein Neffe, *Filippo Villani* hat im Anfange des 15. Jahrhunderts das Leben Dante's lateinisch geschrieben, hauptsächlich aus *Boccaccio* schöpfend, doch auch demselben widersprechend, ernster, würdiger und logischer gehalten als sein Vorbild, aber

das biographische Material wenig bereichernd. Boccaccio, Bruni und Filippo Villani benützend und ausschliesslich aus ihnen schöpfend schrieb *Gianozzo Manetti* ebenfalls in lateinischer Sprache ein Leben Dante's, mehr eine rhetorische Uebung als eine geschichtliche Darstellung. Das bis dahin Bekannte mit eigenen Phantasien bereichernd hat *Giovan Mario Filelfo* ein ausführlicheres Leben Dante's geschrieben, als Quelle völlig unbrauchbar, in seinen Angaben durchweg unzuverlässig, nur dienend als Beweis der kläglichen Unwissenheit und fabelhaften Frechheit seines Verfassers. Die kurzen Biographien der beiden Ausleger der göttlichen Comödie, *Landino* und *Vellutello* haben aus Boccaccio und Bruni geschöpft und dem bereits Bekannten ganz unbedeutend wenig Neues beigefügt.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat *Giuseppe Pelli* mit unendlichem Fleisse und gesunder Kritik alles ihm bekannt gewordene biographische Material über Dante gesammelt und in systematischer Ordnung zusammengestellt. Diese Arbeit wieder aufnehmend, erweiternd und bereichernd schrieb *Pietro Fraticelli* im Anfange des laufenden Decenniums eine Geschichte des Lebens Dante's, ein Werk gründlicher Studien, erstaunlichen Fleisses und strengster Gewissenhaftigkeit, für die Kundigen unstreitig das Beste und Zuverlässigste, was bis dahin von den Italienern über Dante's Leben geschrieben worden. Früher schon hatte *Gasparo degli Orelli,* bescheiden und anspruchslos auftretend, gründliche Kenntnisse mit gesundem Urtheile verbindend, ein ansprechendes und im Ganzen treffliches Bild des Zeitalters und des Lebens Dante's entworfen. *Cesare Balbo* mit seinem *Leben Dante's* war mit die Veranlassung, dass die Dante'schen Studien in Italien einen neuen Aufschwung nahmen. Seine Arbeit wurde bei ihrem ersten Erscheinen mit ungeheurer Begeisterung aufgenommen, als ein Nationalwerk begrüsst. Dieselbe beruht auf tüchtigen geschichtlichen Studien und ist mit kritischem Urtheile geschrieben, hin und wieder aber von zweifelhafter Zuverlässigkeit, in vie-

len Urtheilen befangen und einseitig. Unbedeutender und oberflächlicher ist das gleich betitelte Buch von *Melchior Missirini*. Die Geschichte von Dante's Zeit hat *Ferdinando Arrivabene* mit Vielwisserei aber ohne gründliches Wissen und mit unkritischem Geiste ausführlich, langfädig und langweilig geschrieben. Einen Theil der Zeitgeschichte Dantes hat mit pedantischer Genauigkeit *Carlo Troya* untersucht, die Geschichte mit dem anatomischen Messer zergliedernd und ein giganteskes Wissen wunderlichen Ansichten dienstbar machend. *Francesco Gregoretti* wollte das Leben Dante's aus dessen eigenen Werken schöpfen und dessen politische und religiöse Ansichten mit den gegenwärtig in Italien herrschenden vergleichen. Seine Arbeit theilt in knapper Form das allgemein Bekannte über Dante mit, in Einzelnheiten ungenau, in den Urtheilen manchmal unbesonnen. Bei Veranlassung der Dante-Feier im Jahr 1865 sind mehrere kurze Biographien Dante's in Italien erschienen; fast alle tragen aber eher den Charakter von mehr oder minder flüchtigen Compilationen, als den von selbstständigen Arbeiten. Weitaus das Bedeutendste, was bei diesem Anlasse in Italien geleistet wurde, sind die vierundvierzig Abhandlungen, welche das grosse Prachtwerk *Dante e il suo secolo* ausmachen und aus der Feder der ersten literarischen Grössen Italiens herrühren. Nicht unwichtige Arbeiten sind auch in dem, die Dantefeier vorbereitenden *Giornale del Centenario di Dante* enthalten. *Jacopo Ferrazzi* hat in seinem *Manuale Dantesco* viel Material gesammelt und zusammengestellt, die Verarbeitung desselben aber vollständig dem Leser überlassen. Eine des Dichters würdige, allseitige, gleichmässige und Gründlichkeit mit Eleganz der Darstellung vereinigende Biographie Dante's ist in Italien noch zu erwarten. Ob *Francesco Selmi* in seinem demnächst zu erwartenden Werke diese Aufgabe lösen wird, ist noch zu gewärtigen.

Von den den Italienern stammverwandten Franzosen sind gar wenige Arbeiten von etwelcher Bedeutung über unseren Dich-

ter geliefert worden. Am hervorragendsten sind die Arbeiten von *Ozanam*, der Dante als Religionsphilosophen, — von *Delécluze*, der ihn als Liebesdichter — und von *Fauriel*, der ihn als Philologen behandelt. Das biographische Werk von *Artaud* hingegen zeichnet eher das Bild seines Verfassers als das des mittelalterlichen Dichters, während *Aroux* mit grosser Prätension und noch grösserer Ignoranz ein ganz neues, fremdartiges Bild von Dante, als von einem Häretiker, Revolutionär, Socialisten, Freimaurer u. s. w. entworfen hat. — In seinem sehr bedeutenden Werke über die göttliche Comödie hat der Engländer *Barlow* einen längeren, höchst beachtenswerthen Abschnitt dem Leben Dante's gewidmet, welcher von ebenso gründlichen Studien als gesundem kritischem Urtheile zeugt. Sein Volksgenosse *Bumbury* begnügte sich dagegen damit, das erwähnte Werk Balbo's zu übersetzen.

Erst in unserem Jahrhundert sind die Dante'schen Studien auch unter den Deutschen einheimisch geworden. Nachdem mehrere Andere mit vollständigen und unvollständigen, poetischen und prosaischen, gereimten und ungereimten Uebersetzungen der göttlichen Komödie vorangegangen, trat *Bernhard Rudolf Abeken* mit seinen „Beiträgen" auf, deren erster Hauptabschnitt Dante's Zeit und Leben behandelt. *Abeken* hat die ihm zugänglichen Quellen sorgfältig benützt, seine Urtheile sind wohlerwogen, die Mittheilungen fast durchgängig zuverlässig, der Standpunkt unbefangen. In einem ausführlichen encyclopädischen Artikel über Dante hat *L. G. Blanc*, auf dem Felde der Danteforschung eine Autorität ersten Ranges, die biographischen und literarischen Kenntnisse, welche man bis gegen den Anfang des zweiten Viertels unseres Jahrhunderts über den Dichter erworben hatte, zusammengestellt und ein ausgezeichnetes, bis jetzt unübertroffenes Miniaturbild von Dante's Zeit, Leben, Charakter und Schriften entworfen. *Emil Ruth* hat der Besprechung von Dante's Leben und Schriften nahezu zweihundert Seiten seiner „Geschichte der

Barlow hat nicht einen eigenen Abschnitt dem Leben Dante's gewidmet, sondern an verschiedenen Stellen seines Werkes einzelne biographische Punkte mehr oder weniger eingehend erörtert.

italienischen Poesie" gewidmet; ein reiches Material benützend und vorzüglich aus Dante's eigenen Werken schöpfend, bietet er seinen Lesern silberne, bleierne und thönerne Aepfel in goldenen Schalen. *August Kopisch* hat seiner Uebersetzung der göttl. Komödie ausführliche Abhandlungen geschichtlich-biographischen Inhalts beigefügt, die ihn als ebenso ungründlichen und unzuverlässigen Historiker erweisen, als ihn seine Uebersetzung zum leichtfertigen Uebersetzer stempelt. In seiner ausführlichen und im Ganzen ausgezeichneten Arbeit über „Dante Alighieri's Leben und Werke" wollte *Franz Wegele* den grossen mittelalterlichen Dichter aus dem Kreise der blos ästhetischen oder bewundernden Betrachtungsweise heraus- und in die Reihe historischer Probleme einführen, ihm wenigstens nachdrücklicher, als es bisher geschehen war, die Stellung anweisen, die ihm in der Geschichte der abendländischen Civilisation gebührt. Sein Werk gehört unstreitig zu dem Vortrefflichsten, was die Dante-Literatur, nicht blos in Deutschland, sondern überhaupt aufzuweisen hat, — ein hehrer Dom in deutschem Gelehrtenstil, auf Felsen *und* auf Sand gebaut. Für ein grösseres Publikum hat *Hartwig Floto* „Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke" dargestellt, ein Gemisch von scharfsinnigen Beobachtungen und kleinlichen Kritteleien, wichtige Quellen ignorirend und von der Ansicht ausgehend, Dante möge hin und wieder wohl selber nicht gewusst haben, was er mit seinen Worten meinte. „Die Quellen zur Lebensgeschichte Dante's" untersuchend und besprechend, hat *Theodor Paur* die älteren Nachrichten über des Dichters Leben höchst sorgfältig zusammengestellt und einer gründlichen Kritik unterworfen, — eine ausgezeichnete Arbeit, die sich als Vorstudie zu einem grösseren Werke ankündigt, von welchem grosse Hoffnungen zu hegen das bisher Geleistete vollkommen berechtigt. *Ferdinand Piper* in der Abhandlung über „Dante und seine Theologie" hat ein treffliches Bild des Dichters gezeichnet, — kurz, aber durchweg völlig zuverlässig, an dem Grundsatze sich haltend: *non multa sed*

multum. Seinen Pinsel in herrliche Farben tauchend, für den Dichter fast bis zur Schwärmerei begeistert, hat *Julius Braun* von Dante, seiner Zeit und seinem Hauptwerke ein glänzendes Bild entworfen, einen ungeheuren, vielfältigen Stoff zu Einem harmonischen Ganzen zusammenfassend. *Friedrich Notter* hat unseren Dichter in Prosa und in Versen verherrlicht, dort flüchtig und lückenhaft, hier unpoetisch und ermüdend, dazu ohne zwischen Geschichte und Sage zu unterscheiden. Der Philosoph *Moriz Carrière* verherrlicht in seiner Darstellung des „europäischen Mittelalters in Dichtung, Kunst und Wissenschaft“ den Dichter Dante als den Mann, der die Ideale des Mittelalters zusammengefasst und ausgesprochen, der wie kein anderer Dichter sein ganzes Selbst in Ein grosses Werk ergossen, und zugleich das politische und religiöse Leben seines Volkes, das Empfinden, Glauben und Wissen seines Jahrhunderts allseitig und grossartig darin zusammengedrängt habe. Der Abschnitt, welchen *Carrière* Dante gewidmet, wiegt an innerem Gehalte manche dickleibige Bücher über denselben Gegenstand auf. Für die innere Entwickelungsgeschichte des Dichters, sowie überhaupt für das tiefere Verständniss seiner Werke sind die Arbeiten *Karl Witte's*, des unstreitig ersten unter allen Danteforschern Europa's, von bahnbrechender und epochemachender Bedeutung. *Witte's* „Dante-Forschungen“ sind die goldene Krone der Dantestudien aller Völker und aller Zeiten.

Es bedarf wohl nicht erst daran erinnert zu werden, dass wir hier keineswegs die gesammte biographische Danteliteratur zu besprechen gedachten. Wir wollten nur eine flüchtig skizzirte Charakteristik der vorzüglichsten Quellen und Bearbeitungen geben, aus welchen wir in vorliegender Arbeit schöpfen. Eine Angabe der Titel aller bezüglichen Werke, die uns vorliegen, mag der Leser im Literaturverzeichniss nachsehen.

So zahlreich, man möchte sagen unzählig die biographischen Bearbeitungen, so spärlich und lückenhaft sind dagegen die

Quellen über das Leben Dante's. Ueber Manches, ja über Vieles aus seinem Leben, sowie auch über die Abfassungszeit seiner Schriften ist uns äusserst wenig oder geradezu nichts Zuverlässiges überliefert. Ein schmerzliches, ein niederschlagendes Geständniss, sowohl für den, der Dante's Leben zu schreiben, als auch für den, der es zu lesen sich anschickt. Dieses Geständniss ist aber nothwendig, damit der Biograph einerseits sein Gebäude nicht, um es zu vollenden und zu verschönern, auf Unerwiesenes und Unzuverlässiges baue, damit der Leser andererseits dessen eingedenk bleibe, dass er kein vollständiges und abgerundetes Lebens- und Charakterbild erwarten darf.

Zweites Kapitel.

Die Vorfahren.

> Es wohnten meine Alten und zur Welt
> Kam ich, wo wer Eu'r Jahresrennen läuft
> Zuerst betritt den letzten Stadtbezirk.
> Von meinen Vordern möge dies genügen;
> Wer sie gewesen und woher gekommen,
> Verschweig' ich schicklicher als ich es sage.
> PARAD. XVI, 40—45.

Einer der noch grösser war als Dante, hat einmal das bedeutungsvolle Wort gesprochen: „Kein Prophet ist wohlaufgenommen in seiner Vaterstadt.“ Kein Zweifel, das ist ein wahres Wort. Der Göttliche hätte aber vielleicht auch noch sagen können: „Kein Prophet ist wohlaufgenommen in seiner Zeit.“ Und auch dieses

Wort wäre ein kaum minder wahres gewesen. *Torquato Tasso* ist hochgefeiert, er ist vergöttert worden, — wie er aber in seiner Zeit wohlaufgenommen worden ist, davon mag das Irrenhaus S. Anna in Ferrara zeugen. Dem Dichter Schiller errichtet unsere Zeit Denkmale, — dem Dichter Schiller feiert unsere Zeit Feste, — den Dichter Schiller hat aber seine Zeit in kümmerlichen Verhältnissen leben lassen, — seine Zeit hat keine vor Dank und anstaunender Bewunderung zitternde Hand ausgestreckt, um Kummer und Sorgen von der poetischen Hütte zu entfernen, worinnen unsterbliche, die Zeit und die Nation adelnde Werke geschaffen wurden. Ja wohl! Kein Prophet ist wohlaufgenommen in seiner Zeit.

Auch dem Dichter Dante haben spätere Zeiten erst verherrlichende Denkmale errichtet. Die Bauleute, die an diesen Denkmälern arbeiteten, sie glaubten dieselben nicht herrlich und grossartig genug errichten zu können und sie verwendeten daher, wo es ihnen an Quadersteinen mangelte, auch Holz und Stroh zu ihrem Baue. Um den Dichter zu verherrlichen, wollten die Biographen sein Geschlecht auf ein möglichst hohes Alterthum zurückführen. So ward denn seine Abstammung von dem altrömischen edlen Geschlecht der *Frangipani* abgeleitet. Und damit noch nicht zufrieden wurde auch das uralte Geschlecht selber verherrlicht. Ein reicher römischer Patrizier habe einst bei einer Hungersnoth seine Scheunen öffnen und das darin in reichlicher Menge gesammelte Korn unter das hungernde Volk vertheilen lassen und desswegen, weil er gewissermassen das Brod den Hungrigen ausgetheilt, habe er den Zunamen *Frangipani* erhalten. Einer aus dieser Familie, *Eliseo*, sei dann unter Karl dem Grossen (nach Anderen schon unter Julius Cäsar) nach Florenz abgesandt worden, um den Bau und die Einrichtung der Stadt zu leiten und zu überwachen. Angezogen von der herrlichen und gesunden Gegend habe er dann seinen bleibenden Wohnsitz in Florenz genommen. Seine Nachkommen hätten nun ihren früheren Familiennamen abgelegt

und sich *Elisei* oder *Lisei* genannt und dieser Familie habe nun auch *Cacciaguida*, der Urahn unseres Dichters, angehört.

„Das sind aber,“ so sagt bereits *Leonardo Bruni*, „das sind aber sehr ungewisse Dinge und nach meiner Ansicht weiter nichts als ein Rathen.“ Es sind eben Sagen, durch keine geschichtlichen Documente und Thatsachen beglaubigt, — Sagen aber, denen vielleicht unser Dante selber Glauben schenken mochte. Rühmt er sich doch selber, einem alten edlen Florentinischen Stamme entsprossen zu sein, von jenen Römern abzustammen, welche zuerst in Florenz sich ansiedelten; lässt er sich doch (*Inferno* XV, 70 ff.) von seinem verehrten Lehrer *Brunetto Latini* sagen:

Dein Schicksal hat zur Ehre Dir beschieden,
  Dass jede der Parthei'n nach Dir wird hungern;
  Doch bleibe fern dem Maul dergleichen Weide.
Das Vieh von Fiesole zertret' einander
  So viel es will; jedoch an keiner Pflanze,
  Wenn eine noch in solchem Unrath aufkommt,
Vergreif' es sich, worin der heil'ge Samen
  Von jenen Römern auflebt, die dort blieben,
  Als einst so vieler Bosheit Nest gebaut ward.

Ueber den Sinn dieser Worte kann kein Zweifel obwalten. Jene mitten im Unrath aufgekommene Pflanze, worinnen der heilige Samen der alten Römer auflebt, jene Pflanze, an der sich „das Vieh von Fiesole“ nicht vergreifen soll, — jene Pflanze kann nur Dante selber sein. Und es ist diese Stelle keineswegs die einzige, worin sich Dante seiner Abstammung von uraltem römischem Geschlechte rühmt. Auch unterlässt er es nicht, gegen diejenigen vernichtende Worte zu schleudern, die von geringer Abstammung emporgekommen waren. Indess auch zugegeben, dass Dante's Ableitung seines Geschlechts von den alten Römern auf geschichtlicher Grundlage ruhte: die vorhin erwähnten Sagen wären damit noch keineswegs als historische Thatsachen gesichert. Dass der älteste historisch bezeugte Ahnherr Dante's *Cacciaguida*, dem

alten Hause der *Elisei* angehörte darf wol kaum in Zweifel gezogen werden. Ob aber diese *Elisei* von dem altrömischen Geschlechte der *Frangipani* abstammten, diess kann weder mit triftigen Gründen widerlegt, noch auch mit solchen bewiesen werden; es ist und bleibt eine offene Frage.

Erst mit *Cacciaguida* also kann die zuverlässig verbürgte Geschichte der Vorfahren Dante's beginnen. Einem Zweige der *Elisei*'schen Familie entsprossen, war dieser *Cacciaguida* nach Dante's Angabe zu Florenz im Jahr 1091 geboren. „Von jenem Tag," lässt nämlich Dante seinen Urahn (*Paradiso*, XVI, 34 ff.) sagen,

— Von jenem Tag' an dem gesagt ward: *Ave*
Zu dem, wo meine Mutter, die jetzt heilig,
Von mir, der Frucht, befreit ward, die sie trug,
Kam dieser Stern fünfhundertachtzig mal
Zu seinem Löwen, unter dessen Sohlen
Neu anzufachen seine Gluth, zurück.

Von dem Tage, an dem *Ave* gesagt ward, d. h. von der Menschwerdung Christi bis zu Cacciaguida's Geburt hatte demnach „dieser Stern," nämlich der Planet Mars seinen Umlauf 580 mal vollbracht. Die Umlaufszeit des Mars beträgt nach den Alfonsinischen Tafeln fünf Minuten weniger als nach der jetzigen Berechnung, d. h. 686 Tagen, 22 Stunden und 24 Minuten. 580 solche Umlaufszeiten führen demnach auf das Jahr 1091.

Dieser Cacciaguida verehelichte sich mit einer *Aldighiera degli Aldighieri* aus Ferrara und als sie ihm einen Knaben gebar, nannte er denselben ihr zu Liebe oder ihrer Familie zu Ehren *Aldighiero*; die Nachkommen dieses Letzteren nahmen von ihm ihren Namen und nannten sich *Aldighieri*, welcher Name durch Auslassung eines Mitlautes in *Alighieri* sich verwandelte. „Aus dem Pothal," lässt wieder Dante seinen Vorfahr (*Paradiso* XV, 137 f.) sprechen,

Cacciaguida's Ehefrau, Aldighiera, war die Tochter Messer Aldighiero's, dessen Familie in Ferrara zu Würden und Ansehen gelangte, während der Name auch anderwärts, unabhängig von dem florentinischen Geschlechte vorkomt.

— Aus dem Pothal kam mein Weib
Und *daher* stammt der Name, den Du führest.

Von Cacciaguida wissen wir nichts mehr, als was Dante selber berichtet, dass er nämlich im Jahre 1147 dem Kaiser Conrad III. auf dessen verunglückten Kreuzzug folgte, vom Kaiser wegen seiner Tapferkeit zum Ritter geschlagen wurde und im Kampfe mit den Muhamedanern sein Leben liess.

Dann folgt' ich Kaiser Konrad. Wackre Thaten
Gewannen *so* mir seine Gunst, dass er
Den Gürtel seiner Ritterschaft mir schenkte.
Ich folg' ihm nach zum Kampf mit *des* Gesetzes
Verkehrtheit, dessen Volk was *Euer* Recht ist,
Allein durch Eurer Hirten Schuld, sich anmasst.
Entfesselt von der trügerischen Welt,
In deren Lust viel Seelen sich beflecken,
Ward ich im Kampf mit jenem schnöden Volke
Und kam vom Martertod zu diesem Frieden.
(*Paradiso,* XV, 139 ff.)

Von Cacciaguida's zwei Brüdern, *Moronto* und *Eliseo,* scheint der erste keine Nachkommenschaft hinterlassen zu haben, während der zweite das Geschlecht der *Elisei* fortpflanzte, welches erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts ausgestorben zu sein scheint. Ausser dem schon genannten *Aldighiero* hatte Cacciaguida noch einen anderen Sohn, mit Namen *Preitenitto,* von welchem weiter nichts bekannt ist, als dass er in einem Dokument vom Jahre 1189 als Aldighieros Bruder und „Sohn des weiland Cacciaguida“ erwähnt wird, so dass die Annahme begründet sein dürfte, dieser *Preitenitto* sei gleichfalls gestorben ohne Nachkommen zu hinterlassen. Seinen Urgrossvater, Cacciaguida's Sohn *Aldighiero* hat Dante in den Kreis der Stolzen im Fegfeuer versetzt, indem er dem Cacciaguida die Worte in den Mund legt:

— — Der, nach dem Dein Stamm sich
Benennt, und der seit mehr als hundert Jahren
Den Berg umkreist auf seiner ersten Stufe,
Er war mein Sohn und war Dein Aeltervater.
Wohl sollst Du Dich bemüh'n, durch Deine Werke
Der Busse lange Arbeit ihm zu kürzen.

(*Paradiso*, XV, 91 ff.)

Weiteres weiss man von diesem *Aldighiero* nichts, ausser dass er, wie das soeben erwähnte Document beweist, im Jahre 1189 lebte; wahrscheinlich lebte er aber auch noch im Jahre 1201, was aus einem Document aus diesem Jahre hervorgeht, worin ein „Alagerius, Sohn des Cacciaguida" als Zeuge figurirt. Sohn dieses Aldighiero war ein *Messer Bello*, dessen Leben wahrscheinlich noch in Dante's Kinderjahre hineinreicht, — und Dante's Grossvater *Bellincione*, der wahrscheinlich gleichfalls die Geburt Dante's noch erlebt hat, von dem aber nichts bekannt ist, ausser dass er mehrere Kinder hatte, unter welchen *Aldighiero*, Dante's Vater. Dieser war Rechtsgelehrter und zweimal vermählt, zuerst mit *Lapa di Chiarissimo Cialuffi*, aus welcher Ehe ein Sohn, *Francesco*, hervorging, — und dann mit der Mutter unseres Dante, von welcher weder ihre Abstammung, noch auch die ungefähre Zeit ihres Todes uns überliefert ist, — von welcher wir nur wissen, dass sie *Bella* hiess. Es hätten sich unserem Dichter der Gelegenheiten genug daegeboten, seiner Eltern Erwähnung zu thun; allein diess zu thun hat er, wir wissen nicht aus was für Gründen, hartnäckig verschmäht. Ein einziges Mal hat er seiner Mutter kurz erwähnt, da wo er sich von seinem Führer *Virgil* sagen lässt:

— — — Eiferseele,
Gesegnet sei der Schooss der Dich getragen!

(*Inferno*, VIII, 44 ff.)

Die Familie der *Aldighieri* oder *Alighieri* gehörte dem Adel an; sie war, wenn auch nicht gerade sehr reich, so doch

jedenfalls sehr wohlhabend. Es ist diess daraus zu schliessen, dass sie, wie verschiedene auf uns gekommene Documente beweisen, mehrere Häuser und Landgüter in Florenz und Umgegend besassen. Der Zwist der Partheien hatte auch in die Familie unseres Dichters Eingang gefunden. Denn während die *Elisei* der ghibellinischen Parthei angehörten, waren dagegen di *Alighieri* eifrige Guelfen. „Feindlich", lässt Dante den berühmten *Farinata degli Uberti*, von seinen Vorfahren redend, in der Hölle sagen,

— — — Feindlich waren sie zuwider
So mir als meinem Stamm und der Parthei
So dass im Kampf' ich zweimal sie zerstreute.
(*Inferno*, X, 46 ff.)

Zweimal wurden Dante's Vorfahren zerstreut, das erste mal nämlich unter Kaiser Friedrich II. im Jahr 1248; das zweite mal unmittelbar nach der Schlacht von Montaperti an der Arbia im Jahr 1260. An dieser letzteren Schlacht hat sich auch ein Onkel unseres Dichters väterlicherseits, *Brunetto Aldighiero* betheiligt und dabei eine ehrenvolle Stelle bekleidet. — In seiner zartesten Jugend schon musste also Dante die bedauerlichen Folgen der traurigen Zeitverhältnisse kennen lernen.

So viel über Dante's Vorfahren. Um die Uebersicht zu erleichtern, fügen wir nur noch seinen Stammbaum, von Cacciaguida an, bei.

CACCIAGUIDA
geboren um 1091 gestorben 1148
vermählt mit
ALDIGHIERA DEGLI ALDIGHIERI

- **Preitenitto** — wird erwähnt im Jahre 1189
- **ALDIGHIERO** — erwähnt 1189 und 1201
  - **Messer Bello** — erwähnt 1255 und 1277
    - **Cenni** — erwähnt 1277
    - **Messer Cione**
      - **N. N.** — erwähnt 1330
    - **Geri**
    - **Gualfredûccio**
  - **BELLINCIONE** — erwähnt 1260 und 1277
    - **Gherardo** — erwähnt 1277
    - **ALDIGHIERO** — gestorben um 1274, vermählt: 1) mit Lapa 2) mit Bella
      - **Donna N.** — vermählt mit Leone Poggi
        - **Andrea**
      - **DANTE** — 1267—1321
      - **Francesco** — erwähnt 1297 und 1332, verm. mit Piera di Donato Brunacci
        - **Tonia** — erwähnt 1362, verm. mit Lapo di Riccomanno del Panocchia
        - **Durante**
        - **Martinella** — vermählt mit Ser Gregorio di Ser Francesco
    - **Brunetto**
      - **Cione** — erwähnt 1306

Drittes Kapitel.

Vorzeichen und Geburt.

> Geboren, sagt' ich, und erwachsen bin ich
> Am schönen Arno in der grossen Stadt.
> (Inferno XXIII, 94 f.)

Die ausschmückende Sage liebt es bekanntlich, um bedeutende hervorragende Männer noch mehr zu verherrlichen, schon deren Geburt von Wunderzeichen, oder doch wenigstens von wunderbaren Träumen begleitet sein zu lassen. Diese ausschmückende und verherrlichende Sage ist auch bei Dante nicht müssig geblieben. Man setzte ja voraus, dass Gottes Güte, die alles Zukünftige voraussieht, durch Zeichen oder durch Träume oder auf sonstige Weise es zum voraus den Menschen anzudeuten pflege, wenn seine Dienerin, die Natur, Grosses und Aussergewöhnliches hervorzubringen im Begriffe sei. Um wunderbare *Zeichen* zu erdichten, dazu lag die Zeit doch noch etwas zu nahe und man begnügte sich daher im Allgemeinen mit wunderbaren *Träumen.*

Schon Dante's ältester Biograph, *Boccaccio*, weiss davon zu berichten. Vor der Geburt ihres grossen Sohnes, so erzählt er, hatte Frau Bella, Dante's Mutter, einen gar merkwürdigen Traum. Ihr schien, als ruhe sie unter einem sehr grossen Lorbeerbaum, auf grüner Wiese an eines klaren Quelles Ufer. Hier war es ihr, als fühle sie die Wehen und bringe einen Knaben zur

Welt. Allein von den herabfallenden Beeren des Lorbeerbaums sich ernährend und aus dem klaren Quell trinkend, wuchs der Knabe in kurzer Zeit zum Manne heran, ward ein Hirte, streckte die Hände aus, sich bemühend von dem Gezweige des Baumes zu pflücken, der ihn bis dahin ernährt hatte; während er sich aber diess zu thun bemühte, sah ihn die Mutter plötzlich fallen und wie er sich wieder erhob — siehe da! er war kein Mensch mehr, er war in einen Pfauen verwandelt. — Die Bedeutung dieses Traumes, fügt der Erzähler bei, ward damals weder von der Frau noch von anderen erkannt; heutzutage ist sie aber, des Erfolges wegen, Jedermann einleuchtend. Gleichwohl setzt aber *Boccaccio* die Bedeutung dieses Traumes weitläufig auseinander und seine Auslegung erweckt den Verdacht, sie sei nicht durch den Traum veranlasst, sondern umgekehrt, der Traum um der Deutung willen erdichtet worden.

Träume waren aber nicht die einzigen Vorzeichen, die auf die zukünftige Grösse, auf das zukünftige Schicksal unseres Dichters deuten sollten. Die Stellung der Gestirne bei der Geburt eines Kindes war, nach dem allgemeinen Glauben der Zeit, von grosser Wichtigkeit für die Zukunft des Neugeborenen. Die Astrologen jener Zeit bezeichneten u. a. das Zeichen der Zwillinge als ein solches, unter dessen Einflusse gelehrte Männer, Dichter und Propheten auf die Welt kämen. Bei der Geburt Dante's stand nun die Sonne gerade im Zeichen der Zwillinge und in diesem Umstande sah man denn auch mehr als einen blossen Zufall. Seine Zeitgenossen theilten die Ansicht, er sei unter günstigem Einflusse der Gestirne geboren. Und auch er selber, der sonst so erleuchtete Dichter, auch er selber war von diesem Zeitglauben, oder vielmehr Zeitaberglauben, nicht frei. Seine Begabung, seine Einsichten leitet er von diesem Umstande ab. „Glorreiche Sterne", so begrüsst er im *Paradiso* (XXII, 112 ff.) freudig das Zwillingsgestirn:

Glorreiche Sterne, Licht an Kräften schwanger
Dem ich verdanke, was ich an Begabung
Empfangen, sei es wenig oder mehr,
Mit Euch erhob sich, mit Euch ging zur Rüste
Das Licht, das alles Erdenlebens Quell ist,
Als ich zuerst Toscanerluft geathmet;
Und als mir dann gespendet ward die Gnade,
Ins hohe Rad, das Euch bewegt, zu treten,
Ward mir beschieden Euer Himmelszeichen.
Zu Euch seufzt ehrerbietig meine Seele,
Um Kraft zu finden für das hohe Wagniss,
Von dem in Anspruch sie genommen wird!

Nicht bestimmt zu entscheiden ist dagegen die Frage; ob Dante's Lehrer, *Brunetto Latini*, ihm, wie einige der ältesten Ausleger und die meisten neueren Biographen Dante's behaupten, das Horoscop gestellt habe. Es wird diess aus den Worten geschlossen, welche Dante (*Inferno*, XV, 55 ff.) seinem Lehrer in den Mund legt: „Folgst Du nur", sagt hier *Brunetto* zu seinem Schüler,

— — — Folgst Du nur Deinem Sterne,
So kann des Ruhmes Port Dir nicht entgehn,
Wenn recht ich wahrnahm dort im schönen Leben.

Der älteste unter den bis jetzt bekannten Auslegern der göttlichen Komödie versichert bei dieser Gelegenheit, *Brunetto Latini* habe dem Dante durch Sterndeutung geweissagt, er werde zu hohem wissenschaftlichem Ruhme gelangen. Allein da *Brunetto* in seinen Werken die Sterndeutung verdammt, so ist dieser Bericht nicht über jeden Zweifel erhaben. Möglich bleibt es immerhin, dass die angeführten Worte eine andere Deutung verlangen. und dass dieser Act eines damals allerdings allgemeinen Aberglaubens bei unserem Dichter *nicht* angewendet wurde.

Wie dem aber auch sei, das bisherige zeigt, wie die Folgezeit Vorzeichen genug der künftigen Bedeutung des gefeierten

Dichters schon bei dessen Geburt aufzufinden glaubte. Und Vorzeichen, günstige sowohl als vielleicht auch ungünstige, — Vorzeichen waren in der That genug da; nur dass der Aberglaube die Zeitgenossen für die wahren, die bedeutungsvollen Vorzeichen blind machte. Diese Vorzeichen sind eben nicht bei den Gestirnen und nicht auf dem Gebiete des Traumes zu suchen, — sie liegen vielmehr auf Erden, in der Geschichte, in der politischen und religiösen Zeitlage sind sie zu suchen. Zu einer Zeit, da die zwei höchsten Mächte mit allen möglichen Waffen einander bekämpften, — in einem Lande, wo in Folge dieses Streites das Partheiwesen mit all seinen Greueln in voller Blüthe stand, — in einer Stadt, welche das Centrum des unseligen Partheitreibens genannt werden kann, zu einer solchen Zeit, in einem solchen Lande, in einer solchen Stadt, — da mochte man wohl, wenn ein neues Wesen in das irdische Dasein trat, — da mochte man wohl sich sagen: „Was mag aus dem Kinde werden?" — Und wenn das Kind einer hervorragenden adelichen Familie entspross, in einem bald aristokratischen, bald republicanischen, bald demokratischen Gemeinwesen, — da konnte man zum Voraus erwarten, dass ein solches Kind auch auf politischem Felde eine Rolle spielen werde. —

Als das Geburtsjahr Dante's darf das Jahr 1265 als feststehend betrachtet werden. Die hiervon abweichenden Angaben beruhen entschieden auf Irrthum. Denn nicht nur wird von den zuverlässigsten ältesten Biographen und Auslegern mit aller Bestimmtheit das Jahr 1265 als Geburtsdatum angegeben, auch Dante's Zeitgenosse *Giovanni Villani* bestätigt durch die von ihm gegebene Notiz diese Angabe. Ja, aus den eigenen Worten des Dichters lässt dieses Datum sich feststellen. Die grosse Vision, welche sein Hauptwerk schildert, hat er in das Jahr 1300 versetzt. Und diese Vision beginnt er mit den Worten (*Inferno* I, 1):

Es war in unsres Lebensweges Mitte
Als ich mich fand in einem dunklen Walde.

Des Lebensweges Mitte aber ist, wie Dante selber anderswo ausdrücklich sagt, das fünfunddreissigste Lebensjahr des Menschen. Befand sich nun Dante im Jahr 1300 in seinem 35. Lebensjahre, so war er geboren im Jahr 1265.

Nicht so sicher lässt sein Geburts*tag* sich bestimmen. Italien hat neulich als den Geburts*tag* seines grössten Dichters den 14. Mai gefeiert. Allein dieser Tag kann jedenfalls Dante's Geburtstag nicht sein. Denn aus der vorhin angeführten eigenen Angabe des Dichters kann es nicht in Zweifel gezogen werden, dass die Sonne zur Zeit seiner Geburt im Zeichen der Zwillinge stand. In dieses Zeichen trat aber die Sonne nach damaliger Zeitrechnung am 18. Mai und verliess es am 17. Juni. Mitteninnen also, zwischen dem 18. Mai und 17. Juni 1265 muss sein Geburtstag liegen.

Dabei müssen wir aber noch nicht stehen bleiben, wir können diesen Tag noch viel näher bestimmen. In seinem unvollendet gebliebenen Commentare zur göttlichen Comödie berichtet *Boccaccio*, einer der vertrautesten Freunde und Diener Dante's zu Ravenna habe ihn versichert, Dante habe auf seinem Sterbebette den Mai als seinen Geburtsmonat angegeben. Die Zuverlässigkeit dieser Angabe zu bezweifeln liegt durchaus kein Grund vor, somit wird Dante's Geburtstag zwischen dem 18. und dem 31. Mai zu suchen sein.

Näher dagegen wird der wichtige Tag mit Zuverlässigkeit kaum zu bestimmen sein. Die Biographen, sofern sie denselben überhaupt bestimmen wollen, stimmen untereinander nicht überein. Der verdienstvolle Danteforscher *Karl Witte* hat es neulich mit gewohntem Scharfsinn wahrscheinlich gemacht, dass Dante's Geburtstag auf den *30. Mai* falle. *Wahrscheinlich* sagen wir; mit völliger Gewissheit wird dieser Punkt erst dann sich entscheiden lassen, wenn neue Documente aufgefunden werden sollten, die mehr Licht über diese Sache verbreiten.

Unsicherer noch als der Tag, wäre der Ort, wo Dante das Licht der Welt erblickte, wenn wir nicht glücklicherweise von ihm selber die bestimmtesten Angaben hierüber hätten. Wir erinnern uns nämlich aus dem früher Gesagten, dass nach der unglücklichen Schlacht bei *Montaperti* im Jahre 1260 sämmtliche Guelfen aus Florenz verbannt wurden und erst nach dem Falle Manfreds im Jahre 1267 nach ihrer Vaterstadt zurückkehren durften. Wir erinnern uns ferner, dass die Familie unseres Dichters der guelfischen Parthei angehörte und dass er durch den Mund *Farinata's degli Uberti* selber sagt, seine Vorfahren seien zweimal aus Florenz verbannt worden. In die Zeit der zweiten Verbannung fällt nun seine Geburt und es würde demnach sehr nahe liegen anzunehmen, Dante sei in der Verbannung nicht allein gestorben sondern auch geboren worden. Allein Dante's wiederholte, bestimmteste Angaben lassen schlechterdings keinen Zweifel darüber aufkommen, dass er in Florenz geboren wurde. Die eine der betreffenden Stellen haben wir bereits an die Spitze dieses Kapitels gestellt; wenn Dante sagt:

— — Geboren und erwachsen bin ich
Am schönen Arno in der grossen Stadt,

so ist damit sehr bestimmt Florenz als Geburtsort angegeben; desgleichen erklärt er auch im *Convito* (I, 3) aufs Bestimmteste, er sei in Florenz geboren und erzogen worden. Eben so deutlich wird diess in jener wunderschönen Stelle (*Paradiso* XXV, 1 ff.) ausgesprochen, worin Dante so rührend seinen Wunsch nach Florenz zurückzukehren ausdrückt:

Geschäh' es je, dass das geweihte Lied,
An welches Hand gelegt so Erd' als Himmel,
Und welches Jahre lang mich hager machte,
Die Grausamkeit bezwänge, die mich ausschliesst
Von jener schönen Hürde, drin als Lamm
Ich schlief, den Wölfen feind, die sie befehden,

Mit and'rer Stimme und mit and'rem Haare
Kehrt' ich dann heim als Dichter, um die Krone
Zu nehmen an dem Born, wo ich getauft ward.

Die Thatsache, dass Dante in Florenz geboren, dürfte demnach unerschütterlich feststehen. Es entsteht nun aber die Frage, wie diese sichere Thatsache mit der eben so sicheren der Verbannung der Guelfen und also wohl auch der Dante'schen Familie in Einklang zu bringen sei. Zu einer sicheren Entscheidung wird man hier wohl nie gelangen können. Man könnte annehmen, Dante's Vater habe nach der Schlacht bei *Montaperti* ausnahmsweise das Loos seiner Parthei nicht theilen müssen; allein abgesehen davon, dass diese Annahme nach den allgemeinen Verhältnissen schon sehr unwahrscheinlich wäre, so wird sie durch die bereits angeführten Worte Dante's unmöglich gemacht, wo Dante durch *Farinata's* Mund selber sagt, seine Vorfahren seien *zweimal* aus Florenz verbannt worden; „feindlich“ sagt Farinata von ihnen,

— — Feindlich waren sie zuwider
So mir als meinem Stamm und der Parthei,
So dass im Kampf ich zweimal sie zerstreute.

worauf Dante erwiedert:

Und wurden sie verjagt, so sind allseitig
Das ein' und andere Mal sie heimgekehrt;
Doch lernten diese Kunst die Euren schlecht.

Es ist die Vermuthung ausgesprochen worden, den noch lebenden Grossvater Dantes, *Bellincione*, nicht aber dessen Vater *Aldighiero* möchte vielleicht das Loos der Verbannung getroffen haben. Wie ist es aber denkbar, — so muss man dagegen fragen, — wie ist es denkbar, dass man den *Mann* in Florenz geduldet hätte, wenn man den *Greisen* verbannte? Eher liesse sich annehmen, *Bella*, Dante's Mutter, habe zwar das Loos der Verbannung mit ihrem Gemahle getheilt, sei aber, als

die Zeit, da sie gebären sollte herannahte, allein nach Florenz zurückgekehrt um ihre Niederkunft daselbst zu erleben. Allein auch gegen diese Annahme sprechen nicht unerhebliche Bedenken. Dauerte die Verbannung bei 6 Jahren, so mussten die Verbannten, also auch Dante's Vater, denn doch irgendwo ausser Florenz sich niedergelassen, einen gewissermassen festen Wohnsitz genommen haben und es lässt sich eben gar kein Grund denken, wesswegen Dante's Mutter ihren Gemahl, ihre Familie, ihren, wenn auch nur zeitweiligen Wohnsitz in ihren Umständen hätte verlassen sollen, um ihr Kind in Florenz zur Welt zu bringen, vollends wenn man bedenkt, dass sie unter den vorausgesetzten Verhältnissen gar nicht wissen konnte, welche Aufnahme in Florenz auf sie warten würde und sie sich gewiss in ihrer Lage nicht unnöthigerweise möglichen Gefahren aussetzen wollte. So bleibt denn nur noch die Annahme übrig, dass nämlich, obwohl die Guelfen *als Parthei* erst über anderthalb Jahre nach Dante's Geburt nach Florenz zurückkehren durften, so habe man doch, besonders nachdem einige Zeit nach der Verbannung verflossen war, keineswegs mit eiserner Strenge darauf gehalten, dass kein Einziger von den Verbannten wieder in die Vaterstadt zurückkehre und unter diesen *Einzelnen*, welche die Rückkehr versuchten, bevor sie officiell erlaubt worden, haben sich Dante's Eltern befunden. Diese Annahme dürfte wohl am meisten für und am wenigsten gegen sich haben. Ja, irren wir nicht sehr, so liegt in den soeben angeführten Worten des Dichters selber eine darauf hinweisende Andeutung. Oder sollte es denn wirklich gar so ferne liegen, in den Worten:

> Und wurden sie verjagt, so sind allseitig
> Das ein' und andere Mal sie heimgekehrt,

eine Anspielung darauf zu finden, dass Dante's Vorfahren *nicht lange* ausserhalb Florenz in der Verbannung lebten? —

In Florenz also, in der zweiten Hälfte des Mai 1265 hat

der grösste italienische Dichter das Licht der Welt erblickt. In der Florentiner Hauptkirche St. Johannes des Täufers ward der Knabe zur Taufe gebracht. Er ist bei der Taufe *Durante* genannt worden, welcher Name nach damaliger Florentiner Sitte in *Dante* abgekürzt wurde. „Dieser war jener Dante, von dem hier die Rede ist; dieser war jener Dante, der durch besondere göttliche Gnade unseren Zeiten geschenkt wurde; dieser war jener Dante, der den aus Italien verbannten Musen zuerst den Weg zur Rückkehr eröffnen musste. Durch diesen ist der Glanz der florentinischen Sprache geoffenbart, — durch diesen ist jede Schönheit der Volkssprache unter bestimmte Regeln gebracht worden; durch diesen, — kann man mit Recht sagen, — durch diesen ward die erstorbene Poesie aufs Neue ins Leben gerufen." Diese Betrachtungen stellt des Dichters ältester Biograph, *Boccàccio,* bei der Erwähnung des Namens *Dante* an.

Viertes Kapitel.

Die Erziehung.

> **In seiner Kindheit sorgfältig erzogen und wissenschaftlichen Lehrern anvertraut, zeigte sich bei ihm sofort eine bedeutende Begabung, für hohe Dinge im höchsten Grade fähig.**
> **Leonardo Bruni: „Vita di Dante."**

Es sind nur wenige, äusserst dürftige, blos beim Allgemeinen verweilende Nachrichten, welche über die ersten Entwickelungsjahre des Dichters uns erhalten sind. Seinen ersten Bio-

graphen gingen entweder genauere Kenntnisse darüber ab, oder aber fanden sie es überflüssig, dabei zu verweilen. Hervorgehoben wird nur, dass am Kinde schon verschiedene Spuren seiner künftigen Geistesgrösse sichtbar geworden seien. Gerühmt wird ferner an ihm, er habe in seinen ersten Jahren schon nicht den kindischen Spielen sich ergeben, oder träge seine Zeit verlebt, mit regem Eifer, mit anhaltendem Fleisse habe er vielmehr seinen Geist zu bilden gesucht. Was aber für seine Erziehung und Bildung im elterlichen Hause geschah, darüber wird nichts Bestimmtes gemeldet.

Seinen Vater hat Dante bereits in seinen Knabenjahren verloren. Zum letzten Male wird seiner im Mai 1274, als der Knabe erst neunjährig war, Erwähnung gethan und es scheint, derselbe sei kurz darauf, vielleicht noch in demselben Jahre gestorben. Wie grossen Einfluss derselbe auf seinen Sohn, der seinen Namen unsterblich machte, ausgeübt, ist uns nicht bekannt. Nicht unwahrscheinlich ist es indess, dass der Vater, der, wie wir sahen, dem Gelehrtenstande angehörte, den ersten Grund zur wissenschaftlichen Bildung des Knaben gelegt, ihm zuerst die Liebe zu den Studien eingeflösst habe. Dessgleichen darf wohl auch angenommen werden, der Knabe habe noch zu seines Vaters Lebzeiten die Schulen seiner Vaterstadt besucht. Wie die übrigen Städte besass nämlich auch Florenz zu jener Zeit ein öffentliches Gymnasium, wo allerdings kaum etwas mehr als die gewöhnlichsten Elementarkenntnisse zu erwerben sein mochten. Wenn es aber wahr ist, was ein tiefer Denker gesagt, dass der Mensch das Ergebniss seiner Erziehung ist, so dürfen wir auch über die Erziehung, die der Knabe Dante im elterlichen Hause genoss, nur ein höchst günstiges Urtheil fällen. Die herrliche Frucht zeigt, dass der gestreute Samen ein guter sein musste.

Die Hauptsorge für die Erziehung des hoffnungsvollen Kindes blieb aber nach dem schon gemeldeten frühen Tod ihres Gatten der Frau *Bella* überlassen. Dass sie auf die Ausbildung

seines Charakters einen sehr bedeutenden Einfluss gehabt haben muss, diess geht wohl unzweideutig aus dem kurzen Worte hervor, womit Dante seiner Mutter ein Denkmal kindlicher Pietät errichtet:

> Mein Antlitz küssend sprach er: Eiferseele,
> *Gesegnet sei der Schooss, der Dich getragen!*

Und nicht allein für die Ausbildung des *Charakters*, auch für die Ausbildung des *Geistes* ihres Kindes muss Dante's Mutter mit mütterlicher Weisheit besorgt gewesen sein. Denn sie hat ihm nicht nur die damals *gewöhnliche* Bildung beibringen lassen, sie hat noch mehr gethan, — sie hat ihn dem ausgezeichnetsten und gelehrtesten Mann seiner Zeit zur Erziehung übergeben. Der Name des *Brunetto Latini* ist uns bereits bekannt und es ist nun hier der Ort, wo wir diesen Mann noch etwas näher kennen lernen wollen.

Brunetto Latini ward zu Florenz um das Jahr 1220 geboren. Sein Vater war *Buonaccorso*, ein Enkel *Latino's* aus dem Geschlecht der Edeln *da Scarniano*. Wegen seiner Tüchtigkeit und seines mehr als gewöhnlichen Wissens stand er in Florenz in sehr hohem Ansehen. Nach dem Sturze der ghibellinischen Parthei ward er 1260 von den Guelfen an Alfons X. von Castilien abgesandt um Hülfe gegen Manfred zu suchen. Von dort zurückkehrend erfuhr er noch unterwegs die entscheidende Niederlage seiner Parthei bei *Montaperti*, wagte es auf dieses hin nicht in Florenz einzuziehen und zog es vor, vorläufig als Verbannter in Frankreich zu weilen. Wie aber nach dem Sturze Manfreds die Verhältnisse in Florenz sich änderten, da kehrte er von seiner Verbannung in die Vaterstadt zurück. Hier bekleidete er nun sehr hohe Aemter, längere Zeit hindurch war er Kanzler der Republik, einmal ist er auch *Priore* gewesen. Er starb im Jahre 1294. Während seiner Verbannung in Frankreich hat er sein Hauptwerk, den *Trésor*, in französischer Sprache geschrie-

ben. Dieses Werk, in drei Theile getheilt, deren jeder wieder mehrere Bücher begreift, ist eine Encyklopädie des gesammten menschlichen Wissens zu jener Zeit und wurde damals viel gebraucht und viel gerühmt. Ebenfalls in den Jahren seiner Verbannung, wahrscheinlich noch früher als das eben erwähnte, schrieb *Brunetto* in siebensilbigen, paarweise gereimten italieschen Versen ein kleineres Werk, *il Tesoretto,* das erste Beispiel allegorischer Einkleidung in der italienischen Literatur. Dieses Werk, das zum Theil als ein kurzer Auszug aus dem grösseren *Trésor* erscheint, ist unvollendet geblieben. „Die Allegorie und die erzählende Darstellung unterscheiden den *Tesoretto* vom *Trésor;* dem Inhalte nach sind sie verwandt, ergänzen einander und der erstere verweist geradezu auf den letzteren.“ Wer mehr wissen wolle, sagt er in jenem, der „sehe im grossen Schatz *(nel gran Tesoro)* nach, den ich für diejenigen machen werde, deren Geist höher strebt.“ Das Werk ist von gar geringem dichterischem Werth; seine Bedeutung liegt viel mehr in der Anwendung der allegorischen Form, besonders aber in der ihm zu Grunde liegenden, für jene Zeit sehr bedeutenden Kenntniss der alten Welt und deren Literatur. Um die italienische Sprache, sowie auch vorzüglich als Lehrer in seiner Vaterstadt hat sich *Brunetto Latini* grosse Verdienste erworben. Der bereits mehrfach erwähnte florentinische Chronist *Giovanni Villani* rühmt ihn als bedeutenden Philosophen, als vortrefflichen Lehrer der Rhetorik, sowohl im mündlichen Reden als auch im Schreiben und als den Ersten, der seine Volksgenossen von der Rohheit und Unwissenheit befreite. Und sein Biograph, *Filippo Villani,* entwirft von ihm folgendes Bild: „*Brunetto Latini,* aus den Edlen von *Scarniano,* war von Profession ein Philosoph, von Rang ein Notar und stand in hohem und weit ausgebreitetem Rufe. Was die Rhetorik angeht. hat er gezeigt, wie weit die Natur veredelt werden kann; ein Mann, wenn ich mich so ausdrücken darf, würdig zu den erfahrensten Rednern des Alter-

thums gezählt zu werden. Er war neckisch, gelehrt und listig, reich an witzigen Einfällen, jedoch nicht ohne Ernst, von bescheidenem Charakter, in seinem Reden gefällig. Er war dienstfertig, von feinen Sitten und wäre durch seine ausgezeichneten Gaben glücklich gewesen, wenn er die Kränkungen seines wüthenden Vaterlandes mit mehr Besonnenheit und Weisheit hätte ertragen können."

Das war also der Mann, dem Dante's Erziehung und Bildung vorzüglich anvertraut wurde. Nur dürfen wir hierbei allerdings nicht an einen Lehrer und Erzieher in modernem Sinne denken. Denn obwohl ein alter Ausleger berichtet, *Brunetto* habe unseren Dante nicht blos, sondern auch viele andere Jünglinge unterrichtet, so dürfte damit gleichwohl schwerlich ein eigentlicher regelmässiger Unterricht gemeint sein. Wie dem aber sei, immerhin ist *Brunetto's* Einfluss auf Dante ein sehr bedeutender ja ein entscheidender gewesen. Es liegt diess nicht allein in der Natur der Sache, es wird auch von Dante selber ausdrücklich bezeugt. Von Tage zu Tage, sagt er, habe ihn *Brunetto*

Den Weg gelehrt, wie sich der Mensch verewigt.

Doch, wir wollen die ganze betreffende Stelle hersetzen. Mit unerbittlicher Unpartheilichkeit hat Dante zwar den verehrten Lehrer in den höllischen Kreis der Sodomiten versetzt. Denn vielleicht mochte es offenkundig sein, dass *Brunetto* dem Laster gehuldigt, dessen ihn Dante damit beschuldigt und jedenfalls musste dieser über den Wandel seines Lehrers genauere Kenntniss haben. Und wenn der Chronist *Villani* von ihm sagt er sei ein „weltlich gesinnter Mann" gewesen, — wenn ferner *Brunetto* selber in seinem *Tesoretto* bekennt, man halte ihn für etwas weltlich gesinnt, so dürfte hierin wohl eine Andeutung auf eben dieses Laster liegen. Gleichwohl aber hat ihm Dante ein Denkmal seiner Dankbarkeit errichtet. Wie er ihn erkannt hat, —

Die Hand darauf zu seinem Antlitz neigend,
Sagt ich: O Herr Brunetto, seid Ihr hier?
Er aber sprach zu mir: Mein Sohn, gestatte,
Dass während die Gefährten weiter eilen,
Bruno Latini etwas mit Dir umkehrt.
Ich sprach: So viel ich kann, bitt' ich Euch drum
Und, wollt Ihr's, will ich auch mich zu Euch setzen.

Allein dem Geiste ist kein Aufenthalt, keine Ruhe gestattet; er muss immer weiter wandeln. Dante folgt ihm

Gesenkten Haupts, wie wer in Ehrfurcht wandelt,
Drauf hub er an: Ist's Zufall oder Schickung,
Was vor dem letzten Tag Dich hier herabführt? —

— — Wär' ich nicht so früh von Dir geschieden,
So hätt' ich Dich zu Deinem Werk ermuntert,
Da ich den Himmel Dir so günstig wusste. — —

Wenn meinem Wunsche voll entsprochen wäre,
Erwiedert' ich ihm drauf, wär't aus dem Leben
Der Menschen wahrlich Ihr noch nicht verbannt.
Eu'r lieb' und gutes väterliches Bild,
Das itzt mich weinen macht, trag' ich im Herzen,
Wie Ihr dort in der Welt von Tag zu Tage
Mich lehrtet nach Unsterblichkeit zu ringen.
Wie werth ich's halte, soll, so lang ich lebe
In meiner Rede noch sich offenbaren.

(*Inferno*, XV.)

Aus diesen eigenen Aussprüchen unseres Dichters geht hervor, dass *Brunetto Latini* einer seiner ersten und vorzüglichsten Lehrer gewesen. Von ihm wurde er wahrscheinlich in der Rhetorik, in der Grammatik der noch jungen Nationalsprache, in der römischen und provençalischen Sprache und Literatur, wohl auch in den Naturwissenschaften, vorzüglich in der Astronomie, unterrichtet. „Ihm verdankte wohl Dante hauptsächlich seinen reinen Geschmack durch die klassische Nahrung und die Belebung sei-

nes poetischen Genius durch Brunetto's bekannte Beredtsamkeit."
Allein, obwohl *Brunetto* der einzige Lehrer Dante's ist, der als solcher ausdrücklich erwähnt wird, so war er doch sehr wahrscheinlich nicht der Einzige, der an der Geistesbildung des talentvollen Knaben und Jünglings mehr oder weniger gearbeitet. Freilich fehlt es uns hierüber an bestimmten Nachrichten und auch die Vermuthung, jener *Casella,* dessen Begegnung im Vorpurgatorium Dante so rührend schildert, möchte ihn in der Musik unterrichtet haben, ist eben eine blosse, wenn auch sehr wahrscheinliche *Vermuthung.* Von der Philosophie dagegen berichtet *Boccaccio* ausdrücklich, Dante habe dieselbe unter verschiedenen Lehrern gelernt. Schon aus dieser Angabe kann mit Wahrscheinlichkeit geschlossen werden, Dante habe auch höhere Schulen, Universitäten besucht. Unter diesen war damals die zu *Bologna* die berühmteste. Die Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst, zwischen Guelfen und Ghibellinen brachten es aber hin und wieder mit sich, dass die Universität entweder zeitweise geschlossen blieb, oder aber diejenigen unter den Lehrern an derselben, die der unterliegenden politischen Partei angehörten, vertrieben wurden. Dann begaben sie sich meistens nach *Padova,* dessen Universität an Berühmtheit mit der zu *Bologna* wetteiferte. Es wird nun berichtet, Dante habe in seiner Jugend diese beiden Universitäten besucht. „Die ersten Anfänge," sagt *Boccaccio,* „die ersten Anfänge in den philosophischen Studien machte Dante in seiner eigenen Vaterstadt; von hier begab er sich nach *Bologna,* wo derartige geistige Nahrung in reichlicherem Maasse dargeboten wurde." Und Boccaccio's Schüler, *Benvenuto da Imola*, erzählt, in seiner ersten Jugend habe Dante in Florenz, dann aber in *Bologna* und in *Padova* den philosophischen Studien obgelegen. Es wird sich uns aber in der Folge als wahrscheinlich ergeben, dass Dante diese zwei Universitäten erst in späteren Jahren besucht. Als sicher darf indess angenommen werden, dass er die ganze gelehrte Bildung seiner Zeit erhalten, das gesammte

Wissen seiner Zeit sich angeeignet habe. Die Zeit seines tieferen Eindringens in die Wissenschaft ist aber ohne Zweifel erst später zu suchen, — da nämlich, wo er im anhaltendsten Studium, vorzüglich der Philosophie, Trost suchte für den schmerzlichsten Verlust seines Lebens.

Wie jeder wahre Genius, so ist auch Dante hauptsächlich selber sein eigener Lehrer gewesen. *Brunetto Latini* mag ihm wohl zuerst den Reichthum der Sprachen eröffnet, ihn in die römische Dichterwelt eingeführt, ihm die ersten Kenntnisse der Natur beigebracht haben. Bei Anderen mag er vielleicht die ersten Elemente anderer Wissenszweige erlernt haben. In dem aber, was die Unsterblichkeit seines Namens begründet und gesichert, — darin ist er Selbstlehrer gewesen. Von der Geschichtswissenschaft berichtet *Boccaccio,* Dante habe sich dieselbe ohne Lehrer angeeignet. Dass er aber auch in der Dichtkunst Selbstlehrer gewesen, diess wird von Dante selber ausdrücklich berichtet. Wir werden sofort sehen, welche Fortschritte er in derselben schon in seiner Jugend gemacht.

Dass Dante auch die Zeichnungskunst und die Musik geliebt und getrieben, ist schon aus seinem grossen Werke ersichtlich. „Die Construction der drei Reiche wie das Anschauliche seiner Schilderung lässt erkennen, dass Formensinn und plastische Gestaltung tief in seinem Wesen angelegt waren.“ Im *Paradiese* ertönt öfters eine so bezaubernde und hinreissende Musik, die es erweist, dass der Dichter von dieser Kunst eine mehr als bloss oberflächliche Kenntniss besitzen musste. Unter den Freunden, mit denen er besonderen Umgang gehabt zu haben scheint, werden wir die hervorragendsten Künstler seiner Zeit finden. *Leonardo Bruni* berichtet, Dante habe an der Musik Freude gehabt und vortrefflich gezeichnet, und Dante selber erzählt einmal, wie er mit Zeichnen sich beschäftigt habe. Auch als guter Calligraph wird er von *Leonardo Bruni* gerühmt.

Viel ist über die Frage gestritten worden, ob Dante auch die griechische Sprache erlernt habe. Diese Frage wird aber wohl in verneinendem Sinne zu beantworten sein. Die Kenntniss dieser Sprache gehörte damals noch nicht zum Bildungskreis gelehrter Laien. Noch ein halbes Jahrhundert später klagt *Boccaccio*, es gebe in Toscana Niemanden, der des Griechischen kundig sei, so dass man nicht einmal die griechischen Buchstaben kenne. Derselbe *Boccaccio* rühmt sich, er sei der Erste gewesen, der auf seine Kosten einen griechischen Homer nach Italien habe kommen lassen, wo er seit Jahrhunderten nicht mehr vorhanden gewesen, und er sei der Erste gewesen, dem Homer erklärt worden sei. Macht es dieser Umstand schon unwahrscheinlich, dass Dante das Griechische gekannt, so wird diese Unwahrscheinlichkeit durch seine eigenen Werke zur Gewissheit erhoben. Wo er in denselben griechischer Ausdrücke sich bedienen will, sind dieselben sammt und sonders fehlerhaft angeführt. Die Buchstaben mochte er vielleicht kennen, einzelne griechische Wörter buchstabiren, weiter reichte aber seine Kenntniss dieser Sprache gewiss nicht. „Seine ganze Kenntniss der griechischen Literatur beschränkt sich auf das, was er eben im Horaz und andern Römern gefunden, wie er denn (Purg. XXII, 106 und 107) nur solche Tragiker anführt, welche Horaz erwähnt, nicht aber Aeschylus und Sophocles, und endlich, dass er (im Convito, II, c. 15) es beklagt, man könne die Meinung des Aristoteles über die Milchstrasse nicht ermitteln, weil die beiden lateinischen Uebersetzungen sehr verschieden lauteten. Eine Klage, der, wenn er Griechisch verstand, durch einen Blick in das Original leicht abzuhelfen war."

Die Hauptbeschäftigung seines Geistes, der Hauptgegenstand seiner Studien ist die Poesie, sind die Werke der römischen Literatur gewesen. „In dieser Beschäftigung," sagt *Boccaccio*, „ward er sehr vertraut mit Virgil, Horaz, Ovid, Statius und allen andern

berühmten Dichtern.“ Besonders ward er von *Virgil* angezogen, den er als seinen Lehrer und Führer begrüsst:

So bist Du der Virgil und jene Quelle,
Der so gewalt'ger Redestrom entfliesst? — —
O Licht und Ehre Du der andren Dichter,
Mein Eifer, meine Liebe für Dein Buch,
Die ich bewährt, sei'n mir bei Dir Empfehlung.
Du bist mein Meister, Du mein hohes Vorbild,
Und nur von Dir hab' ich die schöne Schreibart
Entnommen, welche Ruhm mir eingebracht.
(*Inferno* I, 79 ff.)

Und später rühmt sich Dante selber seiner tiefen Kenntniss des grössten römischen Epikers, indem er dem Virgil die Worte in den Mund legt:

— und so berichtet
Mein hohes Trauerspiel an einer Stelle;
Du weisst es, *denn ganz hast Du's im Gedächtniss.*

Dante wollte aber die grossen Dichter nicht allein kennen lernen, — er wollte sie auch nachahmen, nach ihrem Ruhme streben. Bei diesem Streben kam ihm seine in jeder Hinsicht ungewöhnliche Begabung gut zu statten. Die Naturanlage aber, die Begabung allein hätte wohl schwerlich *den* Mann aus ihm gemacht, der er geworden, hätte nicht sein poetischer Genius anderswoher den mächtigsten Impuls erhalten. Dante befand sich erst in seinem achtzehnten Jahre, als er folgendes Sonett, wahrscheinlich das früheste, das uns von ihm erhalten ist, dichtete:

All' edle Herzen, die von Lieb' entglommen,
Vor deren Blick erscheinet diess Gedicht,
Sich zu erbitten Antwort und Bericht,
Heiss' ich in Amor, ihrem Herrn, willkommen.
Des Bogens Drittel hatte schon erklommen
Die Zeit, in der erglänzt der Sterne Licht,
Plötzlich von Amor sah ich ein Gesicht,
Woran zu denken noch mich macht beklommen.

Froh schien er mir, mein Herz in seiner Hand,
Und die Gebieterin von ihm getragen,
Schlafend im Arm, gehüllt in ein Gewand.
Er weckte Sie; das Herz dann, das entbrannt,
Gab er zur Speise der Demüthigzagen;
Und alsbald sah' ich, wie er weinend schwand.

Wodurch Dante zu diesem Sonett veranlasst ward, diess soll uns das folgende Kapitel zeigen.

Fünftes Kapitel.

Frühlingsliebe.

Als dann von jener hohen Kraft mein Auge
Getroffen ward, die, eh' das Knabenalter
Ich überschritten, todeswund mich machte,
Wandt' ich zur Linken mich mit *dem* Vertrauen,
Mit dem das Kind zu seiner Mutter eilt,
Wenn es sich fürchtet, oder schon versehrt ist,
Um zu Virgil zu sagen: Nicht ein Quentchen
Von Blut ist mir geblieben, das nicht bebte.
Der alten Flamme Spuren kenn' ich wieder.

(Purgatorio XXX, 40—48.)

Von der Begabung Dante's wird von seinen ältesten Biographen gerühmt, die Natur habe ihn mit Scharfsinn, mit einem sehr glücklichen Gedächtniss, einer wunderbaren Fassungskraft, Richtigkeit im Urtheilen, Tiefe des Denkens, reicher Erfindungsgabe, Grossmuth, Tapferkeit, — kurz in jeder Beziehung so reichlich ausge-

stattet, dass man Grosses von ihm erwarten durfte, welchem Lebensberufe er immer sich zugewendet haben würde. Und auch er selber hat ein ähnliches Zeugniss sich ausgestellt, indem er von sich sagen lässt (Purgat. XXX, 109 ff.):

Nicht durch die Gunst allein der hohen Räder
Die, je nachdem die Sterne günstig sind,
Jedweden zu bestimmtem Ziele leiten;
Auch aus der Fülle höchster Gnadenspende,
Die aus so hohem Dunstkreis Regen schöpft,
Dass nicht annähernd unser Aug' hinanreicht,
War dieser so in seinem neuen Leben
Begabt, dass jede richtige Gewöhnung
Sich wunderbar in ihm bewähren konnte.

Allein die blosse Naturbegabung — und wäre sie auch noch so wunderbar gross —, die blosse Naturbegabung reicht an sich noch nicht hin, um unsterbliche Dichterwerke in's Dasein zu rufen. Die Naturanlage, das Talent ist der Zunder nur, der lange vielleicht ruhig in der Seele schlummert, der aber erst dann entzündet wird, wenn er mit dem Funken in Berührung kommt. Um ein *Dante* zu werden, um eine *göttliche Komödie* zu schreiben, dazu reichten weder das grosse Talent, noch die glücklichste Erziehung, noch auch das tiefste und umfassendste Wissen hin. Wer, wie Dante, die ganze grauenvolle Verworfenheit der Hölle mit solch schauerlich-lebendigen Farben schildern sollte, der musste zuvor selber im wirklichen Leben diese höllisch-teuflische Verworfenheit mit eigenen Augen geschaut, — das höllische Treiben selber erlebt, das satanische Heulen selber vernommen haben. Wer, wie Dante, so unnachahmliche himmlische Lieder anstimmen, in so bezaubernden, hinreissendsüssen Tönen die ganze Seligkeit des Himmels besingen sollte, der musste zuvor selber diese Seligkeit im eigenen Herzen getragen haben. Nur wer die höchste Seligkeit, welche die reinste und höchste Liebe dem Menschen hienieden gewähren kann, gekostet, — andererseits aber auch den bittersten Schmerz erfahren, den menschliches

Unrecht und teuflische Bosheit auch den Besseren, auch den Edleren zu bereiten vermag, — nur wer Beides gekostet und erfahren, konnte im Stande sein, eine *göttliche Komödie* zu dichten. Was er geworden, das verdankt Dante zunächst weder seinem Talent noch auch seiner Bildung, durch die Liebe und durch das Leiden ist er es geworden.

In seinem grossen Gedichte steigt er zuerst hinab in die finstern Schreckensregionen der Hölle, hernach aber wieder empor zu den lichten Höhen des Paradieses. Sein Leben dagegen hat den umgekehrten Gang genommen. Das Paradies der Liebe durchwanderte er in seiner Jugend, durch die finsteren Räume der Hölle musste er in seinen späteren Jahren erst, ob auch noch immer einen Himmel im Herzen tragend, hindurchschreiten.

Schon frühe, als unreifer Knabe noch, hat sich unserem Dichter das Paradies der Liebe eröffnet. Es gehört mit zu dem Wunderbaren dieser grossartigen Erscheinung, dass Dante von einer ebenso gewaltigen als reinen und veredelnden Leidenschaft beherrscht wurde,

Eh' noch *er* aus der Kindheit war getreten.

Kaum hatte er sein neuntes Lebensjahr zurückgelegt, und schon war sein junges Herz von der mächtigsten, schwärmerischsten Liebe erfüllt. Und diese Leidenschaft, sie war keineswegs flüchtiger, vorübergehender Natur. Was der neunjährige Knabe gefühlt, das hat auch der Jüngling, das hat auch der gereifte Mann bis an sein Lebensende gefühlt. Dieser Liebe einerseits, in deren Reich er im Lenze seines Lebens schon getreten, andererseits der gerechten Entrüstung über die menschliche Bosheit, deren Opfer er in späteren Jahren geworden, — dieser Liebe und dieser Entrüstung verdankt Dante seinen unsterblichen Ruhm, verdankt die Nachwelt der erhabensten Werke eines, welches die Poesie je geschaffen. Reinste Liebe und heiligster Zorn sind dem Dante'schen Gedichte zu Pathen gestanden. Dieses erhabene Gedicht, es ist zunächst das ewige Denkmal, welches Dante der Geliebten seiner Jugend gesetzt.

Das erste Begegnen Dante's mit *Beatrix Portinari* hat seinem Biographen *Boccaccio* Anlass zu einer anmuthigen Schilderung gegeben. „Zu der Jahreszeit," so lautet *Boccaccio*'s Erzählung, „zu der Jahreszeit, in welcher des Himmels Milde mit ihrem Schmucke die Erde auf's Neue bekleidet, wo sie ihr durch die Mannigfaltigkeit der mit dem Grün des Laubes vermischten Blumen einen erheiternden Anblick verleiht, da war es in unserer Stadt bei Männern und Frauen der Brauch, dass Alle, in einzelnen Gesellschaften, ein Jedes in seinem Stadttheile, ein fröhliches Fest feierten. Bei dieser Gelegenheit hatte unter Andern auch *Folco Portinari*, ein Mann, der zu jener Zeit bei seinen Mitbürgern in hohem Ansehen stand, zufällig am ersten Mai die umwohnenden Nachbarn zum Freudenfeste in seinem eigenen Hause versammelt. Unter den Geladenen befand sich auch der schon genannte *Alighieri* (der Vater unseres Dichters). Wie nun kleine Kinder ihre Väter, — besonders wenn es zu festlichen Orten geht, — zu begleiten pflegen, so war auch Dante, dessen neuntes Jahr noch nicht vollendet, seinem Vater dahin gefolgt. Hier geschah es, dass der Knabe, unter Anderen seines Alters vermengt, deren viele, Knaben sowohl als auch Mädchen, im Hause des Festgebers beisammen waren, nach dem Genuss der ersten Speisen, so viel sein zartes Alter vermochte, mit den Anderen kindlich zu spielen begann. Unter der Kinderschaar befand sich ein Töchterchen des obengenannten Folco, mit Namen *Bice* (obwohl er sie immer nach ihrem ursprünglichen Namen, nämlich *Beatrice*, nenne), in einem Alter von vielleicht acht Jahren, sehr zierlich und hübsch im Verhältniss zu ihrem kindlichen Alter, in ihrem Wesen sehr artig und freundlich, in ihrem Betragen und in ihrem Reden ernster und bescheidener, als man von ihrem zarten Alter hätte verlangen können. Ihre Gesichtszüge waren überdiess sehr zart, auf das Beste gestaltet und, ausser der Schönheit, so voll anständiger Anmuth, dass sie von Vielen fast für ein Engelein gehalten wurde. Diese also, wie ich sie schildere und vielleicht

noch viel schöner, erschien an diesem Feste, ich glaube nicht gerade zum ersten Male überhaupt, wohl aber zum ersten Male Liebe zu erwecken fähig, den Augen unseres Dante. Obschon noch ein Knabe, prägte sich ihr schönes Bild so tief ihm in's Herz, dass es von jenem Tage an, so lange er lebte, nie wieder aus demselben verwischt werden konnte. Was das für eine Stunde war, — Niemand weiss es. War es aber Uebereinstimmung der Gemüther, war es Gleichheit der Sitten, oder aber ein besonderer Einfluss des Himmels, der hierin wirksam gewesen, oder geschah es, wie wir aus Erfahrung sehen, dass bei Festfreuden, durch die Süssigkeit der Töne, durch die allgemeine Heiterkeit, durch die leckeren Speisen und Getränke, die Gemüther selbst der gereiften Männer, geschweige denn der Jungen, sich erweitern und fähig werden, leicht von dem gefesselt zu werden, was ihnen gefällt: gewiss ist, dass dieses daraus entstand, dass nämlich Dante in seinem zarten Alter von der heissesten Liebe beherrscht ward. Um aber nicht weiter von kindischen Vorfällen zu reden, sage ich, dass die Liebesflamme mit dem Alter heisser in seinem Herzen brannte, so dass Nichts sonst ihm Freude, oder Ruhe, oder Trost gewährte, ausser dem Anblick der Geliebten. Daher liess er jedes andere Geschäft, und höchst emsig begab er sich überall hin, wo er *sie* zu sehen glaubte, als hätte er aus ihrem Antlitze und aus ihren Augen nur all' sein Glück und vollen Trost schöpfen sollen."

So weit *Boccaccio*. Ist es aber ein zuverlässiger historischer Bericht, oder ist es eher eine novellenartige Erzählung, was wir hier vor uns haben? Es ist Wahrheit und Dichtung. Der Kern seiner Darstellung ist unbestreitbar geschichtlich, allein die ganze Schilderung erinnert doch gar zu lebhaft an die Novellen des *Decameron*, als dass wir nicht annehmen sollten, er habe das wirklich Geschehene nach seiner Art ausgeschmückt. Dante hat selber in seinem Jugendwerke die Geschichte der Entstehung und des Verlaufes seiner Liebe ausführlich, in dichterischem Gewande zwar,

im Ganzen aber auf glaubwürdige Weise erzählt. Warum berichtet er aber kein Wort von dem Frühlingsfeste, — kein Wort von der romanhaften Art des ersten Begegnens, wenn diess geschichtliche Thatsachen wären? Das Frühlingsfest, das Fest der erwachten Natur, wie *Boccaccio* es schildert, — es hätte doch seiner Vorliebe für die Allegorie einen schönen Stoff dargeboten, — einen Stoff, den auszubeuten Dante wohl schwerlich versäumt haben würde. Er hat es aber nicht gethan und sein Schweigen hierüber macht die völlige Thatsächlichkeit der Erzählung seines Biographen mehr als zweifelhaft.

Dante's eigene Schilderung seiner ersten Begegnung mit *Beatrice* eröffnet uns einen tiefen Einblick in seine Denkungsart, in sein ganzes Herz.

„Neunmal schon nach meiner Geburt war der Himmel des Lichtes beinahe zu derselben Stelle, der ihm eigenthümlichen Kreisung gemäss, zurückgekehrt, als meinen Augen zum ersten Male die glorreiche Gebieterin meines Herzens erschien, die *Beatrice* (die Beseligende) von Vielen genannt wurde, welche nicht wussten einen wie passenden Namen sie ihr damit gaben. So lange schon war sie in diesem Leben gewesen, dass in ihrem Alter der Sternenhimmel um ein Zwölftheil eines Grades gegen Morgen sich bewegt hatte, so dass sie gegen den Anfang ihres neunten Jahres mir erschien und ich sie sah gegen das Ende meines neunten Jahres. Sie erschien mir in herrlicher, sittsamer und schlichter blutrother Farbe gekleidet, gegürtet und geschmückt in der Art, wie es ihrem sehr zarten Alter sich geziemte. In jenem Augenblicke, sage ich mit Wahrheit, begann der Geist des Lebens, welcher in der verborgensten Herzenskammer wohnet, so heftig zu zittern, dass es an den kleinsten Pulsen schrecklich sich zeigte und mit Zittern sprach er die Worte: *Da ist ein Gott, stärker denn ich; er kommt und wird über mich herrschen!* In jenem Augenblicke begann der empfindende Geist, der in der hohen Kammer wohnt, welcher

alle sinnlichen Geister ihre Wahrnehmungen zuführen, sich hoch zu verwundern und zu dem Gesichtsgeiste insbesondere redend, sprach er die Worte: *Eure Seligkeit ist bereits erschienen!* In jenem Augenblicke fing der natürliche Geist, der in jenem Theile wohnt, wo unsere Nahrung zubereitet wird, zu weinen an und weinend sprach er die Worte: *Weh' mir Armen! denn von nun an werde ich öfters behindert sein!* Von da an, sage ich, hat Liebe meine Seele beherrscht, welche ihr sofort vermählt ward und sie, die Liebe, begann durch die Macht, welche meine Einbildungskraft ihr verlieh, so grosse Sicherheit und solche Herrschaft über mich zu gewinnen, dass ich völlig Alles thun musste, was sie von mir verlangte. Oftmals verlangte sie von mir, den Anblick dieses blutjungen Engeleins zu suchen; wesshalb ich öfters in meinem Knabenalter sie aufzusuchen ausging, und ich sahe an ihr ein so edles und löbliches Betragen, dass man fürwahr jenes Wort des Dichters Homer auf sie anwenden konnte: Nicht von sterblichen Menschen, von einem Gotte scheint sie geboren. Und wiewohl ihr Bild, das unauslöschlich meinem Herzen eingeprägt war, der Liebe Dreistigkeit mich zu beherrschen verlieh, so war dasselbe dennoch von solch' edler Kraft, dass es der Liebe niemals gestattete, mich ohne den treuen Rath der Vernunft in Dingen zu leiten, wo auf einen solchen Rath zu hören heilsam ist. Weil indess das Verweilen bei Leidenschaften und Handlungen einer so frühen Jugend wie ein Märchen erscheint, so will ich nicht weiter davon reden."

Hier ist die äussere Geschichte des ersten Begegnens viel einfacher und es liegt kein Grund vor, deren vollständige Glaubwürdigkeit irgend in Zweifel zu ziehen. Und die innere, die Geschichte des Herzens? — Wo auf solche Weise ein inneres Erleben geschildert wird, da lege ich die kritische Feder ehrfurchtsvoll aus der Hand. —

Die *Portinari* wohnten nicht weit von den *Alighieri,* woraus sich schliessen lässt, dass dem Dichter in seiner Jugend der Anblick

der Geliebten seines Herzens nicht selten zu Theil geworden. *Beatrice* war im April 1266 geboren. Ihre Eltern waren *Folco Portinari* und *Gilia Caponsacchi.* Die Familie stand in Florenz in hohem Ansehen und besass ein bedeutendes Vermögen. Eines ihrer schönsten Werke, das berühmte Hospital *Santa Maria Nuova,* verdankt die Stadt dem *Folco Portinari*, dem Vater von Dante's Jugendgeliebten. Auch andere Denkmäler seiner Frömmigkeit und seines wohlthätigen Sinnes hat er gestiftet. Er starb im Jahre 1289. Bei der Erwähnung seines Todes sagt Dante von ihm, Viele hätten ihn für einen in hohem Grade guten Mann gehalten und er sei es in der That auch gewesen.

Ueber volle neun Jahre geht Dante stillschweigend hinweg. Von dem berichteten Ereigniss in seinem neunten Jahre geht er sofort zu einem aus seinem achtzehnten über. Gerade neun Jahre nach jener ersten Begegnung erscheint das inzwischen zur blühenden Jungfrau herangewachsene Mädchen dem Jüngling Dante wieder. Im reinsten Weiss gekleidet schreitet sie inmitten zweier älteren Damen dahin und zum ersten Male wird der Liebeserfüllte durch ihren Gruss beseligt. Berauscht von Liebesseligkeit zieht er in die Einsamkeit sich zurück, versinkt in einen sanften Schlummer, aus welchem ein mysteriöser Traum ihn wieder aufweckt. Er dichtet ein Sonett (das am Ende des vorigen Kapitels angeführte) und sendet es an die berühmten Dichter jener Zeit, sie um ihre Meinung über sein Traumgesicht fragend. Von Vielen und in verschiedenem Sinne wird ihm Antwort, — aber keine Beruhigung. „Von diesem Gesichte an begann mein natürlicher Geist in seiner Thätigkeit gehemmt zu werden, denn meine Seele war ganz mit dem Gedanken an jene Edelste beschäftigt; in kurzer Zeit ward ich daher so hinfällig und so schwach, dass mein Aussehen vielen Freunden Sorge einflösste." Man möchte ihm das Geheimniss seines Herzens entlocken, man merkt es ihm wohl an, dass er vor Liebe schmachtet und möchte den Gegenstand seiner Liebe kennen. Damit sein Geheim-

niss nicht verrathen werde, stellt er sich, als hätte eine Andere sein Herz gefangen genommen. Wie diese Florenz verlässt, muss eine Dritte zum Schirme der Wahrheit ihm dienen. Darüber wird er aber zum Gegenstande des Stadtgeschwätzes, so dass ihm bei der nächsten Begegnung *Beatrice*, „die eine Zerstörerin aller Laster und Königin der Tugenden war," ihren ihn so hoch beseligenden Gruss verweigert. Nun entschliesst er sich, sein ganzes Herz zu offenbaren. Bei einem späteren Zusammentreffen mit *Beatrice* in einem befreundeten Hause wird er durch ihren Anblick all' seiner Kräfte und selbst der Besinnung beraubt. Gefragt, warum er sie denn liebe, wenn er doch ihre Gegenwart nicht ertragen könne, gibt er zur Antwort: „Der Endzweck meiner Liebe war einst der Gruss meiner Geliebten und in diesem Grusse lag meine Seligkeit, — dieser Gruss war das letzte Ziel all' meiner Wünsche. Seitdem es ihr aber gefiel, diesen Gruss mir zu verweigern, hat die Liebe, die mich beherrscht, all' meine Seligkeit in Das gelegt, was mir nicht verloren gehen kann, nämlich in die Worte, die meine Geliebte preisen." Der Himmel geht ihm in der Geliebten auf, die schönste Blume ist sie ihm im Garten Gottes, an sie denkt er bei allem Guten, bei allem Beglückenden, das ihm widerfährt.

Von solcher Anmuth Adel ist umwoben
Die Holde, dass, wem grüssend sie sich neigt,
Dem plötzlich seine Zunge bebend schweigt,
Sein Blick sich senkt, der sich zu hoch erhoben.

Sie geht dahin, hört leise sie sich loben,
Weil in der Demuth Kleide sie sich zeigt;
Wohl scheint's, dass sie zur Erde niedersteigt,
Ein herrlich Wunder aus dem Himmel droben.

Wenn ihres Auges Zauber ich betrachte,
Fühl' ich, wie Wonne mir im Herzen quillt,
Die nie begreift, wer sie nicht selbst erlebet;

Herab von ihren süssen Lippen schwebet
Ein milder Geist von Liebeshuld erfüllt
Und spricht zu meiner Seele scheidend: Schmachte!

Auf Erden wird *Beatrice* als ein Engel Gottes bewundert und die Engel des Himmels sehnen sich nach dem Kinde der Erde.

Im göttlichen Verstande ruft ein Engel
Und spricht: « O Herr, dort auf der Erde sieht
Ein Wunder man an Mienen, das erblüht
In einem Geist, dess Strahlen hieher fliessen. »

Der Himmel fleht, sonst ledig aller Mängel,
Von seinem Herren Sie für sein Gebiet;
Und alle Heil'gen flehn mit ihm bemüht.
Nur Mitleid will an uns sich hülfreich schliessen.
Gott redet, Ihrer eingedenk, der Süssen:

« Ihr, meine Theuern, duldet noch im Stillen,
Denn eure Hoffnung bleibt nach meinem Willen
Dort, wo sie Einer fürchtet einzubüssen,
Der dem verlornen Volk wird offenbaren:
Ich sah die Hoffnung der verklärten Schaaren. »

— Die Lieder, denen Dante seine Gefühle für *Beatrice* anvertraut hat, bezeichnen den Beginn der modernen Lyrik. So hatte vor ihm kein Dichter sein ganzes Herz, sein innerstes Selbst, seine ganze gotterfüllte Seele in seinen Liedern ausgesprochen. Davon werden wir indess zu reden haben, wenn wir Dante als lyrischen Dichter würdigen werden.

An eine Liebe im modernen Sinne ist freilich hier schlechterdings nicht zu denken. Was Dante für das liebliche Mädchen fühlte, das war die reinste platonische Liebe, — eine Liebe, in welche sich durchaus nichts Sinnliches einmischte. „Dem Herzen, das noch ungeprüft von den Schlägen des Schicksals in kindlicher Freudigkeit lebt, geht in der Geliebten der ganze Himmel auf. Ihre Schönheit, ihre Güte, all' ihre Tugenden sind ihm nur ein Beweis von Gottes unendlicher Liebe; selbst das Wohlgefallen an der irdischen Gestalt wird, statt zu verlockender Begier, zur geweihten Freude an der Herrlichkeit, die Gott im Geschöpfe offenbart hat. Solche Liebe kennt kein unbefriedigtes Verlangen, keine Eifersucht und keine Klage. Ist doch die Geliebte selbst nur die wunderbarste und köst-

lichste unter den Blumen, die in Gottes weitem Garten blühen, vor denen wir in stiller Freude stehen und ihres Duftes geniessen, ohne dass wir versucht würden, die Rose zu brechen. Ihre Stimme ist nur die tönendste unter denen der tausend Nachtigallen, denen wir lauschen und ohne Missgunst uns des Entzückens freuen, das ihr Lied zugleich in Anderen weckt."

Aber diese frühe Liebe hat den jungen Dichter nicht allein entzückt und beseligt, er hat von derselben auch die mächtigsten Impulse erhalten, durch sie ward in seinem Inneren ein höheres, ein göttliches Bewusstsein erweckt. Dante selber bezeugt es wiederholt, wie Vieles, wie Grosses er der Geliebten, — seiner reinen Liebe zu ihr verdanke. *Beatrice* ist es, durch welche er den gemeinen Haufen verlassen hat (*Inferno* II, 105); darum bemerkt er denn auch, die Herrschaft der Liebe sei heilsam, weil sie den Sinn ihres Getreuen von allem Gemeinen entferne. Und welch' einen heilsamen, veredelnden Einfluss die Geliebte auf das Herz des jungen Dichters ausübte, davon mögen seine eignen Worte ein lautes Zeugniss ablegen. „Wenn sie," sagt er, „wenn sie von irgend einer Seite her mir erschien, da fühlte ich aus Hoffnung des bewunderungswürdigen Grusses keine Feindschaft gegen irgend Jemanden mehr, es durchdrang mich vielmehr eine solche Liebesflamme, die mich dahin brachte, einem Jeden zu vergeben, der mich irgend beleidigt hätte." Einen solchen Einfluss übt sie aber nicht auf ihn allein, sie übt ihn auf einen Jeden, der ihr nahe kommt:

Der Himmel fühlt um sie der Sehnsucht Schmerzen;
Und nun künd' Ihre Tugend ich mit Fleiss:
Strebt, sag' ich, eine Frau nach edlem Preis,
Geh' sie mit Ihr; denn im Vorüberschweben

Wirft Amor starren Frost in niedre Herzen,
Dass all' ihr Denken stirbt und wird zu Eis.
Wer Aug' in Aug' Ihr schaute sehnsuchtheiss,
Würd' edel werden, oder nicht mehr leben.
Und wen Sie würdig hält, den Blick zu heben

Zu Ihr, an dem beweist Sie sich zum Heile,
Aus Ihrem Gruss wird Segen ihm zu Theile;
Dann wird er gern vergessen und vergeben.
Noch wollte gröss're Gunst Ihr Gott zuwenden:
Mit dem Sie sprach, der kann nicht sündig enden.

Alles, was sie anschaut, muss edel werden, Zorn und Stolz müssen vor ihr fliehen. Dante rühmt es, *Beatrice* habe ihn auf den Weg der Tugend geleitet, die Liebe zu ihr habe zu der Erkenntniss ihn geführt, dass ohne tugendhaft zu sein Niemand wahren Ruhm sich erwerben könne.

So ist denn seine Liebe rein ideeller Art. Dass er das irdische Mädchen, *Beatrice Portinari*, innigst geliebt, das wollen wir freilich nicht in Abrede stellen. Indess können wir kaum umhin, einen leisen Zweifel auszusprechen, ob die Liebesflamme, die in seinem Busen brannte, — ob die Liebesgluth, die in seinem Herzen loderte, so ganz dem sterblichen Mädchen galt. Dante's ganze Schilderung hat in uns immer wieder und wieder den Gedanken wach gerufen, seine glühende, bald schmachtende, bald seligkeitstrunkene Liebe habe sich zum bei weitem grösseren Theile auf eine Idee bezogen, auf das irdische Mädchen aber nur insofern, als der Dichter die Idee in ihr verkörpert glaubte und insofern sie, ihr Anblick, ihr Gruss, ihm der erste Antrieb geworden, in das Reich der Ideale sich emporzuschwingen. Daraus erklärt sich die übergrosse an Sentimentalität sehr nahe grenzende Ueberschwenglichkeit, die aus Dante's poetischer sowohl, als auch aus seiner prosaischen Schilderung seiner Liebesseligkeit und seiner Liebesschmerzen sich nun einmal nicht hinwegläugnen lässt. Daraus erklärt sich ferner der Umstand, dass er in der *göttlichen Komödie* die hingeschiedene Jugendgeliebte als ein Symbol, als eine Allegorie, als die Personification einer Idee einführt. Sein tiefes, sinniges Gemüth hatte bereits in der aufblühenden Jungfrau, vielleicht in dem reizenden Kinde schon, die Personification oder das Sinnbild einer Idee er-

blickt, darum blieb ihm die Idee an den Namen, an das Bild seiner *Beatrice* geknüpft. Die *Beatrice* der *Divina Commedia* ist darum in weit höherem Grade eine allegorische als eine geschichtliche Person, weil schon die *Beatrice* der *Vita Nuova* ebensosehr allegorische als historische Persönlichkeit ist.

Von je her und bis zu unseren Tagen sind viele bedeutende und unbedeutende Danteforscher in dieser Hinsicht viel weiter gegangen. Man hat nämlich behauptet, *Beatrice* sei ein reines Symbol und nichts als Symbol, Dante habe, so oft er von ihr spricht, niemals eine wirkliche, geschichtliche Persönlichkeit im Sinne, nie sei sein Herz von Liebe zu dem irdischen Mädchen *Beatrice* beseelt gewesen. Wir glauben uns indess bei dieser Wunderlichkeit nicht länger aufhalten zu müssen. Die historische Existenz der Tochter des *Folco Portinari* ist über jeden Zweifel erhaben. Geht jene wunderliche Ansicht von der vorhin berührten Ueberschwenglichkeit der Dante'schen Schilderung aus, so spricht doch Dante hinwiederum sehr oft, wenn er von *Beatrice* redet, so einfach und natürlich und in so unzweideutigen Ausdrücken, dass er keinen Zweifel hierüber wollte aufkommen lassen. Die *Beatrice* der *Divina Commedia* ist freilich vor Allem eine Allegorie; eine *blosse Allegorie* hätte aber schlechterdings nicht sagen können, sie habe „die Art des Lebens vertauscht," sie sei „vom Fleische zum Geiste erhoben" worden; eine *blosse Allegorie* konnte Dante unmöglich von „ihrem eingesargten Fleische" reden lassen, unmöglich ihr die Worte in den Mund legen:

Natur und Kunst, sie boten solche Wonne
Dir niemals wie die schönen Glieder, die mich
Umschlossen und auf Erden nun zerstreut sind.

Denen aber, welche in der irdischen Liebe zu einem sterblichen Mädchen eine Schwäche, einen Makel sehen, wovon sie den hehren

Dichter freisprechen zu müssen glauben, — diesen würde unser Dante antworten:

> Lieb' und ein adlich Herz sind Eins zu nennen,
> Wie uns des Weisen alte Schriften lehren;
> So wenig kann sich Ein's vom Andern trennen,
> Als das Vernünft'ge der Vernunft entbehren.

Sechstes Kapitel.

Freundschaften.

> Da unter unähnlichen Menschen keine Freundschaft bestehen kann, so wird überall, wo man Freundschaft sieht, Aehnlichkeit vorausgesetzt; wo aber Aehnlichkeit vorausgesetzt wird, da sind sowol Lob als Tadel gemeinschaftlich. Daher sollen wir nicht dulden, dass irgend ein Lasterhafter gegen uns als ein Freund sich zeige; denn von Demjenigen kann man keine gute Meinung fassen, zu welchem ein solcher als Freund sich stellt.
> Dante, Convito III 3.

Die meisten Freundschaften, sagt einmal Dante, werden in der Jugend geknüpft. Seine ersten und werthesten Freunde hat er sich demgemäss auch selber in seiner Jugend erworben. Es war ihm beschieden, zu einer Zeit zu leben, in welcher die italienische Poesie frische, lebendige Impulse empfing, und er, der berufen war, dieselbe zu ihrer höchsten Höhe zu erheben, er war zugleich mit den damals

hervorragendsten Dichtern befreundet. Er lebte zu einer Zeit, da die Kunst einen neuen Aufschwung nahm und ihm, der einen so tiefen Sinn für dieselbe hatte, ist auch die Freundschaft der ausgezeichnetsten Künstler jener Zeit zu Theil geworden.

Jener, der damaligen Dichter, Freundschaft hat sich Dante durch seine eigenen ersten poetischen Versuche erworben. Zum Theile waren diese Freundschaften eine mittelbare Frucht seiner reinen und edlen Liebe. Wir haben bereits erwähnt, wie er, auf das Traumgesicht hin, welches ihm nach der Begegnung mit *Beatrice* in seinem achtzehnten Jahre geworden, ein Sonett dichtete, dasselbe den damaligen Dichtern zusandte, sie um die Deutung seines Gesichtes ersuchend. Auf dieses Sonett, berichtet er selber, ward von Vielen und in verschiedenem Sinne geantwortet. Von diesen Antwortsonetten sind nur drei auf uns gekommen. Das eine ist von einem höchst unbedeutenden Dichter, der zufälligerweise den gleichen Namen mit dem noch jungen Nebenbuhler trug, — er hiess *Dante da Majano.* In seinem Antwortsonett behandelt dieser den jungen Dichter mit anmassender Geringschätzung als Einen, um dessen Verstand man besorgt sein müsse und dem er keinen besseren Rath zu geben weiss, als sich an den Arzt zu wenden. Der eingebildete, damals ganz unverdienter Weise gefeierte Mann hatte gewiss nicht die leiseste Ahnung davon, wie unermesslich hoch der von ihm so verächtlich und geringschätzig beurtheilte junge Dichter ihn einst überragen würde. *Dante da Majano,* sagt *Balbo* treffend, „könnte wohl, — wird aber wahrscheinlich nicht, — jenen vorgerückteren Besitzern irgend welchen literarischen Ruhmes als Exempel dienen, welche die Anfänger verachten, die doch berufen sind, ihren Ruf zu verdunkeln!“

In würdigerer Weise antworteten dem jungen Dante zwei andere, bei weitem bedeutendere Dichter jener Zeit: *Guido Cavalcanti* und *Cino da Pistoja.* Letzteren hat Dante in seiner unten zu besprechenden Schrift über die Volkssprache wiederholt als sei-

nen Freund erwähnt und ihn zu den vorzüglicheren Dichtern gezählt. Er war ein berühmter Jurist, lehrte zu Bologna und auf andern Universitäten die Rechtswissenschaft, schrieb einen damals sehr geschätzten Commentar über Justinians Codex und erwarb sich als lyrischer Dichter den Ruhm, der poetischen Sprache Italiens zuerst Anmuth gegeben zu haben. Seiner politischen Richtung nach war er ein entschiedener Ghibelline, so sehr, dass er auch noch nach dem Tode Heinrichs VII., der die letzten Hoffnungen der italienischen Ghibellinen mit sich in das Grab hinab genommen zu haben schien, es dennoch wagen durfte, das Recht der deutschen Kaiser gegen Robert von Neapel, das damalige Haupt der Guelfen, öffentlich zu vertheidigen. Dante's Freundschaft für ihn war so gross, dass er, wo er *Cino's* erwähnt, sich selber neben ihm anführt und sich dabei meistens des Ausdruckes bedient: *Cino da Pistoja und sein Freund.* Das vorhin erwähnte Antwortsonett an Dante anlangend, waltet indess ein Zweifel ob. Als *Cino's* Geburtsjahr wird nämlich das Jahr 1270 angegeben. Nun schrieb aber Dante sein fragliches Sonett, auf welches *Cino* geantwortet haben soll, bereits im Jahre 1283, also zu einer Zeit, da sich *Cino* erst in seinem dreizehnten Lebensjahre befand. Da er nun in einem solchen Alter wol nicht das fragliche Sonett gedichtet haben kann, so bleibt es nur übrig anzunehmen: entweder, dass Cino früher geboren worden als nach der gewöhnlichen Annahme erst 1270; oder, dass er sein Sonett erst mehrere Jahre später gedichtet; oder aber, dass dasselbe nicht von ihm herrühre.

Als seinen ersten Freund nennt Dante selber wiederholt seinen Mitbürger *Guido Cavalcanti*, dessen Antwortsonett nach Dante's Zeugniss den Grund zu einer Freundschaft zwischen beiden Dichtern legte, welche erst durch den Tod gelöst werden konnte. Einer adelichen Familie von Florenz entsprossen, war er der Sohn jenes *Cavalcante de' Cavalcanti*, welchen Dante als einen Epicuräer in den höllischen Kreis der Ketzer versetzt. *Guido* war bedeutend

älter als Dante, indem er um das Jahr 1235 geboren sein soll. Er besass bedeutende philosophische Kenntnisse und darf als Dichter als der unmittelbare Vorgänger Dante's betrachtet werden. Letzterer rühmt ihn als den Schöpfer einer neuen poetischen Sprache, als den, der seiner Vorgänger Ruhm verdunkelt:

So nahm der Sprache Ruhm der eine Guido
Dem andern, und vielleicht ist schon geboren,
Der Diesen aus dem Nest wie Jenen treibt.

Diesem Freunde hat Dante seine Jugendschrift gewidmet und stellt ihn, wo er desselben in seinem grossen Gedichte Erwähnung thut, sich selber als ebenbürtig zur Seite. Warum, so lässt er dessen Vater *Cavalcante de' Cavalcanti* fragen, warum ist denn mein Sohn nicht dein Gefährte auf deiner geistigen Wanderung? Irren wir nicht sehr, so ist in diesen Worten die Anerkennung ausgesprochen, dass Cavalcanti's geistige Begabung ebenso hervorragend war, als die unseres Dichters. Dieser Anerkennung entspricht auch das Zeugniss der Zeitgenossen auf das Vollkommenste. Von denselben wird er als ein feingebildeter, talentvoller und in jeder Beziehung sehr bedeutender Mann geschildert, und ein alter Ausleger des Dante nennt ihn nächst Dante das zweite Auge der italienischen Literatur. Ein Jahr nach Dante's Geburt hatte sich Guido mit der Tochter *Farinata's degli Uberti*, des muthigen und energischen Hauptes der ghibellinischen Partei, verehelicht. Er selber war ein ebenso entschiedener Ghibelline als der vorhin erwähnte *Cino da Pistoja*, ja, er nahm unter den Ghibellinen eine sehr hervorragende Stellung ein. *Corso Donati*, das berüchtigte Haupt der guelfischen Partei, fürchtete ihn dermassen, dass er sogar den Versuch machte, ihn auf meuchelmörderische Weise zu beseitigen. Durch seine umfassenden philosophischen Kenntnisse zu einer unbefangenen, freien Denkungsart gelangt, war er, wie sein Vater, in den Ruf eines Epicuräers, d. h. eines Ungläubigen, gekom-

men, was ihn jedoch nicht abhielt, nach heiligen Orten zu wallfahrten. Von seinen letzten Schicksalen und dem Antheil, den Dante daran genommen, werden wir noch später zu reden haben.

Nach seinem eigenen unzweideutigen Zeugniss waren diese zwei Männer die ersten Freunde unseres Dichters. Und es dürfte vielleicht nicht unwichtig sein, auf diese Freundschaft besonders aufmerksam zu machen. Wir haben bereits gesehen, dass Dante durch Geburt, durch Familientradition der guelfischen Partei angehörte. Demgemäss wird allgemein als selbstverständlich vorausgesetzt, er habe derselben Partei, anfänglich wenigstens, auch durch eigene Ueberzeugung angehört, und weil es keinem Zweifel unterliegen kann, dass er in späteren Jahren ein entschiedener Anhänger des Ghibellinismus gewesen, so ist nun gar Vieles darüber geredet, geschrieben und gestritten worden, wann er seine politische Gesinnung geändert habe und von der einen Partei zu der anderen übergetreten sei. Kann es aber, nach seinem eigenen Zeugniss, keinem Zweifel unterliegen, dass zwei der hervorragendsten Anhänger des Ghibellinismus zu seinen ersten Freunden gehört, — zu seinen *ersten*, in beiden Bedeutungen dieses Ausdrucks, — nahm es ferner Dante ernst mit seinem angeführten Worte, dass nur unter ähnlich Gesinnten Freundschaft bestehen könne, — nun, dann werden wir den ghibellinisch Gesinnten wol bereits in dem Jüngling und nicht erst in dem reiferen Manne zu suchen haben. Wie dem aber sei, diese zwei Männer, vorzüglich *Cavalcanti*, haben unstreitig einen nicht unwesentlichen Einfluss sowol auf die dichterische Entwicklung, als auch besonders auf die politische Anschauungsweise des jungen Dichters ausgeübt.

Die zwei genannten waren aber nicht die einzigen Dichter jener Zeit, welche Dante zu seinen Freunden zählte. In einem an Cavalcanti gerichteten Sonett nennt Dante neben jenen beiden auch noch einen dritten:

Du Guido, Lappo und ich, wie sehr
  Wünscht' ich, dass Zauber uns zugleich befinge,
  Zu Schiff uns brächt' und dass die Barke ginge
  Nach eur' — und meinem Willen hin und her,
Dass kein Geschick, kein böses Ungefähr
  Je dürfte lähmen unsers Schiffleins Schwinge,
  Auch, dass wir lebten immer guter Dinge
  Und uns vereint gefielen mehr und mehr.

Dieser *Lappo*, den hier Dante als seinen dritten Freund erwähnt, war der Sohn des bereits genannten berühmten Ghibellinenhauptes *Farinata degli Uberti* und Vater des als Dichter nicht unbedeutenden *Fazio degli Uberti*. Auch in seinem Buche über die Volkssprache hat Dante dieses Freundes ehrenvolle Erwähnung gethan. Als Dichter war er zu seiner Zeit sehr geachtet und das Wenige, das von seinen poetischen Arbeiten auf uns gekommen ist, beweist, dass diese Achtung keine ganz unverdiente gewesen. Dürfen wir annehmen, dass die politische Gesinnung des Vaters auf den Sohn übergegangen ist, so hätte Dante auch seinen dritten Freund unter den entschiedensten Ghibellinen gefunden.

Noch andere Dichter werden neben diesen drei erwähnt, mit welchen Dante in freundschaftlichem Verkehr gestanden sei. So jener *Buonagiunta degli Urbicciani* aus Lucca, dem Dante unter den Schlemmern im *Purgatorio* wieder begegnet, von dessen Dichtungen er aber in seinem Buche über die Volkssprache das Urtheil fällt, sie seien nicht sowol in italienischer Sprache als vielmehr im Lucchesischen Dialecte gedichtet. Die ältesten Commentatoren berichten nahezu einstimmig, Dante sei mit diesem mittelmässigen Dichter befreundet gewesen und habe mit ihm einen poetischen Briefwechsel unterhalten. Der Freundschaft eines anderen Dichters, des *Dino Frescobaldi* aus Florenz, soll, wenn wir *Boccaccio's* Erzählung Glauben schenken wollen, die Wiederaufnahme und Fortsetzung des begonnenen aber wieder liegen gebliebenen Dante'schen Gedichtes zu verdanken sein. Dieser, keineswegs unbedeutende

Dichter soll nämlich, wie *Boccaccio* zweimal berichtet, dem Dante die wiederaufgefundenen sieben ersten Gesänge der göttlichen Komödie mit der dringenden Mahnung zugeschickt haben, das Werk fortzusetzen und zu vollenden. Allein der Erzähler spricht selber einige Bedenken gegen die Thatsächlichkeit dieser Anekdote aus, und es wird sich uns bei Besprechung der Frage nach der Abfassungszeit des grossen Gedichtes zeigen, dass diese Bedenken nur allzu begründet sind.

Die Dichter waren es aber nicht allein, welche mit unserem Dante, mit welchen er freundschaftlichen Verkehr unterhalten. Auch die Freundschaft der ausgezeichnetsten Künstler jener Zeit ist ihm zu Theil geworden. Im elften Gesange des *Purgatorio* erwähnt Dante den berühmten Miniaturmaler *Oderisi von Agubbio,* den in dieser Kunst ebenso berühmten *Franco Bolognese, Giovanni Cimabue,* an dessen Namen und Thätigkeit die dauernde Begründung eines festen Styls der Malerei sich knüpft, dessen grösseren Schüler *Giotto,* den als Architekten, Plastiker und Maler ersten und mächtigsten Maler dieser Zeit, dessen Thätigkeit durch ganz Italien vom venezianischen bis in's neapolitanische Gebiet durch grossartige Compositionen bezeugt wird, dessen überwältigender Einfluss der italienischen Kunst seines Zeitalters auf lange hin den Stempel aufprägte — und diese alle erwähnt Dante auf eine Weise, die nicht allein auf einstige genaue persönliche Bekanntschaft, sondern auch auf freundschaftlichen Verkehr mit ihnen schliessen lässt. Indess fehlt es uns an bestimmten Nachrichten darüber, in welchem Verhältniss Dante zu den drei ersten unter diesen vier Künstlern gestanden. Mit dem grossen *Giotto* hingegen hatte er einen Freundschaftsbund geschlossen, wie denn ein alter Ausleger berichtet, der Dichter habe den Künstler in Padua besucht und sei von ihm mit herzlicher Freude in dessen Hause empfangen worden. Von *Giotto's* Meisterhand rührt auch das jugendliche Bild unseres Dichters her, welches erst im Jahre 1840 an einer Wand der Kapelle des Podestà

zu Florenz wiederaufgefunden ward und welches wahrscheinlich um das Jahr 1290 gezeichnet wurde.

Boccaccio berichtet, Dante habe an Musik und Gesang die grösste Freude gehabt, mit den ausgezeichnetsten Musikern und Sängern jener Zeit sei er befreundet gewesen. Unter diesen nimmt unstreitig die erste Stelle ein jener gefeierte Sänger und Tondichter *Casella*, der, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der alten Commentatoren, Dante'sche Lieder in Musik gesetzt hat. Dante hat ihm im *Purgatorio* (II, 76 ff.) ein rührendes Denkmal seiner Freundschaft gesetzt:

Und aus der Seelenschaar hervor trat eine
Mich zu umarmen mit *so* grosser Liebe,
Dass zur Erwiederung sie mich bewog.
O Schatten, wesenhaft nur für das Auge
Dreimal umwand ich hinter ihm die Hände
Und dreimal führt ich sie zur Brust zurück.
Vor Staunen glaub' ich, dass ich mich verfärbte,
Wesshalb der Schatten lächelnd von mir wich
Und, als ich vorwärts schritt, um ihm zu folgen,
Mich sanft und freundlich abzustehn ermahnte.
Da ward ich, wer er sei, gewahr und bat ihn,
Dass er, mit mir zu reden, etwas weile.
Wie ich im Leib, der sterblich war, Dich liebte,
Erwiedert' er, lieb' ich von ihm getrennt Dich.
Darum verweil' ich; aber warum gehst Du? —
Hierher zurückzukehren, mein Casella,
Sagt' ich darauf, schritt ich zu dieser Reise.
Doch was hat Dir so viele Zeit genommen? —
Und er darauf: Wenn der da abruft, Wen er
Und wann er will, mir diese Ueberfahrt
Mehrfach verwehrt, geschah mir drum kein Unrecht

— — — — — — — — — — — — —

Raubt Dir kein neu Gesetz, sagt ich dagegen,
Des liebevollen Sanges Brauch und Kenntniss,
Der all' mein Sehnen zu beruh'gen pflegte,
So wolle meiner Seele, die begleitet
Vom Leib hierher kam und sich schwer beklemmt fühlt,
Ein wenig Labsal durch Dein Lied bereiten. —

„Die Liebe, die zu mir im Geiste redet,“
Hub er darauf so süss zu singen an,
Dass noch die Süssigkeit mir innen nachtönt.
Mein Meister, sowie ich und jene Seelen,
Die mit ihm kamen, schienen so beseligt,
Als ob nichts Andres uns am Herzen läge.

Nicht so innig scheint das Verhältniss gewesen zu sein, in welchem Dante zu *Belacqua* stand, einem florentinischen Zeitgenossen, der musikalische Instrumente, vorzüglich Zithern, verfertigte, sie künstlich mit Schnitzwerk verzierte und dann wol auch selber darauf spielte. Dante begegnet ihn unter den Säumigen am Fusse des Reinigungsberges wieder und spricht seine verwunderte Freude darüber aus, ihn auf dem Rettungswege zu wissen.

So sehen wir denn unseren Dichter in seiner Jugend schon mit den hervorragendsten Talenten seiner Zeit nicht nur bekannt, sondern auch freundschaftlich mit ihnen verkehrend. Das günstige Schicksal hatte ihm das alles gegönnt, was dem Genius förderlich sein kann. Den gelehrtesten und ausgezeichnetsten Mann seiner Zeit gab es ihm zum Erzieher, die hervorragendsten und gefeiertsten Dichter und Künstler gab es ihm zu Freunden. Wol mochte er aus tiefer Lebenserfahrung reden, als er das Wort sprach, der Mensch könne ohne Freunde keines vollkommenen Lebens sich erfreuen. Zwar wissen wir nicht bestimmt, wie Vieles er dem freundschaftlichen Verkehr mit diesen bedeutenden Männern verdankte; leicht aber lässt sich denken, dass dieser Verkehr, diese Freundschaften, diese Männer keinen ganz unwesentlichen Einfluss auf seine Geistesentwicklung ausgeübt.

In seiner Jugendschrift erwähnt Dante einen ferneren intimen Freund, der zu seiner geliebten *Beatrice* in sehr nahen Beziehungen gestanden. „Es kam Einer zu mir,“ so lauten seine Worte, „es kam Einer zu mir, der nach den Graden der Freundschaft unmittelbar nach dem Ersten *(Guido Cavalcanti)* mir Freund war. Derselbe war mit jener Glorreichen durch die Bande des Blutes so

sehr verbunden, dass Keiner ihr näher stand.“ Wer ist aber damit gemeint? Keine andere Auslegung dieser Worte ist uns bekannt, als die, wonach die Stelle auf *Beatrice's* Bruder, *Manetto Portinari*, sich beziehen soll. Und in der That lassen Dante's Worte kaum eine andere Deutung zu. War er nun mit seiner Geliebten leiblichem Bruder so innig befreundet, — mit welch' seligen Hoffnungen mochte er dann wol sein Herz ernähren! Wie musste dann die Zukunft lieblich und süss seinen Augen entgegenlächeln! Freilich, wir haben es bereits gesagt, wir wiederholen es, Dante's Liebe zu *Beatrice* war nicht sinnlicher, — sie war geistiger Natur. So sehr geistig war sie, diese Liebe, dass der Gedanke, mit der Geliebten seines Herzens noch auf andere als blos geistige Weise verbunden zu sein, ein ehrfurchtsvolles Zittern und Beben in seinem Herzen verursachen mochte. Aber wie? War denn Dante nicht gleichwol ein Mensch von Fleisch und Blut, in dessen Herzen, in dessen Fühlen Sinnliches und Uebersinnliches, Irdisches und Geistiges so geheimnissvoll unzertrennlich sich verbinden? Kann man daher, — muss man daher nicht annehmen, dass auch Dante, ob auch selten und leise nur, auch nach einer anderen Seligkeit, auch nach anderen Freuden sich sehnte, als die, welche eine schlechterdings blos *geistige* Liebe dem Erdenkinde gewähren kann? Wollten wir diess unbedingt läugnen, wir würden dann unseren Dichter der Menschlichkeit entkleiden, zu einem übermenschlichen Wesen ihn machen; oder aber wir müssten aus der rührenden, tiefgefühlten Schilderung seiner Liebe blos die Sprache des Verstandes, nicht aber die Sprache des Herzens, nicht aber die Sprache des Gemüthes heraushören wollen. Dazu wäre aber eine absichtliche Selbstverblendung erforderlich, — eine Selbstverblendung, welche Dante selber ewig zurückweisen würde mit dem Worte:

— Ich bin Einer, der, wenn Liebe
Mich anweht, es bemerk' und in der Weise,
Als sie's im Innern vorspricht, dann verzeichne.

Und wenn er süsse Hoffnungen in seinem Herzen hegte, dann mochte es wohl scheinen, als hätte er mehr als hinreichenden Grund zu dem Glauben, diese seine Hoffnungen einst erfüllt zu sehen.

Doch hatte es das unerbittliche Schicksal ganz anders mit ihm gemeint.

Siebentes Kapitel.

Der doppelte Schmerz.

> Die Augen, die getrauert mit dem Herzen,
> Empfanden so des Weinens herbe Mühn,
> Dass sie sich endlich geben überwunden.
> Jetzt, wenn ich will besänftigen die Schmerzen,
> Die mich allmählig leis zum Tode ziehn,
> Kann ich sie nur durch Klagelaut bekunden.
>
> Vita Nuova, § 23, Canz. IV.

— „Nunmehr beginnen die schmerzvollen Töne.“ Wir haben bis dahin unseren Dichter auf rosigen Wegen begleitet, aber frühe schon beginnen sie dornicht zu werden. Bis dahin sahen wir, wie sein Geist unter der Leitung eines tüchtigen Lehrers, in der Schule der Liebe und im Verkehr mit geistbegabten Freunden gebildet ward. Aber noch eine andere, eine ernstere Schule musste er durchmachen: die Schule des Leidens.

Dante's reine und zärtliche Liebe, in der er sich eine Zeit hindurch so selig gefühlt, bereitete ihm auch einen doppelten, bitteren

Schmerz. Das Glück, die Geliebte seines Herzens in jeder Beziehung *sein* nennen zu dürfen, ist ihm nicht zu Theil geworden. Hat er wol je um *Beatrice's* Hand angehalten? Wir wissen es nicht. Man hat die Vermuthung ausgesprochen, er möge es wol gethan haben, sei aber abgewiesen worden, hauptsächlich weil die Vermögensverhältnisse der beiden Familien allzu ungleich waren, indem die *Portinari* zu den reichsten florentinischen Familien gehörten. Aus einer dunkeln Andeutung Dante's in der *Vita Nuova* könnte man aber vielleicht eher den Schluss ziehen, *Beatrice* habe seine Gefühle nicht unerwidert gelassen, durch sein schüchternes, ehrfurchtsvolles Schweigen habe indess der Dichter selber die süssesten Freuden und das höchste Glück verscherzt. Wie dem aber sei, Dante musste den Schmerz erleben, seine geliebte Beatrice im Besitze eines Anderen zu sehen. Ein reicher Bürger von Florenz, *Simone de' Bardi*, führte sie als Gattin heim.

Der neueste Dantebiograph, *Gregoretti*, behauptet freilich, *Beatrice* sei ledig gestorben. Allein er hat eben unterlassen, diese Behauptung einigermassen zu beweisen. Durch eine Stelle des noch erhaltenen Testaments *Folco Portinari's,* des Vaters *Beatrice's*, datirt vom 15. Januar 1287, steht dagegen die Thatsache der Verehelichung *Beatrice's* fest. Hier nennt *Folco* seine Tochter Beatrice ausdrücklich: „Ehefrau des Herrn *Simone de' Bardi*." Wir erlauben uns, die betreffende Stelle im Wortlaut der Urkunde anzuführen: *Item dominæ Bici filiæ meæ, et uxori domini Simonis de' Bardis reliqui libr. 50, ad floren.*

Aber ihre Verehelichung hat Dante's Liebe zu *Beatrice* weder ertödtet, noch auch geschwächt. Höchstens mochte dieses Ereigniss die Feuerprobe seiner Liebe sein, die sie von allen irdisch-sinnlichen Bestandtheilen reinigte. Dante selber hat dieser für ihn jedenfalls mehr oder weniger niederschlagenden Thatsache mit keinem Worte Erwähnung gethan; nur aus einer einzigen Stelle der *Vita Nuova* (§ 14), wo er von seinem Zusammentreffen mit *Bea-*

trice im Hause einer Neuvermählten redet, — wenn man diess mit der herkömmlichen florentinischen Sitte in Zusammenhang bringt, wonach es Jungfrauen nicht gestattet war, an einem Vermählungsfeste Theil zu nehmen, — nur aus dieser einzigen Stelle kann man schliessen, der Dichter rede von ihr als von einer verheiratheten Frau. Sonst fährt er nach wie vor fort, die Tochter *Folco's* zu lieben, in dieser Liebe zu schmachten, die Schönheit und die Tugend seiner Geliebten in zahlreichen lyrischen Ergüssen zu besingen, als hätten sich die Verhältnisse nicht im Geringsten geändert.

Einer solchen Liebe würde unsere Zeit den Stempel des Unsittlichen, des Verbrecherischen aufdrücken, vollends wenn man in Erwägung zieht, dass diese Liebe auch dann die nämliche blieb, als der Dichter bereits Ehegatte und Vater war. Allein einen im Mittelalter lebenden Mann dürfen wir eben nicht nach dem sittlichen Maasstabe einer späteren, sondern nur nach dem seiner eigenen Zeit beurtheilen. Und die Anschauungen über Liebe oder *Frauendienst* und Ehe waren damals ganz andere, als sie später sich gestalteten. Eine eigenthümliche Art ritterlichen Frauendienstes hatte im Mittelalter in der Provence sich entwickelt und war von den Provençalischen Sängern, den *Troubadours*, auch nach Italien verbreitet worden. Das Verhältniss eines solchen Frauendienstes zur Ehe war ein völlig gleichgültiges, oder gar ein feindliches. Denn der Ritter durfte sich wol dem Dienste irgend welchen Mädchens oder irgend welcher Frau widmen, nur dem der eigenen Frau nicht; der *Troubadour* durfte wol die Tugend und die Schönheit irgend einer beliebigen Dame besingen, nur der eigenen Gemahlin durften seine Lieder nicht gelten. Ob der Ritter, der dem Dienste einer Dame sich widmete, — ob der Sänger, der seine Dame durch Lieder verherrlichte, — ob die Dame, der von einem solchen Ritter gedient, die von einem solchen Dichter besungen wurde, — ob diese verheirathet war oder nicht, darauf kam es

schlechterdings nicht an. Aus dieser Sitte, über die wir kein Urtheil fällen wollen, die aber nun einmal zu Dante's Zeit thatsächlich bestand, — aus dieser Sitte ist Dante's Verhältniss zu *Beatrice*, zur Jungfrau, zur Gemahlin des *Simone de' Bardi,* zur Verklärten zu erklären, und aus derselben Sitte ist es ferner zu erklären, dass Dante in all' seinen poetischen Ergüssen über die eigene Gemahlin ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtet. Dass sich irgend etwas Unsittliches, Gemeines, Unedles in seine ideelle Liebe eingemischt habe, — diesen Gedanken lässt Dante's Charakter, lässt Dante's ganze Schilderung, lassen Dante's Lieder auch nicht im Entferntesten aufkommen. Und wenn ihn doch gleichwohl ein Vorwurf wegen seines späteren Verhältnisses zur Tochter des *Folco Portinari* treffen sollte, so besteht derselbe einfach darin, ein Kind des dreizehnten und nicht des neunzehnten Jahrhunderts gewesen zu sein, die Anschauungen des dreizehnten und nicht die des neunzehnten Jahrhunderts getheilt zu haben, — ein Vorwurf, den Dante mit den grössten und besten Menschen aller Zeiten allenfalls gemeinschaftlich wird tragen müssen und jedenfalls wird tragen dürfen.

Bei so beschaffenen Sitten, unter solchen Verhältnissen konnte denn auch der Schmerz, den Dante darüber etwa empfand, dass er seine Geliebte die Gattin eines Anderen werden sah, kein tiefgehender und tiefempfundener sein. Aber bald musste er einen zweiten, einen grösseren Schmerz erleben. Er hatte seine poetische Leyer auf's Neue zu stimmen begonnen, — er hatte angefangen zu singen:

So lang schon hält die Liebe mich gefangen
Und hat gewöhnt mich, ihrem Dienst zu sinnen,
Dass sie, wie sie erst streng geherrschet innen,
Nun sanft in mir zu walten angefangen.
Denn, wann durch sie mir meine Kraft vergangen,
So dass die Geister alle, scheint's, entrinnen,
Fühlt solche Lust die matte Seele drinnen,
Dass mir darob erbleichen meine Wangen.

Und also stark dann wird in mir die Liebe,
Dass sprechend meine Geister von mir gehen.
Ausziehn sie dann und flehen
Zur Herrin, dass sie mehr des Segens übe.
So geht es, wo ihr Blick mir auch begegnet,
Und ist so reich mit Demuth doch gesegnet — — —

da plötzlich muss er seinen Gesang unterbrechen, um mit dem klagenden Propheten auf Jerusalems Trümmern schmerzlich auszurufen: „Wie sitzet einsam die Stadt, die sonst volkreiche! Sie ist wie eine Wittwe geworden, die Fürstin der Völker!" Denn anstatt die Herrliche fernerhin besingen zu können, muss er nun die Hingeschiedene betrauern; anstatt von der Lebenden zu reden, muss er nun von ihrem Tode berichten. Er thut es aber mit kurzen Worten. „Wenn es vielleicht auch gefallen möchte," sagt er, „gegenwärtig von ihrem Hinscheiden von uns zu reden, so halten mich doch drei Gründe ab, davon zu handeln: erstens, weil diess nicht zu meinem gegenwärtigen Vorhaben gehört, wie aus dem dieser Schrift vorangehenden Vorwort zu ersehen; zweitens, weil, gesetzt auch es würde diess zu meinem gegenwärtigen Plane gehören, meine Feder nicht hinreichen würde, davon, wie es sich geziemt, zu handeln; endlich aber, weil, gesetzt es wäre das Eine und das Andere der Fall, es sich mir doch nicht ziemen würde, davon zu reden, *weil ich in diesem Falle mein eigner Lobredner sein müsste,* was durchaus Tadel verdienen würde." Jedenfalls merkwürdige, aber allerdings dunkele Worte.

Beatrice starb am neunten Juni 1290, in einem Alter von 24 Jahren und zwei Monaten. Auf Dante machte ihr Tod einen niederschmetternden Eindruck. Wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, so wähnte auch der Schwerbetroffene, Alles müsse mit ihm fühlen, Jedermann seinen Schmerz mit ihm theilen. In diesem Wahne fieberischer Aufregung schreibt er den angesehensten Männern seiner Vaterstadt einen Trauerbrief, den er mit den Worten Jeremias beginnt: „Wie sitzet sie so einsam, die Stadt, die sonst

volkreiche!" Dann ergiesst er in Thränen und wehmüthigen Liedern seinen Schmerz. „Weh mir!" so ruft er in einem derselben aus,

Weh' mir! Solch eine Schaar von Seufzern schicket
Das Herz hervor aus der Gedanken Heer,
Dass meine Augen matt sind und nicht mehr
Den anschaun können, welcher sie anblicket,
Und nur ein Doppelwunsch sich d'rin ausdrücket,
Zu weinen und zu äussern die Beschwer;
Und gar nicht selten weinen sie so sehr,
Dass Liebe mit dem Marterkranz sie schmücket.
Und die Gedanken dann und Seufzer üben
So quälende Gewalt in meinem Herzen,
Dass Liebe dort erstarrt von Qualgefühl;
Denn in sich tragen jene, voller Schmerzen,
Der Herrin süssen Namenszug geschrieben
Und Jammerwort' um Ihr Verscheiden viel.

Von dem Schmerze, in welchen der Dichter durch den Verlust seiner Geliebten versetzt wurde, entwirft sein frühester Biograph, *Boccaccio*, folgendes Bild: „Nach Ihrem Scheiden war Dante so schmerzerfüllt, so betrübt, seine Thränen flossen so reichlich, dass viele seiner nächsten Verwandten und Freunde besorgten, nur der Tod würde dem Allem ein Ende machen. Und sie meinten, er würde dem Tode schell entgegeneilen, da sie sahen, dass er den Aufmunterungen und Tröstungen, die ihm dargereicht wurden, kein Ohr leihen wollte. Seine Tage waren den Nächten, — seine Nächte den Tagen gleich; keine Stunde, weder des Tags noch der Nacht, verging ihm ohne Klagen, Seufzer und reichliche Thränenfülle. Es schienen seine Augen zwei reiche Quellen hervorfliessenden Wassers, so dass die Meisten darüber staunten, wo er so viel Feuchtigkeit her hätte, die zu seinem Weinen hinreichte. Wie wir aber sehen, dass die Leidenschaften mit der Zeit erträglicher werden und dass gleichfalls Alles mit der Zeit sich schwächt und zu Ende geht: so geschah es auch, dass Dante in etlichen Monaten sich daran gewöhnte, an *Beatrice's* Tod ohne Thränen zu denken, und mit ge-

sunderem Urtheile, nachdem der Schmerz einigermassen der Vernunft gewichen war, begann er einzusehen, dass weder Thränen noch Seufzer noch irgend sonst etwas ihm die Verlorene wiederzugeben vermochten. Darum schickte er sich an, den Verlust ihrer Gegenwart geduldiger zu ertragen. — Aber schon war er, theils durch das Weinen, theils durch die innere Betrübniss des Herzens, theils weil er keine Sorge mehr zu sich hatte, so weit gekommen, dass er äusserlich den Anblick eines Wilden gewährte: mager, bärtig und ganz anders, als er sonst zu sein pflegte, so dass sein Anblick nicht allein seinen Freunden, sondern Allen, die ihn sahen, Mitleid einflösste, obschon er sich, so lange sein thränenreiches Leben währte, fast nur seinen Freunden zeigte." — Diese Schilderung trägt allerdings ganz den ausschmückenden Charakter des Decameronischen Novellendichters, im Wesentlichen scheint sie uns aber mit Dante's eigenen Angaben übereinzustimmen.

Aber Dante's Liebe ward nicht mit der sterblichen Hülle ihres Gegenstandes zu Grabe getragen, vielmehr ward sie, wie die Geliebte selber, von Fleisch zu Geist erhoben. Die vielleicht bis dahin theilweise noch sinnliche Liebe ward fortan zu einer rein geistigen, — die irdische Liebe ward fortan zu einer himmlischen. Fortan hat *Beatrice,* wie in der Wirklichkeit, so auch in Dante's Geiste alles irdische Wesen abgestreift und ist zu einer erhabenen Idee geworden, die ihn über das Irdische erhebt. Wie die Sterbliche einst ein höheres Bewusstsein in seinem Inneren wach gerufen, so erweckt nun die Verklärte das Gottesbewusstsein in seinem Busen. Wie die Sterbliche einst eine Führerin auf dem Wege der Tugend ihm gewesen, so ist nun die Verklärte eine Führerin zu Gott ihm geworden. Hatte ihm einst die Sterbliche die Herrlichkeit Gottes im Reiche der Natur erschlossen, so eröffnet ihm die Verklärte einen Blick in die Gottesherrlichkeit im Reiche der Gnade. Ob auch der Tod seine unerbittliche Hand ausgestreckt, dennoch fühlt sich Dante nicht von seiner Geliebten getrennt; sie lebt ihm ein

doppeltes Leben: sie lebt ihm unter den Engelschaaren auf des Himmels Höhen, — sie lebt ihm aber auch auf Erden mit seiner Seele. Er kann zwar, — er will zwar sich nicht rühmen, ihrem Andenken ununterbrochen treu geblieben zu sein; rühmen kann er sich aber, zu ihrem Andenken zurückgekehrt zu sein, — rühmen kann er sich, ihr ein unvergleichliches Denkmal errichtet zu haben. Die Erinnerung an die Verklärte erweckt ihn aus dem Taumel der Welt, — erweckt ihn aus den Verwirrungen des Parteitreibens, — zieht seinen Geist zur Betrachtung des Ewigen empor, leitet ihn zuletzt auf den Weg, wo er den Frieden des Herzens findet. „Du hast,“ so kann er zuletzt von *Beatrice* rühmen,

„Du hast vom Sclaven mich auf allen Wegen,
In allen Weisen, über die Gewalt
Gewährt Dir war, hinangeführt zur Freiheit.“

DRITTES BUCH.

DER BÜRGER UND STAATSMANN.

Erstes Kapitel.

Tröstungen.

Es zeigt sich als des traur'gen Herzens Leben
Ein lieblicher Gedanke, welcher zieht
Oft zu dem Thron des Herrn von euren Reichen,
Allwo er eine Frau verherrlicht sieht,
Von der so süsse Kund' er mir gegeben,
Dass meine Seele sprach: ‚Ich möcht entweichen.'
Und jetzt erscheinet, der ihn will verscheuchen
Und mich beherrschet mit so mächt'ger Kraft,
Dass sichtbar bebt mein Herz vor dem Entzücken;
Der machet fest auf eine Frau mich blicken
Und sagt: ‚Wer sehen will, was Heil verschafft,
Der suche diese Herrin zu betrachten,
Besorgt er nicht, in Seufzern hinzuschmachten!'

Convito, Canzone I, 2.

Wunden wie die, welche *Beatrice's* Verlust unserem Dichter geschlagen, sind nicht in wenigen Tagen geheilt. So verging es denn geraume Zeit, bevor sein anfangs grenzenloser Schmerz über der Geliebten Tod etwas nachzulassen begann. Ein volles Jahr war seither vergangen und noch hatte seine Seele keinen Trost gefunden, noch lag sein Gemüth in dumpfem Schmerz darnieder. An Tröstungen fehlte es ihm freilich nicht, aber lange weigerte sich das wunde Herz, solche anzunehmen. Mit der Zeit indess fanden diese Tröstungen, welche die Welt ihm darbot, Eingang in sein Herz.

Die gleiche Macht, die so tief ihn gebeugt, die gleiche Macht sollte ihn auch wieder aufrichten. Die Liebe, die das Gemüth ver-

wundet, sie sollte dasselbe in verjüngter Gestalt wieder heilen. So folgte denn auf die erste eine zweite Liebe. Ueber Entstehung und Verlauf derselben lassen wir am Besten ihn selber sprechen.

Etwas mehr als ein Jahr war seit *Beatrice's* Tode vergangen, — „da stand ich," so berichtet Dante in der *Vita Nuova*, „da stand ich an einem Orte, allwo ich an die vergangene Zeit gedachte, und ich war sehr nachdenklich und die schmerzlichen Gedanken, die meine Seele erfüllten, prägten meinem Aeusseren den Stempel entsetzlichsten Verzagens auf. Daher erhob ich, als ich meiner inneren Qual mir bewusst ward, die Augen, um zu sehen, ob irgend Jemand mich bemerken würde. Und ich sah eine edle Dame, jung und ausnehmend schön, welche aus einem Fenster sehr mitleidsvoll, ihrem Anscheine nach, mich betrachtete, so dass alles Erbarmen in ihr vereinigt zu sein schien. Wie nun die Betrübten, wenn sie Anderer Mitgefühl wahrnehmen, eher in Thränen ausbrechen, so fühlte auch ich darauf, wie meine Augen mit Thränen sich füllten. In der Besorgniss daher, mein elendes Leben zu verrathen, entfernte ich mich aus den Augen dieser edlen Dame. Und ich sprach dann bei mir selber: ‚Es kann anders nicht sein, von der edelsten Liebe muss diese mitleidsvolle Dame erfüllt sein.' — — Nun geschah es, dass, wo immer diese Dame mich sah, ihre Mienen einen mitleidigen Zug annahmen und ihr Anblick sich verfärbte auf eine Weise, als würde diess von Liebe bewirkt; daher gedachte ich wiederholt meiner edelsten Herrin, die sich mir ebenfalls immer bleichen Antlitzes gezeigt hatte. Und wahrlich, mehrmals, wenn ich weder weinen noch sonst meinen Kummer ausschütten konnte, ging ich hin, diese mitleidige Dame zu sehen, die durch ihren Anblick meinen Augen Thränen hervorzulocken schien. — — Und durch den Anblick dieser Dame kam ich so weit, dass meine Augen allzusehr sich daran zu ergötzen begannen. — — Der Anblick dieser Dame änderte meinen Zustand dermassen, dass ich oftmals an sie dachte als an Eine, die nur allzuviel mir gefallen würde. Und ich

dachte von ihr: ‚Das ist eine edle, schöne, junge und weise Dame, vielleicht ist sie mir auf Amors Geheiss erschienen, auf dass mein Leben zur Ruhe gelange. Und mit grösserer Liebe noch dachte ich oftmals daran, so dass auch das Herz diesen Gedanken beistimmte.“

Doch redet dieses Herz meistens eine andere Sprache, — eine Sprache, die ihn zur Treue gegen die Verklärte ermahnt. Dante besteht einen inneren Kampf. Die alte Liebe wird eine Zeit lang durch die neue besiegt und zum Verstummen gebracht, aber nur um endlich doch wieder die Oberhand zu gewinnen.

Wer ist sie nun, diese edle Dame, die dem Dichter eine Trösterin geworden? Wir werden bald sehen, wie er sie in einer späteren Schrift als eine rein allegorische Person aufgefasst wissen will. Und eine allegorische Person ist sie allerdings. Allein es frägt sich gleichwohl: Ist diese mitleidige Dame *blosse* Allegorie, oder aber ist sie, gerade wie die Tochter des *Folco Portinari*, eine reale und zugleich eine allegorische Person, d. h. zunächst ein wirkliches weibliches Wesen von Fleisch und Blut, welchem Dante's tiefsinniger Geist hernach eine symbolische Bedeutung beilegte? Nicht viele zwar, aber doch sehr hervorragende Danteforscher haben diese Frage in ersterem Sinne beantwortet und in der mitleidigen Dame ein blosses Symbol gesehen. Wir können dem nicht beistimmen. Die ganze Schilderung Dante's in der *Vita Nuova* nöthigt uns, nach wiederholtem Nachdenken, bei dieser mitleidigen Dame zunächst an eine reale Person zu denken. Und es stimmt diese Auffassung mit der ganzen Art Dante'scher Allegorisirung überein. Seinen Symbolen, seinen Allegorien liegen durchgängig wirkliche Persönlichkeiten zu Grunde. Daher wird man wol auch hier an eine wirkliche Person denken müssen, zumal Dante in der *Vita Nuova* in solchen Ausdrücken von ihr redet, wie er sie bei einer blossen Allegorie wol schwerlich gebraucht haben würde.

Wer aber diese Dame gewesen, welche in des Dichters Herzen an *Beatrice's* Stelle sich gedrängt, darüber können nur Vermuthungen aufgestellt werden. Man hat an *Gemma Donati*, Dante's nachherige Gemahlin denken wollen und zur Unterstützung dieser Annahme darauf hingewiesen, dass die Häuser der Alighieri und Donati benachbart waren. Allein aus diesem einzigen Umstande einen solchen Schluss ziehen zu wollen, scheint doch mehr als gewagt. Wie dem aber sei, als gesichert können wir das Eine betrachten, dass der Dichter nach dem Verlust seiner *Beatrice* durch eine zweite Liebe zuerst wieder getröstet wurde.

Hier fand er freilich weder einen dauernden Trost, noch auch völlige innere Ruhe. Mit den neuen kämpften die alten Gefühle in seinem Inneren und in seiner zweiten Liebe erblickt sein tieffühlendes Herz eine Untreue gegen die Verklärte. Kaum hat er den grenzenlosen Schmerz einigermassen überwunden, — da sieht er sich bald in ein ihm bis dahin unbekanntes Gebiet versetzt, — in *das* Gebiet, wo innere Kämpfe beginnen. Die Verirrungen, die Leidenschaften können seinem Herzen keinen wahren Trost gewähren.

Trost suchend wendet er den Studien sich zu. „Wie mir," so hat er später selber berichtet, — „wie mir das erste Ergötzen meiner Seele verloren gegangen, da ward ich mit solcher Traurigkeit erfüllt, dass kein Trost mir frommte. Nach einiger Zeit jedoch besann sich mein Geist, der Heilung suchte (weil weder die Tröstungen, die ich mir selber zusprach, noch auch die, welche Andere mir darboten, etwas nützten), darauf, jenen Weg einzuschlagen, den ein anderer Betrübter, um Trost zu suchen, schon eingeschlagen. Und ich begann jenes von Wenigen gekannte Buch des Boëthius zu lesen, in welchem er, gefangen und verbannt, sich getröstet hatte. Und als ich überdiess hörte, dass Tullius ein anderes Buch geschrieben, worin er, über die Freundschaft handelnd, Worte des Trostes für Lälius, einen ausgezeichneten Mann,

beim Tode seines Freundes Scipio gesprochen hatte, schickte ich mich an, es zu lesen. Und ob es mir auch anfänglich schwer ward, in ihren Sinn einzudringen, so drang ich zuletzt doch wenigstens so weit ein, als die Sprachkunde, die mir zu Gebote stand, und etwas eigenes Nachdenken es vermochten, — durch welches Nachdenken ich bereits Manches wie im Traume erkannt hatte, wie man in der *Vita Nuova* sehen kann. Und, wie es zu geschehen pflegt, dass der Mensch Silber sucht und wider Erwarten Gold findet, welches eine verborgene Ursache, wol nicht ohne göttliche Leitung, ihm darbietet: so fand auch ich, der ich mich zu trösten suchte, nicht nur ein Heilmittel für meine Thränen, sondern auch Worte von Schriftstellern, von Wissenschaften und von Büchern. Ueber welche Worte nachdenkend, urtheilte ich wol, dass die Philosophie, der Liebesgegenstand dieser Schriftsteller, dieser Wissenschaften, dieser Bücher, ein hohes Gut sein müsste. Und ich stellte sie mir wie eine edle Dame vor und konnte ihr in Gedanken keinen anderen Ausdruck beilegen, als den des Mitleides, wesshalb der Sinn für Wahrheit sie so gern anschaute, dass ich ihn von ihr kaum abwenden konnte. Diese Vorstellung bewog mich, dorthin zu gehen, wo sie sich wahrhaft zeigte, nämlich in die Schulen der Geistlichen und zu den Disputationen der Philosophen, so dass ich innerhalb einer kurzen Zeit, etwa von dreissig Monden, so sehr ihre Süssigkeit zu schmecken begann, dass die Liebe zu ihr jeden anderen Gedanken verscheuchte und zerstörte."

In den Studien also, zumal in den philosophischen, suchte und fand er — eine Zeit lang wenigstens — jenen Trost, den er nirgends sonst zu finden vermochte. Wie emsig und anhaltend er den gelehrten Studien oblag, davon ist schon jene Stelle ein Beweis, wo Dante von einem erlebten Augenübel berichtet. „Durch allzugrosse Anstrengung des Gesichtes beim Eifer im Lesen schwächte ich meine Sehkraft dermassen, dass mir die Sterne alle von einer gewissen Dämmerung beschattet schienen. Und durch lange Ruhe an

dunkeln und kalten Orten, sowie durch Abkühlung der Augen mit klarem Wasser, erlangte ich die verlorene Kraft wieder, so dass der frühere gute Zustand des Gesichtes zurückkehrte.“ Mit welchem Erfolg er diese Studien betrieb, das geht aber aus seinen Werken, vorzüglich aus seinem grossen Gedichte hervor. Dieselben zeigen, dass er sich das gesammte Wissen seiner Zeit, namentlich auf philosophischem, theologischem und naturwissenschaftlichem Gebiete, angeeignet und dasselbe auf eine erstaunliche Weise beherrschte. Und es kann wol keinem Zweifel unterliegen, dass die Zeit, zu welcher er so ausgebreitete Kenntnisse sich erwarb, in die Jahre fällt, die auf Beatrice's Tod folgten.

Von Dante's zweiter Liebe, sowie von seiner Beschäftigung mit philosophischen Studien werden wir, da sie mehr zu seiner inneren Entwickelungsgeschichte gehören, weiter unten ausführlicher zu reden haben. Hier sollte nur davon gehandelt werden, sofern Dante dadurch über den Verlust seiner Geliebten getröstet wurde.

Eine andere Art von Trost suchten seine Verwandten ihm zu bereiten. „Wie diese sahen,“ so berichtet *Boccaccio*, „dass er ihrem Zuspruch sein Ohr zu leihen begann, da beriethen sie sich, um ihn nicht allein von seinen Schmerzen völlig zu befreien, sondern auch, um ihm neue Freuden zu verschaffen, ihn zu veranlassen, in die Ehe zu treten, auf dass, wie die verlorene Dame eine Quelle des Schmerzes ihm gewesen, so die neugewonnene ihm eine Quelle der Freuden sein möchte. Und als sie eine Jungfrau fanden, deren Stand zu dem seinigen passte, da offenbarten sie ihm mit Gründen, welche ihnen die überredendsten schienen, ihre Absicht. Nach langem Widerstreben gab er zuletzt nach und verehelichte sich.“

Seine Verehelichung mit *Gemma Donati* erfolgte im Jahre 1292, als sich Dante in seinem siebenundzwanzigsten Lebensjahre befand. Wir haben nun auf sein Familienleben und auf seine Familie einen flüchtigen Blick zu richten.

Zweites Kapitel.

Die Familie.

> **Der Mensch ist von Natur ein geselliges Wesen; zu seiner Genüge verlangt er die häusliche Gesellschaft der Familie.**
>
> **Convito. l. IV, c. 4.**

Zu den mächtigsten und hervorragendsten florentinischen Familien gehörten in dieser Zeit die *Donati*, eine Familie, welche an der Spitze der einen unter den zwei neuentstandenen Parteien der Schwarzen und der Weissen stand. Das Haupt derselben war *Corso Donati*, ein Mann, von welchem sein Zeitgenosse, *Dino Compagni*, folgendes Bild entwirft: „Ein Ritter, dem römischen Catilina ähnlich, aber noch grausamer, aus edlem Geblüt, von angenehmem Aeussern, im Reden freundlich, fein gesittet, von scharfem Verstande, beständig auf Böses sinnend, der ein grosses Gefolge loser Krieger hatte, machte sich vieler Mordbrennereien und Diebereien schuldig, erwarb sich viel Habe und stieg zu hohem Ansehen. Es war diess *Corso Donati*, seines Stolzes wegen der Baron genannt, so dass, wenn er durch die Stadt ging, Viele ausriefen: ‚Es lebe der Baron!‘ und es hatte den Anschein, als würde die Stadt ihm angehören. Die Ruhmsucht leitete ihn.“

Zwischen Dante und einem solchen Manne konnte nun, wie leicht zu denken, keine Gemeinschaft bestehen. Nicht lange ging's, und die zwei Männer standen einander feindlich gegenüber.

Und doch hatte sich Dante durch seine Heirath mit eben dieser Familie verschwägert! Seine Gemahlin *Gemma* war die Tochter des *Manetto Donati*. Allerdings scheint sie nicht dem nämlichen Familienzweige angehört zu haben, dem *Corso* angehörte.

Gleichwol darf aber als sicher angenommen werden, dass sie mit *Corso Donati* verwandt war, obgleich wir den Verwandtschaftsgrad zwischen *Manetto* und *Corso* nicht anzugeben vermögen.

So erwünscht es uns auch sein müsste, vom Dichter selber einige Andeutungen über sein Familienleben und über den Charakter seiner Gemahlin zu erhalten, so sehen wir uns hier doch von ihm gänzlich verlassen. Wie wir schon früher gelegentlich bemerkten, hat Dante hierüber ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtet. Auch aus seinen ältesten Biographen ist in dieser Hinsicht wenig Gewinn zu ziehen. Es fehlt allerdings bei denselben nicht an betreffenden Notizen, allein diese Notizen scheinen alle aus Einer — und zwar hier höchst unzuverlässigen — Quelle, nämlich aus *Boccaccio* geflossen zu sein. Dürfen wir dem Berichte dieses Letzten Glauben schenken, so wäre die Ehe unseres Dichters eine in hohem Grade unglückliche zu nennen. Nachdem sich nämlich der Verfasser des Decameron in seiner breiten Geschwätzigkeit über die Leiden des Ehestandes, zumal für die, welche den wissenschaftlichen Studien sich widmen, ergangen, erzählt er, Dante habe sich einst von seiner Gemahlin (welche, nach *Boccaccio's* Schilderung zu schliessen, eine wahre *Xantippe* gewesen wäre) getrennt und nie mehr habe er zu ihr gehen, noch auch dulden wollen, dass sie zu ihm käme. Aus diesem Berichte ohne Zweifel schöpfend und denselben verschärfend erzählt ein späterer Biograph, *Giannozzo Manetti:* „Dante führte eine Gemahlin aus der erlauchten Familie der Donati heim, Namens *Gemma*, eine überaus mürrische Frau, gerade so wie von Xantippe, der Gemahlin des Philosophen Socrates, berichtet wird."

Nun fehlt es bis auf die neueste Zeit nicht an solchen, welche diesen Berichten Glauben beizumessen geneigt sind. Und allerdings lassen sich dafür einige Gründe anführen. Will man vorerst nicht annehmen, die *mitleidige Dame*, von welcher Dante in der *Vita Nuova* redet, sei dessen nachmalige Gemahlin gewesen, so

dürfte angenommen werden müssen, seine Ehe mit *Gemma* sei nicht aus Herzensneigung geschlossen, sie sei vielmehr von den Verwandten *gemacht* worden. Aus diesem Umstande würde freilich noch nicht die *Nothwendigkeit*, immerhin aber die *Möglichkeit* einer unglücklichen Ehe sich ergeben. Es wird ferner darauf aufmerksam gemacht, dass sich der Dichter mit der Familie, welcher seine Gemahlin angehörte, politisch verfeindete, was auch auf das gegenseitige Verhältniss der beiden Ehegatten nicht ohne nachtheiligen Einfluss geblieben sein möge. Auch das bereits erwähnte consequente Stillschweigen des Dichters über seine Gemahlin wird zur Unterstützung dieser Annahme angeführt. Endlich hat man auf Dante's Charakter hingewiesen und die Behauptung ausgesprochen, dass er überhaupt nicht zum Ehemann taugte.

Allein das Alles reicht denn doch noch lange nicht hin, um auf Dante's Familienleben einen Schatten zu werfen. Vor Allem muss dem bezüglichen Berichte *Boccaccio's* durchaus alle Glaubwürdigkeit abgesprochen werden. Denn es liegt auf der Hand, wie uns scheint, dass der Novellendichter das Anekdötchen — und zwar zu Gunsten seiner Theorie, die Ehe sei nicht für die Philosophen — rein erfunden hat. Dazu wird seinem Berichte von anderen Biographen entschieden widersprochen. Zwar wenn der elende *Filelfo* berichtet: „In seiner Jugend führte er eine sehr vermögliche, schöne, züchtige und edle Gemahlin heim, der *Donati'*schen Familie entsprossen, Namens *Gemma* und in der That an Sitten und Gestalt eine wahre Gemma" (Gemma = Edelstein), so möchte darauf wenig Gewicht zu legen sein, da sich der Berichterstatter durchgängig als höchst unzuverlässig erweist und die angeführte Bemerkung den Eindruck hinterlässt, sie verdanke ihre Entstehung der eiteln Liebe zu einem rhetorischen Wortspiele. Schwerer hingegen fällt ins Gewicht, dass *Leonardo Aretino*, der jedenfalls mehr Glauben als *Boccaccio* verdient, von Dante's unglücklicher Ehe nicht nur nichts weiss, sondern auch seinem Vor-

gänger offen widerspricht und Dante's eheliches Leben als ein sittsam-freundliches bezeichnet. Und irren wir nicht sehr, so wird diess Letztere eben durch Alles, was wir in dieser Hinsicht wissen, bekräftigt. Aus der Art, wie diese Ehe zu Stande gekommen, lässt sich nun einmal kein Schluss ziehen, denn abgesehen davon, dass wir hierüber nichts Bestimmtes wissen, hängt das Eheglück nicht unbedingt von den Motiven ab, die bei Schliessung der Ehe obgewaltet haben mögen. Dass Dante zum Ehemanne nicht taugte, ist eine einfache Behauptung, — eine Behauptung, die jeden Grundes entbehrt. Dass in des Dichters Werken der eigenen Gemahlin niemals Erwähnung geschieht, diess ist nach dem über mittelalterlichen Frauendienst früher Bemerkten völlig erklärlich, — man möchte sagen ganz natürlich. Zudem fehlt es denn doch nicht völlig an Andeutungen. Wenn Dante im Paradiese (XVII, 55 ff.) sich weissagen lässt:

Verlassen wirst Du all die lieben Dinge,
Die Dir am theuersten — und dieser Pfeil wird
Der erste sein von der Verbannung Bogen, —

so möchte man denn doch fragen, *wer* denn hier gemeint sei? Uns will es gar nicht fraglich scheinen, dass der Dichter hier von seiner Frau und von seinen Kindern redet, dass er *diese* als das ihm auf Erden Liebste und Theuerste bezeichnet. *Corso*, das Haupt der Familie *Donati*, stand freilich als einer der entschiedensten politischen Gegner des Dichters da. Aber nur ein beschränkter Geist wird die Feindschaft auf Dritte, — auf Unschuldige, übertragen. Ein solcher Geist war aber Dante nicht. Erwähnt er doch (*Purgatorio* XXIII, 76 ff.) *Forese Donati*, den Bruder des *Corso*, als eines Freundes, mit dem er vertrauten Umgang gepflogen,

— Rufst Du Dir ins Gedächtniss,
Wie Du mit mir und wie mit Dir ich lebte,
So wird Dich die Erinn'rung *noch* beschweren.

Hat er doch *Corso's* Schwester, *Piccarda*, in sein Paradies versetzt und auf eine Weise von ihr geredet, die auf ein innig-liebliches Verwandtschaftsverhältniss schliessen lässt:

> Auf Erden war ich gottverlobte Jungfrau,
> Und wenn Du Dein Gedächtniss noch befragest,
> Kann mich vermehrte Schönheit Dir nicht bergen,
> Und als Piccarda wirst Du mich erkennen,
> Die mit den andren Seligen hier selig —

und im *Purgatorio* (XXIV, 13 ff.) lässt er *Forese* von ihr sagen:

> Schon freut sich triumphirend ihrer Krone
> Dort droben im Olympe meine Schwester,
> Die schön und gut, ich weiss nicht welches mehr, war.

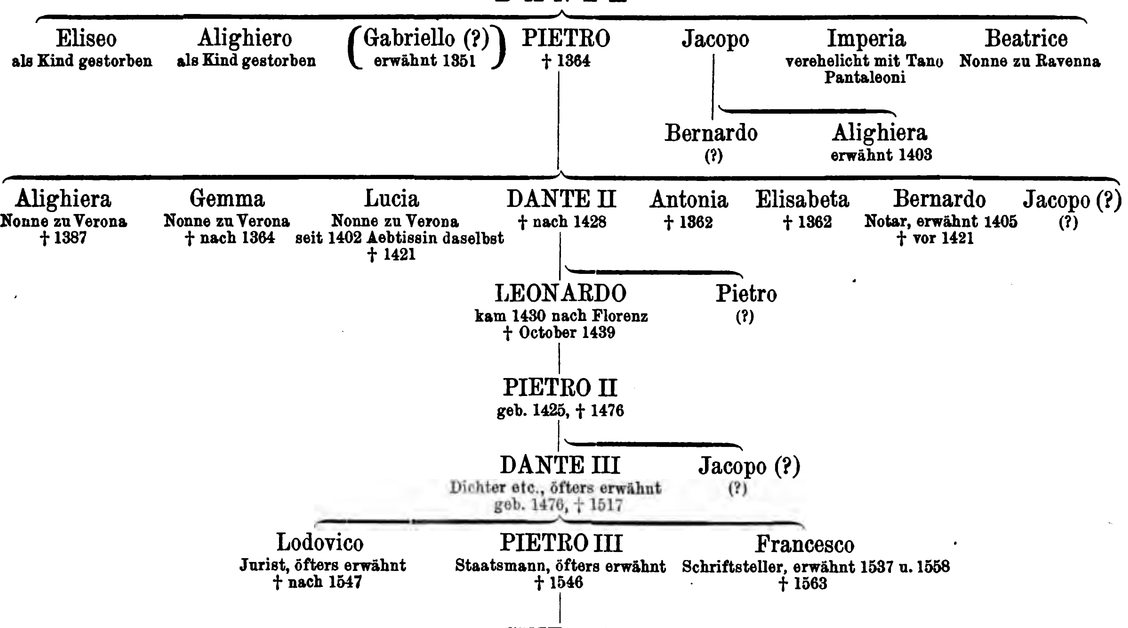
Ausserdem wird, wenn man die Erzählung des Decameronischen Novellisten ausschliesst, auch nicht ein einziger Zug von Dante's Gemahlin berichtet, der irgend welchen Schatten auf ihren Charakter werfen würde. Was *Boccaccio* selber von ihr weiter berichtet, dass sie, mit dem Wenigen, das sie aus dem Schiffbruch der Glücksgüter ihres Gemahls gerettet, sich selber und ihre Kinder sehr knapp durchzubringen suchte, das sind Züge, wie sie nur auf eine treue Gattin und besorgte Mutter, nicht aber auf eine *Boccaccio*'sche Xantippe passen.

Mehr als Alles spricht aber für das einträchtige und glückliche eheliche Leben des Dichters die zahlreiche Kinderschaar, womit seine Ehe gesegnet wurde. Es sind aus dieser Ehe sechs, vielleicht sieben Kinder, vier, nach Anderen fünf Söhne und zwei Töchter hervorgegangen. Von Ersteren starben zwei, *Eliseo* und *Alighiero* noch als Kinder; die anderen, *Pietro*, *Jacopo* (und *Gabriello*?), haben den Vater überlebt. *Pietro* studirte die Rechtswissenschaften, erwarb sich grossen Ruhm, ward ein wohlhabender Mann und liess sich in Verona nieder, woselbst er hohe Aemter bekleidete. Unter seinem Namen hat sich ein Commentar über die göttliche Komödie erhalten, dessen Aechtheit indess streitig ist.

Jacopo hat seinen Sitz in Florenz genommen und die Zurückgabe eines Theils seiner väterlichen Güter erlangt. Auch ihm wird ein Commentar über den ersten Theil des grossen Gedichtes seines Vaters zugeschrieben. Als dritter Sohn wird öfters ein *Gabriello* aufgeführt, dessen im Jahr 1351 Erwähnung geschieht. Wahrscheinlich hat aber Dante selber von diesem ihm in späteren Zeiten zugeschriebenen Sohne nichts gewusst. Eine Tochter Dante's, *Imperia*, ward die Gemahlin des *Tano Pantaleoni;* Näheres ist weder über sie, noch über ihren Gemahl bekannt. Die andere Tochter des Dichters, welche er, wohl zum Andenken an seine Jugendgeliebte, *Beatrice* nannte, ward Nonne im Sanct-Stephan-Kloster zu *Ravenna*, woselbst sie im Jahr 1350 noch am Leben war.

Das Geschlecht Dante's ist, soweit bekannt, nur von seinen Söhnen *Jacopo* und *Pietro* fortgepflanzt worden. Der Erste hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die keine weitere Nachkommenschaft hinterlassen zu haben scheinen. *Pietro* hatte unter anderen einen Sohn, der den Namen seines unsterblichen Grossvaters trug und dessen Geschlecht bis um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts sich fortpflanzte. Von der ganzen Nachkommenschaft des Dichters lebte um diese Zeit nur noch eine Jungfrau, *Ginevra*, welche im Jahr 1549 mit dem Grafen *Antonio Sarego* von Verona sich verehelichte, in dessen Familie Dante's Geblüt bis auf die jetzige Zeit sich erhalten hat.

Da wir später auf diesen Gegenstand zurückzukommen keine passende Gelegenheit mehr finden werden, fügen wir hier noch den Stammbaum der Nachkommen Dante's bei:


DANTE
Eliseo
als Kind gestorben
Alighiero
als Kind gestorben
(Gabriello (?)
erwähnt 1351)
PIETRO
† 1364
Jacopo
Imperia
verehelicht mit Tano Pantaleoni
Beatrice
Nonne zu Ravenna
Bernardo
(?)
Alighiera
erwähnt 1403
Alighiera
Nonne zu Verona
† 1387
Gemma
Nonne zu Verona
† nach 1364
Lucia
Nonne zu Verona
seit 1402 Aebtissin daselbst
† 1421
DANTE II
† nach 1428
Antonia
† 1362
Elisabeta
† 1362
Bernardo
Notar, erwähnt 1405
† vor 1421
Jacopo (?)
(?)
LEONARDO
kam 1430 nach Florenz
† October 1439
Pietro
(?)
PIETRO II
geb. 1425, † 1476
DANTE III
Dichter etc., öfters erwähnt
geb. 1476, † 1517
Jacopo (?)
(?)
Lodovico
Jurist, öfters erwähnt
† nach 1547
PIETRO III
Staatsmann, öfters erwähnt
† 1546
Francesco
Schriftsteller, erwähnt 1537 u. 1558
† 1563
GINEVRA
verehelichte sich im Jahr 1549 mit dem Grafen Marc' Antonio Sarego von Verona.

Drittes Kapitel.

Waffenthaten.

> **Aufbrechen sah ich Ritter manches Mal**
> **Zum Sturme, oder ihre Kunst zu proben,**
> **Zu Zeiten auch, um sich durch Flucht zu retten.**
> **Landsknechte sah ich Eu'r Gebiet durchstreifen,**
> **O Aretiner, und viel Reitertruppe,**
> **Wettkämpfe sah ich und ich sah Turniere.**
> **Drommeten gaben bald, bald gaben Glocken,**
> **Bald Trommeln den Befehl, bald von den Burgen**
> **Signale, heimischer und fremder Weise.**
> **Inferno XXII, 1 ff.**

Die Liebe hat Dante's Geist nicht erschlafft, sie hat ihm vielmehr neue Schwingen verliehen. Sein Leben ist aber nicht in der Liebe aufgegangen, noch auch hat es sich auf die Familie, auf das Haus beschränkt. „Was die alten griechischen Dichter und Schriftsteller so ausserordentlich hob, was ihren Ansichten die siegende Wahrheit und Lebendigkeit, ihren Schilderungen das warme Colorit gab, das ward auch Dante zu Theil, nämlich ein mannigfach bewegtes Staatsleben.“ Ereignisse der erschütterndsten Art, Begebenheiten von welthistorischer Bedeutung waren seit seiner ersten Kindheit an seinen Augen vorübergegangen, schon bevor er am öffentlichen Leben seiner Vaterstadt, seines Vaterlandes thätigen Antheil nahm. Von Mord und Brand, von Gräuelthaten jeglicher Art hatte er von Jugend auf sich umgeben gesehen. In zahlloser Menge bot seine Zeit die Persönlichkeiten ihm dar, die er in seinem gewaltigen Drama in Scene setzen sollte. An seine allerersten Jugenderinnerungen waren die Folgen bürgerlicher Zwietracht, — waren Thaten parteilicher Rachsucht geknüpft. Noch als zartes Kind im Mutterarme ruhend, hatte er den Sieg des Unrechtes über das hei-

ligste Recht, — den Sieg eines unwürdigen Räubers über einen edlen und tapferen Fürsten erlebt. Kaum waren ein paar Jahre verflossen, und das Kindlein musste die ihm freilich noch unverständliche Nachricht von einer der entsetzlichsten Frevelthaten vernehmen, wovon die Geschichte zu berichten weiss, — wir meinen den empörenden Mord Conradins und seiner Getreuen zu Neapel. Die Kunde von den sicilianischen Vespern, die er vernahm, noch bevor er die Knabenjahre völlig überschritten, bestätigte ihm aber auch wieder die grosse Wahrheit: Jede Schuld rächt sich auf Erden. Nicht lange darnach sah er zwei mächtige Städte, Pisa und Genua, gegen einander zu Felde ziehen und erstere völlig besiegt und entkräftet. Er vernahm, wie ein pisanischer Graf eine ansehnliche Höhe erklommen, — aber nur um einen um so entsetzlicheren Fall zu thun, ein Ereigniss, welches den sinnenden Dichter zu jener grauenvoll-erhabenen Episode vom Grafen *Ugolino* veranlasste.

Auf diese Weise traten die Personen seiner zukünftigen Gesänge um ihn her auf. Und nicht nur eine Kunde davon kam ihm zu, mit Manchen derselben kam er auch in persönliche Berührung. So lernte er denn unter Anderen, als Karl II. im Frühling des Jahres 1289 von Frankreich nach Italien zog, dessen Erstgeborenen kennen, jenen Karl Martell, mit welchem er einen Freundschaftsbund schloss und dem er im *Paradiso* (VIII, 55 ff.) die Worte in den Mund legt:

Du hast mich sehr geliebt und hattest Ursach;
Denn, starb ich nicht so bald, so zeigt' ich Dir
Von meiner Liebe mehr, als nur die Blätter.

Bei diesen Ereignissen verhielt sich aber Dante nicht als theilnahmsloser Zuschauer. Sobald sein Alter es ihm gestattete, widmete er sich als treuer Bürger dem Dienste jenes Vaterlandes, das er so aufrichtig, so innig liebte, das aber später seine treue Liebe ihm mit dem schwärzesten Undanke vergolten. Hier sind wir nun

an dem Punkte angelangt, wo wir den früher unterbrochenen Faden der florentinischen Zeitgeschichte wieder aufnehmen müssen.

In der Stadt Arezzo hatten die beiden Parteien der Guelfen und Ghibellinen einander die Friedenshand gereicht. Die Beamten, denen die Regierung und Verwaltung des Stadtwesens anvertraut war, wurden aus den Anhängern beider Parteien genommen und zwar so, dass jede Partei die nämliche Anzahl stellte. Allein die Eintracht dauerte nicht lange. Die Guelfen von Florenz reizten ihre Aretinischen Parteigenossen an, die Zügel der Herrschaft über die Stadt allein zu ergreifen. Diese liessen es sich nicht zweimal sagen und begannen, wie es scheint, Anstalten zu treffen, den Rath ihrer Freunde zu befolgen. Anstatt aber ihre Absicht zu erreichen, bewirkten sie nur so viel, dass sie aus der Stadt verjagt wurden. Natürlich lenkten sie nun ihre Schritte nach Florenz, um daselbst gegen ihre Gegner Klage vorzubringen. Wie nicht anders zu erwarten, ergriffen die Florentiner ihre Partei und rüsteten sich, nachdem ihre Aufforderung, die Verbannten wieder aufzunehmen. zurückgewiesen worden, zum Krieg gegen die ghibellinische Stadt. Der Bischof Wilhelm, aus dem angesehenen Hause der *Ubaldini*, ein ghibellinisch gesinnter Mann, der seit der Vertreibung der Welfen an der Spitze von Arezzo stand, wollte zuerst mit den Florentinern unterhandeln, um den Kampf, von dem er sich nichts Gutes versprach, zu vermeiden. Seine bezüglichen Rathschläge wurden aber von den Aretinern nicht nur nicht angenommen, sondern brachten ihn auch in eine missliche und gefährliche Lage. So ward denn der Krieg beschlossen. Am festgesetzten Tage zogen die Florentiner gegen die ghibellinische Stadt aus. Sie schlugen den Weg über *Casentino* ein „und zogen auf schlechten Wegen, allwo sie, wenn ihnen die Feinde begegnet wären, bedeutenden Schaden erlitten haben würden, was aber von Gott verhütet wurde. So kamen sie nahe bei *Bibbiena*, an einen Ort mit Namen *Campaldino*, wo die Feinde sich befanden. Da machten sie Halt und

bildeten ihre Reihen. Die Kriegshauptleute stellten die *Feditori* (so wurden die Ritter genannt, welche den Feind zuerst angreifen mussten) vor die Front, und die Schildträger mit rother Lilie auf weissem Felde bildeten das erste Glied. Da fragte der Bischof, welcher kurzsichtig war: ‚Was sind das für Mauern?‘ Es ward ihm geantwortet: ‚Die feindlichen Schildträger.‘

„Der Graf *Mangiadori von S. Miniato*, ein freimüthiger und in den Waffen erfahrener Ritter, versammelte die Krieger und sprach zu ihnen: ‚Meine Herren! In den toscanischen Kriegen pflegte man sonst durch tapferen Angriff zu siegen und sie währten nicht lange und wenige Menschen starben, denn es war nicht Sitte, sie zu tödten. Jetzt aber ist es anders geworden; jetzt siegt man dadurch, dass man tapfer feststeht. Demnach rathe ich Euch, dass Ihr an Euren Posten fest bleibet und die Feinde zum Angriff heranrücken lasset.‘ Es wurde beschlossen, diesen Rath zu befolgen. Die Aretiner griffen das Lager so tapfer und mit solcher Kraft an, dass die Florentiner bedeutend zurückwichen. Der Kampf war ein hartnäckiger und erbitterter. Von beiden Seiten waren neue Ritter erwählt worden. Messer *Corso Donati* mit der Pistoi'schen Brigade fiel dem Feinde in die Flanke. Es regnete von Pfeilen. Die Aretiner hatten deren wenige und wurden angegriffen an der Seite, wo sie nicht gedeckt waren. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, die Luft von dickem Staub erfüllt. Die aretinischen Infanteristen krochen unter die Pferde, das Messer in der Hand, und schlitzten denselben den Bauch auf. Von ihren *Feditori* rückten einige so weit vor, dass mitten zwischen den zwei Reihen viele von beiden Seiten todt blieben. Viele an jenem Tage, die sonst für sehr tapfer gehalten wurden, zeigten sich feige; Viele aber, von denen man sonst nicht redete, erwarben sich Achtung. — Auf Seiten der Feinde blieb der Bischof todt auf dem Felde. — Die Aretiner wurden besiegt, nicht weil sie feige oder nicht tapfer gewesen wären, sondern durch die Uebermacht ihrer Feinde. — Diese Niederlage

fand statt am elften Juni (1289) am S. Barnabastage, an einem Orte genannt *Campaldino* bei Poppi.“ So schildert *Dino Compagni,* der höchst wahrscheinlich selber unter den Reihen der Florentiner sich befand, den Hergang dieser blutigen Schlacht.

Auch Dante hat sich dabei betheiligt. Vielleicht war es auch nicht das erste Mal, dass er für seine Vaterstadt die Waffen trug. Aus der Stelle nämlich, welche wir an die Spitze des gegenwärtigen Kapitels gestellt haben, wird mit vieler Wahrscheinlichkeit geschlossen, schon im Jahre vorher (1288) sei Dante gegen Arezzo mit den florentinischen Schaaren ausgezogen. Allein diess ist eben nur eine — ob auch noch sehr wahrscheinliche — Vermuthung. Die Schlacht von *Campaldino* anlangend, besitzen wir dagegen die bestimmtesten Zeugnisse. „In jener denkwürdigen und grossen Schlacht,“ sagt *Leonardo Bruni,* „welche zu *Campaldino* geschlagen ward, befand er sich als sehr wolgeachteter Jüngling unter den Waffen, kämpfte tapfer zu Pferde in den ersten Reihen, wo er grosse Gefahr lief; denn die erste Schlacht wurde von der Reiterei geliefert, wo sie von der aretinischen Cavallerie mit solchem Ungestüm geschlagen und überrumpelt ward, dass sie verwirrt und zersprengt zu der Infanterie sich zurückflüchten musste. Diese Niederlage war die Ursache, dass die Aretiner die Schlacht verloren; denn ihre siegende Reiterei liess, die Flüchtigen verfolgend, ihre Infanterie weit zurück, so dass sie von da an nirgends mehr mit vereinten Kräften kämpften, sondern die Reiter für sich allein, ohne Hülfe des Fussvolkes und das Fussvolk gleichfalls für sich allein, ohne den Beistand der Reiter. Auf florentinischer Seite fand hingegen das Gegentheil statt; denn, weil ihre Cavallerie zu der Infanterie sich zurückgeflüchtet hatte, bildeten sie alle Ein Corps und konnten leicht zuerst die Cavallerie dann die Infanterie besiegen. Von dieser Schlacht erzählt Dante in einem seiner Briefe und sagt, er habe selber mitgekämpft und beschreibt die Art derselben.“ Der nämliche Biograph erwähnt später eines anderen Briefes des Dich-

ters, in welchem es unter Anderem hiess: „In der Schlacht von *Campaldino*, in welcher die Macht der Ghibellinen nahezu vollständig gebrochen und vernichtet wurde, befand ich mich, in der Waffenführung nicht unerfahren, hatte Anfangs grosse Furcht und zuletzt grosse Freude.“ Diese Briefe, welche der Dantebiograph aus Arezzo unstreitig vor Augen hatte, sind aber leider für uns verloren gegangen, oder aber sie liegen noch unentdeckt in den Archiven oder unter dem Staube der Bibliotheken. Indess die gleich anzuführende Stelle seines grossen Gedichtes weist auf seine Theilnahme an dieser Schlacht hin, davon zu schweigen, dass *Bruni's* Bericht durchaus keinen Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit aufkommen lässt.

Solche Erlebnisse lieferten dem Dichter vielfachen Stoff zu seinen unnachahmlichen Versen. Gerade bei Gelegenheit der gemeldeten Schlacht soll er die Bekanntschaft mit *Bernardino da Polenta* gemacht haben, dem Bruder jener *Francesca da Rimini*, deren unglückliches Schicksal Gegenstand der rührendsten Episode des ganzen Dante'schen Gedichtes geworden. Und eine Erinnerung an eben diese Schlacht findet sich auch in einer herrlichen Stelle des *Purgatorio* (V, 88 ff.). Unter den dort Gefallenen befand sich auch der ritterliche *Buonconte von Montefeltro*. Verwundet fiel dieser in den Arno und seine Leiche ward nicht mehr gefunden. Nun lässt der Dichter an der erwähnten Stelle ihn selber berichten, wie es damit zugegangen:

Ich war aus Montefeltro, bin Buonconte;
  Nicht denkt Johanna mein und nicht die Andren,
  Drum geh gesenkten Haupts ich unter Diesen. —
Drauf sagt ich: Welcher Zufall, welche Macht
  Entfernte Dich so weit von Campaldino,
  Dass nie bekannt ward Deines Grabes Stelle? —
Es quillt, noch oberhalb der Eremiten,
  In's Apennin ein Bach, genannt Archiano
  Und fliesst dann nieder zu dem Casentino.

Dorthin, wo dessen Name schwindet, kam ich
  Auf flücht'gem Fusse, mit durchbohrter Kehle;
  Es färbte, wie ich floh, mein Blut den Boden.
Da ward mein Auge trübe und der Name
  Maria's war mein letztes Wort. Dann fiel ich
  Zur Erde und mein Leib blieb nun allein.
Die Wahrheit red' ich und Du sag' es weiter:
  Mich fasste Gottes Engel; doch der Bote
  Der Hölle schrie: Raub ist das, Du vom Himmel!
Ob eines Thränleins, das ihn mir entrissen,
  Trägst Du von hinnen sein unsterblich Theil;
  So will ich mit dem Andren anders schalten.
Du weisst, wie in der Luft die feuchten Dünste
  Sich sammeln, die als Wasser niederfallen,
  Sobald zur kalten Luftschicht sie gestiegen.
Durch die Gewalt, die ihm verliehn sein Wesen,
  Erregte Dunst und Sturm der arge Wille,
  Der Böses sucht, vereint mit geist'ger Kraft.
Sobald der Tag erloschen, überdeckt' er
  Das Thal von Pratomagno bis zum Joche
  Und liess darüber solche Kält' entstehen,
Dass jene schwangre Luft zu Wasser wurde.
  Der Regen fiel und was das Land nicht aufsog,
  Floss nieder in so manchem kleinen Rinnsal.
So angesammelt in den grossen Bächen
  Stürzt' er zum Königsstrome so gewaltsam,
  Dass seinen Lauf kein Hinderniss mehr aufhielt.
Archiano, fluthenreich, fand meinen Körper
  Erstarrt an seiner Mündung; in den Arno
  Riss er ihn fort, das Kreuz der Arme lösend,
Das ich gemacht, als mich der Schmerz bewältigt.
  Er wälzte mich umher an Grund und Ufern
  Und seine Beute ward mir Hüll' und Decke. —

Nie wieder konnten die Ghibellinen von dem in *Campaldino* erlittenen Schlage sich erholen. Doch versäumten die Florentiner, die Gelegenheit zu benützen, welche ihnen Arezzo ohne Zweifel in die Hände geliefert haben würde. Sie begnügten sich nach dem erkämpften Siege damit, die Landschaft zu verwüsten und hielten

dann am 23. Juni mit grossem Pomp ihren festlichen Einzug in Florenz.

Seit jenem Siege hob sich Florenz sehr bedeutend, die Stadt befand sich „in einem guten und glücklichen Zustande, dem besten, den sie bis zu dieser Zeit erlebt; sie nahm sehr an Bevölkerung und an Reichthum zu, denn Handel, Kunst oder Gewerbe brachten einem Jeden ansehnlichen Gewinn."

Allein noch waren die Feinde nicht alle besiegt. Besonders gefährlich erschienen den Florentinern seither die Pisaner. Gegen Letztere zogen im August des nämlichen Jahres die Lucchesen ins Feld. Die Florentiner sandten diesen 400 Mann Cavallerie und 2000 Mann Infanterie zur Hülfe. Das verbündete Heer konnte die Stadt Pisa nicht erobern, verwüstete aber die Landschaft und nahm nach achttägiger Belagerung die pisanische Burg *Caprona* durch Capitulation ein. Auch bei diesem Feldzuge befand sich Dante unter den florentinischen Hülfstruppen. An den Eindruck, den die furchtsam ausziehende Besatzung auf ihn machte, wird er auch noch später erinnert, wo er (*Inferno* XXI, 91 ff.) seiner Furcht vor der Treulosigkeit höllischer Geister gedenkt:

So sah die Knappen, die auf Treu und Glauben
Abzogen von Caprona, einst ich zittern,
Als rings umher sie nichts als Feind erblickten.

Als er für seine Vaterstadt die Waffen führte, da hatte Dante seine *Beatrice* noch nicht verloren. In seinem jungen Herzen drängten sich aber in den kurzen Rahmen eines Jahres mehrere bedeutende Ereignisse zusammen, — Ereignisse, welche einen tiefen Eindruck auf ihn ausüben mussten: das haarsträubende Schicksal des Grafen *Ugolino*, die Schlacht von *Campaldino*, die Einnahme von *Caprona* und *Beatrice's* Tod.

Viertes Kapitel.

Staatsdienste.

Im Dienste der Republik wurde er sehr oft verwendet.
LEONARDO BRUNI, Vita di Dante.

„Die äusseren Kriege," sagt über diese Zeit der scharfsinnige und tiefblickende florentinische Geschichtsschreiber *Macchiavelli*, „die äusseren Kriege und der innere Frieden hatten in Florenz die Parteien der Guelfen und Ghibellinen wie ausgelöscht; nur jene Eifersucht war noch vorhanden, welche in allen Städten zwischen den Mächtigen und dem Volke zu herrschen pflegt. Denn wenn das Volk nach den Gesetzen leben und die Mächtigen dieselben meistern wollen, so können sie unmöglich zusammen harmoniren. Diese Eifersucht kam nicht an den Tag, so lange die Ghibellinen ihnen zu schaffen machten, sie zeigte aber ihre Macht, sobald jene gedemüthigt worden, und jeden Tag ward Jemand aus dem Volke beschimpft, ohne dass Gesetze und Behörden sie zu rächen genügt hätten."

Seit der Schlacht von *Campaldino* zumal begannen die Reibungen zwischen Adel und Volk aufs Neue. Ersterer ward mit jedem Tage übermüthiger „und widersetzte sich voll Trotz einem Regimente, dessen Ehren ihm nur mehr um den Preis des Eintritts in eine der Zünfte zugänglich waren." Das Volk sah sich hinwiederum den Beleidigungen des Adels ausgesetzt, welche nicht selten die Gestalt thätlicher Beschimpfungen annahmen. Weder die Güter noch auch die Personen waren vor den Gewaltthätigkeiten des Letzteren sicher. Doch hatte das Volk weder Muth, noch Kraft

und Energie verloren. Rasch übernahm es selber die Rolle, welche bis dahin der Adel gespielt hatte. Um *Giano della Bella* geschaart, rief es im Jahre 1293 die sogenannten *Ordnungen der Gerechtigkeit* ins Leben, — Ordnungen, welche wohl eher der Ungerechtigkeit, der Vergeltung hätten genannt werden sollen. Denn es waren diess eben Gesetze, wodurch der Adel nicht allein auf die furchtbarste Weise in Schranken gehalten, sondern auch von allen Stadtämtern ausgeschlossen wurde. Durch den bald darauf mit den Pisanern und Lucchesen abgeschlossenen Frieden wurden das Volk und dessen strenge Gesetze bedeutend gestärkt. Nun lebte man in Florenz wieder ruhig und sicher, — so sicher, dass bei Nacht nicht einmal mehr die Stadtthore geschlossen wurden.

Während die übrigen Bürger dieser Ruhe, dieses Friedens sich erfreuten, weinte dagegen Dante seine schmerzlichsten Thränen. —

Die Ruhe und der Friede dauerten aber nicht lange. Und sie konnten es nicht, denn durch Ungerechtigkeit und Gewaltthat waren sie hergestellt worden. Die Schreckensherrschaft gegen den Adel musste diesen zuletzt zu einem verzweifelten Widerstande nothwendigerweise veranlassen. Kaum waren zwei Jahre verflossen und schon begann die tragische Katastrophe sich zu entwickeln, welche zuletzt über das Schicksal von Florenz und Dante's Geschicke entscheiden sollte. *Corso Donati*, der Mann, den wir bereits kennen lernten, unternahm es, den ehrlichen aber kurzsichtigen Volkstribunen *Giano della Bella* zu stürzen. Was ihm und seinen Gesinnungs- und Standesgenossen auf dem Wege des offenen Kampfes schwerlich gelungen wäre, das gelang durch feine List und schändliche Verläumdung. Am fünften März 1295 musste *Giano* die Stadt verlassen, sein Haus wurde dem Raub und der Zerstörung preisgegeben, seine Verwandten mussten ihm in die Verbannung nachfolgen, seine Freunde wurden mit schweren Geldbussen belegt. *Giano della Bella* zog sich nach Frankreich zurück und starb dort in der Verbannung.

Dem Adel genügte es aber noch nicht, den ihm so unbequemen Volkstribun beseitigt zu haben. Sein Streben ging dahin, auch die von demselben geschaffenen Gesetze abzuschaffen und die Zügel der Herrschaft über die Stadt wieder zu ergreifen. Mit vereinten Kräften forderten sie am 6. Juli 1295 die Prioren auf, die *Ordnungen der Gerechtigkeit* abzuändern. Aber vergeblich. Das Volk eilte unter die Waffen und bereitete sich zu einem kräftigen Widerstande. Der Adel wagte es nicht, es zu einem Kampfe kommen zu lassen, vor der Uebermacht des Volkes sich fürchtend, gab er sich ohne Kampf für besiegt. „Die unmittelbare Folge davon war die Loslösung vieler lebenskräftiger Glieder vom alten Adelskörper. Man verzweifelte nach der gemachten Erfahrung, die Volksherrschaft verdrängen zu können. Darum schieden die meisten ärmeren Geschlechter oder Geschlechtszweige von ihm aus, liessen sich in die Zünfte des *Popolo grasso* einschreiben und suchten so eine neue Stellung zu gewinnen. Der Sieg des Volkes war vollständig, aber er war auch schon der Anfang seiner Schwächung.“

Es ist nicht genau bekannt, ob und welchen Antheil Dante an diesen politischen Ereignissen genommen. Dass er bei dem Allem nicht gänzlich unbetheiligt gewesen, diess scheint eine sehr wahrscheinliche Annahme und liegt in der Natur der Sache. Wie dem aber sei, gewiss ist, dass er um diese Zeit je länger je mehr in das politische Treiben hineingerissen ward. Freilich war die Sache nur zu natürlich und man möchte wohl nicht seinem Biographen *Boccaccio* beipflichten, der es ihm zum Vorwurf macht, dass er sich von aller Politik nicht ferne gehalten. Dante war Bürger eines republikanischen Staates, — er hatte für sein Vaterland die Waffen getragen und hatte sich das gesammte Wissen seiner Zeit angeeignet; daneben war er aber auch von der glühendsten Vaterlandsliebe beseelt: wie hätte er sich denn von allen Staatsgeschäften ferne halten sollen, zumal da er eine Zeit hindurch wohl der Hoff-

nung leben mochte, seinem Vaterlande durch Wort und That nützen zu können? Nur der Egoismus kann es für das Beste halten, jeglicher Art von politischer Thätigkeit zu entsagen. Ein Egoist war aber Dante nun einmal nicht.

Und eben weil er diess nicht war, — eben weil er sein Vaterland aufrichtig liebte und demselben nach Kräften dienen und nützen wollte, — eben darum that er noch einen bedeutungsvollen Schritt, um sich ein reiches Feld politischen Wirkens zu öffnen. Wir erinnern uns aus dem Früheren, wie seit dem Jahre 1282 ein jeder Bürger von Florenz von allen Staatsämtern gesetzlich ausgeschlossen war, sofern er nicht einer der Zünfte angehörte, oder wenigstens sich in dieselben einschreiben liess. Wir haben ferner soeben gesehen, wie seit den Ereignissen von 1295 viele Bürger aus dem Adel schieden und zu dem Volke übertraten, indem sie unter die Zünfte gingen. Zu diesen nun gehört auch Dante. Vielleicht mochte er von den Ersten einer sein, die den wichtigen Schritt thaten, und gewiss hat dieser sein Uebertritt zum Volke damals nicht wenig Aufsehen erregt. Das Jahr, in welchem er diesen Schritt that, lässt sich nicht urkundlich feststellen. Da es sich aber urkundlich erweisen lässt, dass er im Jahre 1296, wahrscheinlich schon im Jahre 1295, als Rathsmitglied seine bürgerlichen Rechte ausübte, — da es ferner keinem Zweifel unterliegen kann, dass er diess erst dann thun konnte, nachdem er aus dem Adel geschieden und unter die Zünfte gegangen: so dürfen wir es wohl als sichere Thatsache ansehen, dass sein Uebertritt zum Volke bald nach den vorhin erwähnten Ereignissen, — also noch im Jahr 1295, stattgefunden habe.

Die Zunft, in welche sich Dante einschreiben liess, war die der Aerzte und Apotheker. Seine naturwissenschaftlichen, überhaupt seine gelehrten Studien haben ihn ohne Zweifel bestimmt, gerade diese Zunft zu wählen. Ist doch sogar die Behauptung aufgestellt worden, Dante habe in seiner Jugend dem ärztlichen Berufe sich

widmen wollen, — eine Behauptung freilich, für welche die Beweise wohl nicht so leicht beizubringen wären. Immerhin aber geht aus seinen Werken hervor, dass ihm auch die medicinischen Kenntnisse seiner Zeit nicht fremd waren.

Ein Mann von solchen Talenten und Kenntnissen, — ein Mann, der vielleicht wie Keiner über politische Dinge nachgedacht hatte, dem tiefe Ansichten über das Staatswesen zu Gebote standen, — ein Mann, der auf völlig uneigennützige Weise sein Vaterland liebte, das Wohl desselben suchte und erstrebte, — ein solcher Mann musste bald eine hervorragende Stellung unter seinen Mitbürgern einnehmen. So wird uns denn auch berichtet, er sei in solch' hohem Ansehen gestanden, dass „keine Gesandtschaft angehört, keiner erwiedert, kein Gesetz eingeführt, keines abgeschafft, kein Friede geschlossen, kein öffentlicher Krieg unternommen, — kurz, zu keiner Berathung von einigem Gewichte geschritten wurde, wozu nicht vorher seine Meinung befragt worden wäre. Auf ihm schien das Vertrauen, die Hoffnung Aller, — schienen alle göttlichen und menschlichen Dinge zu ruhen.“ Dieser Bericht dürfte freilich etwas übertrieben sein. Im Wesentlichen scheint er uns aber mit dem kurzen, aber vielsagenden Berichte des durchaus zuverlässigen *Bruni* übereinzustimmen, welcher von Dante sagt, er sei viel im Dienste der Republik verwendet worden. So gern wir aber von dieser Verwendung etwas Bestimmtes wissen möchten, so wichtig diess für die Kenntniss des Dichters sein würde, so liegt doch auch dieser Theil seiner Lebensgeschichte, wie so mancher andere, ziemlich im Dunkel. Nur so viel lässt sich urkundlich feststellen, dass Dante in dem kurzen Zeitraume von etwa sechs Jahren Mitglied von verschiedenen Räthen gewesen. Und wir werden zudem bald sehen, wie er auch zu den höchsten Aemtern seiner Vaterstadt erhoben wurde.

Zu den wichtigsten Staatsgeschäften, welche der Dichter verrichtet, gehören seine Gesandtschaften. Es werden ihrer nicht



weniger als vierzehn aufgezählt. Zuerst soll er zur Grenzausgleichung nach Siena gesandt worden sein; dann nach Perugia, um die Befreiung florentinischer Bürger, die dort festgehalten wurden, zu erwirken, was ihm auch gelungen sein soll; ferner nach Venedig behufs Abschliessung eines Bündnisses, — an den König von Neapel mit Geschenken, — an den Markgrafen von Este bei Hochzeitsfeierlichkeiten, — nach Genua in Grenzstreitigkeiten; dann wieder an den König von Neapel zur Befreiung des zum Tode verurtheilten *Vanni Barducci*, die er durch eine herrliche Rede erlangt haben soll. Viermal soll er an den Papst Bonifaz VIII. abgesandt worden sein, von welchem er dreimal erlangte, was er wollte, — zweimal an den König von Ungarn und endlich einmal an den König von Frankreich. Hiemit hätten wir nun freilich einen ausführlichen Commentar zu dem Worte *Bruni's*: „Er wurde im Dienste der Republik sehr viel verwendet." Leider lässt sich aber von all den hier aufgezählten Gesandtschaften eine einzige — von welcher wir später werden zu reden haben, — urkundlich feststellen, und der ganze Bericht rührt eben von dem elenden *Filelfo* her, einem Manne, der, wie wir öfters bemerken mussten, durchgängig als höchst unzuverlässig sich erweist. Die Zweifel dagegen sind demnach noch mehr als gerechtfertigt.

Filelfo's Bericht über die vielen Gesandtschaften Dante's schien aber für diesen allzu günstig, als dass man denselben nicht hätte vertheidigen sollen. Und so fehlt es denn nicht an solchen, welche die gegen diesen Bericht erhobenen Zweifel bekämpfen zu müssen glauben. So hat man denn darauf aufmerksam gemacht, dass *Filelfo*, der in Florenz schrieb, wo man über so öffentliche Dinge durch Urkunden und durch Ueberlieferung sich unterrichten und seinen Bericht controlliren konnte, seine Angaben wohl nicht aus der Luft greifen durfte. Allein ein Mann, der sich so sehr darauf verliess, seine Leser würden ihn nicht controlliren, dass er die unglaubliche Frechheit hatte, Anfangssätze Dante'scher Schrif-

ten, die er nie eingesehen, rein aus sich selber zu erfinden, — ein solcher Mann war eben zu *Allem* fähig. Ferner hat man darauf hingewiesen, dass Dante in seinem Hauptwerke eine so genaue Kenntniss der Gegenden und Sitten bekundet, wie er sie sich nur durch eigne Anschauung erwerben konnte. Die Thatsache steht freilich fest und Dante sagt selber, er habe fast alle Gegenden Italiens durchwandert. Allein Dante fügt eben ausdrücklich bei, es sei diess *nach seiner Verbannung* geschehen, und dass sein Hauptwerk erst in seinen letzten Lebensjahren abgefasst wurde, daran zweifelt doch Niemand. Somit spricht der Umstand, dass der Dichter Länder und Sitten durch eigne Anschauung kannte, rein Nichts für dessen häufige Gesandtschaften, während umgekehrt sehr bedeutende Gründe dagegen sprechen. Frühestens im Jahr 1295 ist Dante zum Volk übergetreten; *vor* diesem Zeitpunkte kann ihm also keine Gesandtschaft von Seiten des florentinischen Staates übertragen worden sein. Anfangs 1302 traf ihn das Verbannungsurtheil, somit kann von da an von derartigen Gesandtschaften nicht mehr die Rede sein. So müssten denn die vierzehn erwähnten Gesandtschaften, wozu — wie wir sofort sehen werden — noch eine fünfzehnte kommt, in die Jahre von 1295 oder 1296 bis 1301, d. h. in einen Zeitraum von etwa 6 Jahren, fallen. In diesen sechs Jahren war aber Dante sehr oft in Florenz, er sprach 1296 dort im Rath der Hundert, dort war er 1300 Mitglied der Regierung, dort musste er sich von Anfang 1301 bis Ende September des gleichen Jahres befinden, da er in demselben Jahre dreimal, im April, im Juni und im September im Rath der Hundert stimmte. Wo hätte er also die Zeit zu so vielen Gesandtschaften, zum Theil in ziemlich entfernte Länder, hernehmen sollen? Besass er etwa zu seinen sonstigen Gaben auch noch die, zur gleichen Zeit an verschiedenen Orten zu sein?

Wir werden demnach über *Filelfo's* Bericht urtheilen müssen: *möglich* dass einige wenige der erwähnten Gesandtschaften von

Dante wirklich ausgeführt worden, allein Bestimmtes ist darüber nichts bekannt und jedenfalls sind bei weitem die meisten reine Erfindung.

Nur *eine*, von Filelfo in obiger Aufzählung nicht erwähnte, Gesandtschaft steht urkundlich fest. Im Mai 1299 ward Dante als Vertreter der florentinischen Republik an die Gemeinde *Sanct Geminiano* abgesandt, um mit ihr einen Vertrag abzuschliessen, der einige Bestimmungen über das Bündniss der guelfischen Städte Toscana's enthielt. Das bezügliche, vom 8. Mai 1299 datirte Document ist noch gegenwärtig vorhanden. In demselben wird unser Dichter genannt: „Der edle Mann, Dante de Allegheriis, Gesandter der florentinischen Republik."

So sehen wir denn Dante, nach den Wechselfällen seiner Jugend, als Mann eifrig seine Gaben, Kenntnisse und Kräfte dem Dienste seines Vaterlandes widmen. Er sollte aber einen schlechten Dank dafür ernten. —

Doch jenes Volk, voll Bosheit und voll Undank,
Das niederstieg von Fiesole vor Alters
Und nach dem Berg und dem Gestein noch schlachtet,
Wird feindlich Dir ob Deines Rechtthuns werden.
Wie sollt' es anders sein? Die süsse Feige
Kann unter herben Schlehen nie gedeihen.

Fünftes Kapitel.

Das Priorat.

> Alle Uebel und Unfälle, die mich getroffen, begannen mit und wurden veranlasst durch meine unselige Wahl zum Priorat; welches Amtes ich, obschon durch Klugheit nicht würdig, dennoch wegen meiner Treue und wegen meines Alters nicht unwürdig war.
>
> DANTE, bei LEONARDO BRUNI.

Nach den letzten Zwistigkeiten zwischen Volk und Adel und der neuen Niederlage des letzteren im Jahre 1295 stand Florenz mächtiger und stolzer als je da, und es hatte den Anschein, als wären nun glückliche Tage für die schöne und volkreiche Stadt am Arno angebrochen. Und auch ihr Volk lebte wohl in diesem Glauben und in dieser Hoffnung, wesshalb es die kurze Friedenszeit zur Errichtung prachtvoller öffentlicher Gebäude benützte. Niemals, sagen ihre Geschichtsschreiber, sei Florenz mächtiger und glücklicher gewesen, als eben zu dieser Zeit; vor keiner Macht habe die Stadt sich fürchten müssen, denn sie sei im Stande gewesen, jeder zu widerstehen.

Und sie hätte mächtig und glücklich bleiben, — es je länger je mehr werden können, wenn Eintracht innerhalb ihrer Mauern geherrscht haben würde. Doch die Zwietracht, der bürgerliche Unfriede führten nur allzubald eine beklagenswerthe Aenderung der Dinge herbei.

Der Adel war seit 1295 gedemüthigt, aber seine Macht noch nicht gebrochen. Nur wenige unter denen, die demselben angehörten, und unter diesen vorzüglich Dante, erkannten mit richtigem

Blicke, was für Aufgaben die neuen Verhältnisse ihnen auferlegten, und traten daher zu dem Volke über. Die grosse Mehrzahl adelicher Familien blieben dagegen nach wie vor, was sie waren, und bereiteten der Stadt neues, verhängnissvolles Unheil. Neid, Eifersucht, persönliche Feindschaften, der Stolz des alten Adels, die Anmassung der neuen Emporkömmlinge, — das Alles brachte eine Spaltung unter dem Adel hervor, ohne dass zunächst eigentlich politische Motive dabei obgewaltet hätten. Auch das Volk mischte sich bald in diese Streitigkeiten, wodurch die Fehde erst gewissermassen einen politischen Charakter annahm und das bedauernswerthe Schicksal der Stadt und ihres grössten Dichters herbeiführte.

In demselben Stadttheile, wo die Wohnungen der ältesten adelichen Familien lagen, hatten die *Cerchi*, — eine aus niederem Stande emporgekommene Familie, welcher aber tüchtige und sehr reiche Kaufleute angehörten und die mit den hervorragendsten altadelichen Familien wetteiferte, — den Palast des Grafen *Guidi* käuflich an sich gebracht. Der Palast lag gerade neben den Wohnungen der *Donati*, welche dem alten Adel angehörten, aber bei weitem den Reichthum nicht besassen, dessen die *Cerchi* sich rühmen konnten. Letztere liessen das neuerworbene Gebäude befestigen und verschönern. Eine erbitterte Eifersucht entstand zwischen den beiden mächtigen Familien. Die *Cerchi* hassten die *Donati* wegen der altadelichen Abstammung, — diese hassten jene wegen ihres Reichthums und des grossartigen Prunkes, den sie damit trieben. Die Eifersucht, der gegenseitige Hass nahm noch bedeutend zu, als *Corso*, das Haupt der Familie *Donati*, gegen den Willen und trotz der Intriguen der *Cerchi*, eine mit diesen verwandte reiche Erbin in zweiter Ehe heirathete. Von da an war es, als hätten die beiden Familien einander den Untergang geschworen. Dem stolzen *Corso Donati*, dem eigentlichen Repräsentanten und Haupte des alten Adels, wurden Seitens der *Cerchi*, — hin und wieder auch von dem Volke, — die schwersten Verbrechen zur Last gelegt. So

ward er unter Anderem beschuldigt, seine erste Gemahlin vergiftet zu haben. Und als bald darauf einige junge Angehörige der Familie *Cerchi* durch Gift starben, da ward wieder Corso von der öffentlichen Meinung als Urheber des Verbrechens bezeichnet. Noch vieler anderer Gräuelthaten ward er beschuldigt. Mochte diess auch ohne Grund geschehen, so mussten solche Gerüchte, wozu ein unerträglicher Adelshochmuth sich gesellte, gleichwohl das Volk der *Donati'*schen Familie entfremden. Die *Cerchi* waren dagegen populär und allgemein beliebt. Die reichen Bürger liebten sie, weil sie vornehmen Standes, leutselig und so dienstfertig waren, dass man Alles von ihnen erlangen konnte; dessgleichen waren sie bei den Ghibellinen beliebt, weil sie Niemanden beleidigten und beschimpften; die Gunst des niederen Volkes hatten sie sich durch ihre Parteinahme für *Giano della Bella* erworben. Ihr Ansehen war so hoch, dass sie wiederholt aufgemuntert wurden, die Herrschaft über die Stadt in ihre Hände zu nehmen, was ihnen, wie *Dino Compagni* versichert, leicht gelungen wäre, wenn sie nur gewollt hätten. Zu ihnen hielten sich die Democraten und die ghibellinisch Gesinnten; zu ihnen hielten sich aber auch alle politischen und literarischen Notabilitäten, unter welchen wir nur die zwei Historiker, *Giacchetto Malaspini* und *Dino Compagni*, erwähnen wollen, sowie namentlich Dante selber und seine zwei Freunde, *Guido Cavalcanti* und *Cino da Pistoja*. Haupt der Familie war *Vieri de Cerchi*, ein Mann ohne alle Energie und männlichen Muth, durchaus unfähig, an der Spitze einer Partei zu stehen und dieselbe zu leiten.

Schon war es wiederholt zwischen den beiden Familien und deren Anhängern zu kleinen Streitigkeiten und Fehden gekommen. Die Geister waren dermassen erbittert, dass bei einem Leichenbegängniss eine einfache missverstandene Leibesbewegung genügte, um die anwesenden Angehörigen beider Familien zu den Schwertern greifen zu lassen, und nur den Bemühungen vermittelnder Bürger

war es zu verdanken, dass es diessmal nicht zu einem ernsteren Kampfe kam. Wenige Tage darauf begann Dante's Freund, *Guido Cavalcanti*, auf's Neue einen Streit, der von ernsteren Folgen hätte werden können, wenn nicht seine Parteigenossen ihn im Stiche gelassen und er sich durch eilige Flucht gerettet hätte.

Diese Fehden waren aber nur die Vorboten eines grösseren Kampfes. Die Spaltung, die Gegensätze waren vorhanden, es bedurfte nur eines äusseren Anlasses und der Kampf musste sofort in hellen Flammen auflodern. Der Anlass liess nicht lange auf sich warten.

In der Nachbarstadt Pistoja, wo die Ghibellinen seit 1285 verbannt waren, brach in einer und derselben Familie ein blutiger Streit aus, in welchen die ganze Bevölkerung verwickelt ward. Ein Notar, *Cancellieri*, hatte einst zweimal sich verehelicht, aus beiden Ehen waren Kinder entsprossen und seine Familie gehörte um diese Zeit zu den grössten und mächtigsten Pistoja's. Die Nachkommen der einen Frau des einstigen Notars *Cancellieri* lebten nun in offener Fehde mit denen der anderen. Und da die eine von den zwei Ahnfrauen *Bianca* geheissen hatte, so nannten sich deren Nachkommen die *Cancellieri bianchi*, oder einfach die *Bianchi (Weissen)*, im Gegensatze dazu nannten sich die Nachkommen der anderen die *Neri (Schwarzen)*. Zwischen *Weissen* und *Schwarzen* kam es öfters zu blutigen Reibungen. Bei einer solchen ward nun ein Weisser, *Geri di Bertacca*, von einem Schwarzen, *Lore di Guglielmo*, leicht verwundet. Wie dieser letztere nach Hause zurückkehrte, hiess ihn sein Vater, der friedliebender Natur gewesen zu sein scheint, zum Vater des verwundeten Gegners gehen und ihn um Verzeihung zu bitten. Der Sohn gehorchte dem väterlichen Befehl, wehrlos ging er hin zum Hause des *Bertacca*, demüthig bat er um Vergebung. Allein *Bertacca* erwiederte ihm: „Du hast so wenig klug gehandelt herzukommen, als dein Vater, dich herzuschicken," liess ihn greifen, in einen Stall tragen, ihm an einem

Pferdetrog die rechte Hand abhauen und schickte ihn dann heim mit den höhnischen Worten: „Nimm jetzt die Hand, bringe sie deinem Vater, der dich hergeschickt hat, und sage ihm, dass die Beleidigungen mit Blut und nicht mit Worten gesühnt werden.“ Man kann sich leicht vorstellen, welche Entrüstung diese Unthat hervorrufen musste. Die *Schwarzen* schworen, dieselbe zu rächen. Die Spaltung, die bis dahin mehr eine private gewesen, ward nun eine öffentliche. Alles nahm für oder wider Partei. In kurzer Zeit war die ganze Stadt nicht nur, sondern auch die Landschaft in die zwei Parteien der *Weissen* und *Schwarzen* getheilt, welche einen Vernichtungskrieg wider einander führten.

Indess gab es doch auch noch eine Mittelpartei, welche gerne wieder Frieden gestiftet hätte. Hülfesuchend wandte sich diese an das benachbarte Florenz. Das Regiment der Stadt wurde den Florentinern auf drei Jahre überwiesen, eine Massregel, die in früheren Zeiten schon wiederholt angewendet wurde. Das Anerbieten wird angenommen. Ein gewisser *Cantino Cavalcanti,* ein Verwandter des mehrfach genannten *Guido,* zog von Florenz nach Pistoja, um dort als Volkshauptmann Frieden zu stiften. Dieser setzte lauter *Weisse* als Beamte ein. *Andrea Gherardini*, der Nachfolger *Cantino's* trieb die Sache noch weiter. Unter einem elenden Vorwande sprach er über mehrere *Schwarze* das Verbannungsurtheil aus. Diese leisteten aber keine Folge, sondern befestigten sich in ihren Häusern und bereiteten sich zum Widerstand. Der Kampf entbrannte auf's Neue, blutiger als je zuvor. Erst nach einem Monate ward er durch die Unterdrückung der Schwarzen einigermassen beendet.

Schon war aber der Hader von Pistoja nach Florenz hinübergetragen. So wie die Florentiner das Regiment in Pistoja übernommen, hatten sie die Häupter beider Parteien nach Florenz verbannen lassen. Dadurch gerieth aber Florenz selbst in Brand, die Flammen des Parteizwistes loderten von Neuem auf. Die Pistoj'schen

Weissen waren bei den *Cerchi*, die *Schwarzen* bei den *Donati* einquartirt worden. In wenigen Tagen war die ganze Stadt in die Parteien der *Schwarzen* und der *Weissen* getheilt. Unter neuen Namen standen die alten Parteien auf's Neue — und zwar erbitterter als je — einander gegenüber. Am ersten Mai 1300, — an demselben Tage, an welchem Dante vor siebenundzwanzig Jahren einen für ihn so bedeutungsvollen Tag im Hause *Folco Portinari's* erlebt, — feierte Florenz nach alter Sitte ein Volksfest. Die Frauen tanzten auf dem Platze vor der Dreifaltigkeitskirche. Ein Trupp junger Ritter, zu der Partei der *Cerchi* oder *Weissen* gehörend, langt hier bewaffnet an. Sie bleiben zu Pferde stehen und sehen dem Frauentanze zu. Da langt eine Anzahl Ritter der gegnerischen Partei ebenfalls an. Der Streit geht bald an, von Stichelreden kommt es zu Thätlichkeiten. Die Schwerter werden entblösst, es entsteht ein wilder Kampf, Manche werden verwundet, einem *Cerchi* wird die Nase abgehauen. Am Abend ist die ganze Stadt in Aufruhr, Alles läuft zu den Waffen. Das Misstrauen steigt immer höher. *Corso Donati* hört nicht auf, *Vieri Cerchi* auf die pöbelhafteste Weise zu beschimpfen und zu verhöhnen. Dieser droht unklugerweise mit der Freundschaft der Pisaner und Aretiner. Das hiess aber ungefähr so viel, wie sich als Ghibelline erklären, wie denn die *Weissen* in der That durch die Macht der Verhältnisse darauf angewiesen waren, sich den Ghibellinen anzuschliessen. Bald hiess es: die *Weissen* hätten sich mit den Ghibellinen Toscana's verbunden und die *Schwarzen* wenden sich an den Papst, seine Dazwischenkunft anrufend.

Bonifaz VIII., welcher damals auf dem Stuhle Petri sass, hatte gewiss die wichtige Stadt am Arno nicht aus dem Auge gelassen und war ohne Zweifel fest entschlossen, Alles aufzubieten, sie der guelfischen Partei zu erhalten. In seinem Interesse musste es demnach, wie die Verhältnisse sich zu gestalten begannen, ganz natürlich liegen, die *Schwarzen* zu begünstigen, wozu es wohl schwerlich

noch besonderer Verwendung und Intriguen bedurfte. Schon bei dem Sturze *Giano's della Bella* scheint er die Hand im Spiele gehabt zu haben. Begierig ergriff er diessmal die Gelegenheit, sich eine Partei in Florenz zu bilden. Vorerst hütete er sich freilich davor, gewaltsame Eingriffe zu versuchen. Er machte einen Vermittlungsversuch, oder erheuchelte wenigstens einen solchen und sandte seinen Legaten, den Cardinal *Matteo d'Acquasparta,* als Friedensstifter nach Florenz, welcher daselbst Mitte Juni 1300 anlangte.

Bevor wir nach dem Erfolge seiner Sendung fragen, müssen wir uns nach unserem Dichter umsehen.

Gewiss hat Dante an den bis dahin geschilderten Ereignissen seiner Vaterstadt sehr regen Antheil genommen, obschon es uns allerdings an bestimmten Nachrichten darüber gänzlich fehlt. Ein Mann von seiner Gesinnung und Bedeutung konnte aber unmöglich als stummer oder theilnahmsloser Zuschauer sich dabei verhalten. Ein Mann von seinem Scharfblick musste mit schmerzlichen Empfindungen voraussehen, wie durch die Zwietracht, den Hader der Parteien das Verderben über seine geliebte Vaterstadt herbeigerufen ward. Einem Manne von seinem Charakter musste es im äussersten Grade schwer fallen, zu der einen von den zwei untereinander kämpfenden Parteien sich zu bekennen. Denn hätte es sich um den Gegensatz zweier entgegengesetzter politischer Principien dabei gehandelt, dann freilich würde er mit voller Entschiedenheit, mit der ganzen Schärfe und Gluth seines Wesens für das eine, von ihm als richtig erkannte Princip eingetreten sein, — der dieses Princip vertretenden Partei sich angeschlossen haben. Um Principien handelte es sich nun aber in diesen Parteikämpfen und Umtrieben nicht. Aus niederen Leidenschaften, aus kleinlichem Neid, aus jämmerlichen Eifersüchteleien, aus Rachsucht waren die Parteien entstanden. Darum war aber auch der Kampf um so gehässiger und erbitterter. Aber Dante war nicht der Mann dafür,

in solch' jämmerliche Parteikämpfe, zu welchen man kaum einen vernünftigen Grund hätte angeben können, mit leidenschaftlichem Eifer sich einzulassen. Er war kein Parteimann im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes. Seinem ganzen Charakter nach zu schliessen, können wir nicht anders urtheilen, als dass er mit verächtlichem Mitleide auf dieses Parteitreiben blickte und für seine Person keiner der beiden Parteien anzugehören wünschte.

„Wer aber kann ganz parteilos sein, wo Alles Partei nimmt?" Wie die Sachen nun einmal standen, war es, man möchte sagen, eine Sache der reinsten Unmöglichkeit, als angesehener Bürger in Florenz zu leben, oder gar selber in die Verhältnisse einzugreifen, irgend welchen Einfluss auszuüben, ohne zu der einen oder anderen Partei zu neigen. Ist es doch einem Menschen überhaupt kaum möglich, sich völlig parteilos zu halten, keine Sympathien für die eine oder andere Partei zu hegen, selbst dann, wenn ihn die Parteien gar nicht persönlich berühren, vollends aber, wenn ihn dieselben so nahe angehen! Wir selber, wenn wir nach Jahrhunderten jene Parteikämpfe uns vergegenwärtigen, — wir bleiben innerlich wohl schwerlich völlig parteilos, vielmehr wird die eine oder die andere Partei immer mehr oder weniger unsere Sympathien erwecken. Was Wunder daher, wenn auch Dante, ob er sich im Grunde auch über den Parteien und ihrem kleinlichen, erbitterten Hader erhaben fühlte, doch von der einen Partei mehr angezogen, von der anderen dagegen mehr abgestossen wurde?

Zu welcher Partei er neigte, haben wir bereits angedeutet. Durch seine Abstammung gehörte er eigentlich dem alten guelfischen Adel an, der so zu sagen von den *Donati* oder den *Schwarzen* repräsentirt wurde. Allein er hatte mit seiner Familienüberlieferung schon dadurch factisch gebrochen, dass er zu der Bürgerschaft übergegangen war. Durch seine Heirath war er mit der an der Spitze der *Schwarzen* stehenden Familie *Donati* verschwägert. Allein das Gebahren eines *Corso* und seiner Anhänger

musste ihn durchaus abstossen und durch keine Nebenrücksichten liess sein unbeugsamer Rechtssinn sich leiten. Die Partei der *Weissen* war im Grunde doch die gemässigtere und friedlichere. Zu dieser gehörten, wie erwähnt, auch Dante's nächste Freunde, vorzüglich *Guido Cavalcanti.* Und auch seine eignen Sympathien und Ueberzeugungen mussten ihn auf diese Seite führen, obschon wir den Hauptgrund dafür nicht in der ghibellinischen Färbung derselben zu suchen haben, sondern vielmehr darin, dass die *Weissen*, wie gesagt, die weniger Gewaltthätigen, zur Ruhe, zur Ordnung, zum Frieden mehr geneigt waren.

Von Dante's Verhalten bei diesen Parteikämpfen gibt nun *Boccaccio* folgenden Bericht: „Um den getheilten Leib seiner Republik wieder zur Einigkeit zu führen, wendete Dante allen Scharfsinn, jede Sorge und Mühe an, indem er den weisesten Bürgern zeigte, wie die grossen Dinge durch Zwietracht in kurzer Zeit wieder zunichte werden und die kleinen durch Eintracht ins Unendliche wachsen. Wie er aber sah, dass all' seine Mühe vergeblich war, wie er die Hartnäckigkeit seiner Zuhörer erkannte, da nahm er sich zunächst vor, von allen öffentlichen Geschäften sich gänzlich in das Privatleben zurückzuziehen. Dann aber, verlockt durch die Süssigkeit des Ruhmes, durch eitle Volksgunst sowie auch durch die Ueberredungen der angesehensten Männer und ausserdem in der Meinung, besser bei gegebener Gelegenheit für das Wohl seiner Vaterstadt wirken zu können, wenn er in den öffentlichen Angelegenheiten eine grosse Rolle gespielt, als wenn er sich von denselben ganz zurückgezogen hätte, — — — blieb er dabei, den hinfälligen Ehren und dem eitlen Prunk öffentlicher Aemter nachstreben zu wollen. Und da er sah, dass er nicht für sich eine dritte Partei bilden konnte, welche durch strenge Gerechtigkeit die Ungerechtigkeit der anderen zwei hätte unterdrücken und sie zur Einheit zurückführen mögen, — näherte er sich derjenigen Partei, bei welcher, nach seinem Dafürhalten, mehr Recht und Gerechtigkeit

sich befand. Dabei wirkte er unablässig für das, was er seinem Vaterlande und seinen Mitbürgern als heilsam erkannte."

Ein reiches Feld politischen Wirkens ward ihm geöffnet. Gerade in dieser kritischen, gährenden Zeit trat er ein in die Regierung seiner Vaterstadt. Dante ward einer der sechs Prioren, und bekleidete das wichtige Amt vom 15. Juni bis zum 15. August 1300. Das Priorat bestand damals aus sechs Mitgliedern, welche nicht länger als zwei Monate das Amt bekleideten. „Wenn nun Dante in einem so wichtigen Momente in die Regierung von Florenz berufen wurde, so ist das nicht so zu verstehen, als müsse das als ein ganz besonderes, unmittelbares Vertrauensvotum für ihn aufgefasst werden; denn die Prioren wurden immer auf ein ganzes Jahr voraus durch eine engere Wahl ernannt und theilten sich dann durch das Loos in die sechs zweimonatlichen Amtsperioden. Man darf vielmehr aus dieser Thatsache keinen weiteren Schluss ziehen, als dass er sich seiner Partei, — denn diese hatte zur Zeit das Uebergewicht, — bereits am Anfange des Jahres 1300 als einen so tüchtigen Mann bewährt hatte, dass sie ihn des Priorates für würdig hielt."

Fragen von hoher Wichtigkeit lagen vor und erwarteten ihre Erledigung, als die neuen Prioren, Dante und seine fünf Amtsgenossen, über die Schwelle des Volkspalastes traten. Der eben angelangte päpstliche Legat, Cardinal *Matteo d'Acquasparta,* legte der Regierung seine Vorschläge vor und verlangte, dass ihm die nöthige Vollmacht ertheilt würde. Umsonst. Man merkt bald, dass es bei seinen scheinbaren Friedensbemühungen nur darauf abgesehen ist, die *Weissen* zu erniedrigen und die *Schwarzen* zu erhöhen. Die Regierung wird misstrauisch. Der Cardinal sieht sich in seinen Erwartungen enttäuscht. Die Dinge nehmen eine immer drohendere Gestalt an. —

Wenige Tage vergehen. Dante ist erst neun Tage im Amte, da kommt der Abend des Johannisfestes heran. Florenz verehrt

Johannes den Täufer als seinen Schutzheiligen. In feierlichem Umzuge pflegen die Zünfte diesem ihrem Patron an seinem Tage zu opfern. Voran gehen die Vorsteher der Zünfte, die den Namen Consuln führen. Die Processionsfeierlichkeit wird gestört. Von Edelleuten, die zur Partei der *Schwarzen* gehören, werden die Consuln angefallen und geschlagen, und man ruft ihnen zu: „Wir sind es, die bei *Campaldino* gesiegt haben; zum Danke dafür habt ihr uns aber von den Aemtern und Ehren der Stadt ausgeschlossen.“ Die Sache wird der Regierung angezeigt. Erzürnt berathen sich die Prioren mit einigen Vertrauensmännern aus dem Volke, wie den Unruhen ein Ende zu machen sei. Unter diesen Vertrauensmännern befindet sich auch der Geschichtsschreiber *Dino Compagni*. Die zwei hervorragendsten Männer ihrer Stadt und ihrer Zeit sitzen beisammen und berathen sich über das, was zum Frieden ihrer Stadt dient. Man will nicht parteiisch verfahren. Es wird beschlossen, die gefährlichsten Häupter der beiden Parteien aus der Stadt zu verbannen. Voran unter den *Schwarzen*, über die das Verbannungsurtheil gefällt wird, steht *Corso Donati*. Sein Hauptgegner, *Vieri de' Cerchi*, wird nicht mit getroffen, denn bis dahin hat er sich immer friedlich verhalten. Dafür werden aber die hitzigsten Köpfe der *weissen* Partei gleichfalls verbannt, unter ihnen *Guido Cavalcanti*. Dante spricht als Richter über seinen ersten, intimsten Freund das Verbannungsurtheil aus. Die Gerechtigkeit richtet mit verbundenen Augen.

Die *Weissen* unterwarfen sich dem Urtheile und zogen nach *Sarrazano* in die Verbannung. Anders die *Schwarzen*. Diese bereiten sich zum Widerstand. Eine Drohung von Seiten der Regierung bestimmt sie aber endlich doch zur Nachgiebigkeit und sie verlassen ebenfalls die Stadt. Bei diesem Anlasse kommt die Parteilichkeit des päpstlichen Legaten an den Tag. Entrüstet darüber zeigt sich das Volk ihm feindlich. Es wird sogar mit Pfeilen gegen den bischöflichen Palast, worin der Legat sich befand, geschossen.

Angsterfüllt zieht dieser von dannen und begibt sich jenseits des Arno. Um es mit dem Papste nicht zu verderben, suchen die Prioren den Legaten zu versöhnen und bieten ihm desshalb eine Gabe von zweitausend Gulden. *Dino Compagni* überbringt sie ihm auf einem silbernen Teller. „Verachtet sie nicht," sagt er bei der Uebergabe, „weil es nur wenige sind; denn ohne die Beistimmung der öffentlichen Räthe kann man keine grössere Summe geben." Der Cardinal nimmt das Geschenk nicht an und verlässt kurz darauf unzufrieden die Stadt. Selbstverständlich unterlässt er nicht, bei seiner Abreise über die ganze Stadt den Bann zu sprechen. Das unglückliche Florenz steht aber unter einem noch weit schwereren Banne, als dem vom Priestermunde gesprochenen.

Das sind die wichtigsten Ereignisse, welche während Dante's Priorat in Florenz vorfielen. Zwei tiefgreifende Beschlüsse wurden zu dieser Zeit von der Regierung gefasst: die Ablehnung der Friedensvermittlungen des päpstlichen Legaten und die Verbannung der bedeutendsten Männer der zwei Parteien aus der Stadt. Welchen Antheil hat Dante bei diesen beiden Beschlüssen gehabt? Sind sie vielleicht wesentlich unter seinem Einflusse zu Stande gekommen? Es ist uns freilich darüber nichts Bestimmtes überliefert. Die gewöhnliche Annahme ist aber, beide Beschlüsse seien wesentlich dem Einfluss Dante's zu verdanken. Wir glauben nicht ohne Grund. Der spätere erbitterte Hass der *Schwarzen* gegen ihn lässt sich unseres Erachtens nur dann genügend erklären, wenn sie einige Ursache hatten, ihn als den Haupturheber des ersten Beschlusses anzusehen. Bei dem zweiten mag es ihm jedenfalls einen inneren Kampf gekostet haben, zur Verbannung seines besten Freundes seine Zustimmung zu geben. Vielleicht hat er auch bei der betreffenden Berathung ein Wörtlein zu Gunsten desselben gesprochen. Gewiss sah aber auch er in der genommenen Massregel das Heil seiner Vaterstadt. Sollte nun dieselbe ausgeführt werden, dann konnte *Cavalcanti*, nicht allein als eines der Häupter der

Weissen, sondern vorzüglich um seines leidenschaftlichen, unruhigen, hitzigen Temperamentes willen, unmöglich verschont bleiben. Als guter Bürger und treuer Beamter musste der Dichter-Prior demzufolge die Freundesrücksicht höheren Pflichten zum Opfer bringen.

Es war jedenfalls eine schwere Zeit, — es waren zwei arbeits- und sorgenvolle Monate, welche Dante im Dienste seiner Vaterstadt erlebte. Später hat er selber das Unglück, das ihn getroffen, von seiner Thätigkeit während dieser Zeit abgeleitet. Als seine Amtsperiode vorbei war und er mit dem beruhigenden Bewusstsein, treu und gewissenhaft sein Amt verwaltet, das Beste seines engeren Vaterlandes stets redlich gesucht zu haben, den Volkspalast verliess, o da mochte es ihm wohl sein, als wäre er von einer schweren Last erlöst, — da mochte er sich wohl etwas bessere und ruhigere Tage versprechen. Die schweren Zeiten waren aber weder für ihn, noch für Florenz zu Ende. Auch hörte mit seinem Priorat Dante's Thätigkeit im Dienste der Republik nicht auf.

Sechstes Kapitel.

Die Katastrophe.

> **O Vaterstadt, zu triumphiren würdig,**
> **Erzeugerin der Guten,**
> **Mehr als die Schwester hast Du Grund zu trauern.**
> **Fühlt Wer der Deinen rechte Liebe für Dich,**
> **So muss das Herz ihm bluten,**
> **Sieht er in Dir die Gräuelthaten dauern.**
> **Wie sind die Bösen schnell in Deinen Mauern,**
> **Zu Deinem Missgeschick sich zu verschwören!**
> **Mit scheelem Blick bethören**
> **Dein Volk sie, Falsches ihm statt Wahrem weisend.**
> **Dante, Canzone XVI.**

Die Unruhen, welche wir im vorigen Kapitel kurz geschildert haben, — sie waren nur das Vorspiel eines grossen Drama's. Als Dante aus dem Amte trat, da befanden sich die Häupter der beiden Parteien, unter ihnen auch Dante's Freund, *Guido Cavalcanti*, noch in der Verbannung; die *Weissen* in *Sarrezano*, die *Schwarzen* in *Massa Trebara*. Jene hielten sich stille, auf ihre Rückberufung harrend. Anders diese. Der unbändige und gewaltthätige *Corso Donati* brach die über ihn verhängte Haft und ging nach Rom, woselbst er in Verbindung mit anderen Parteigenossen am Hofe Bonifaz VIII. seine Gegner als Ghibellinen verleumdete und den Papst um seine Intervention zu Gunsten der *Schwarzen* ersuchte. Bonifaz citirte *Vieri de' Cerchi*, das Haupt der *Weissen*, nach Rom vor seinen Stuhl. Der charakterschwache, furchtsame Mann fügte sich und ging hin. Vom Papste aufgefordert, mit *Corso Donati* Frieden zu schliessen, antwortete *Vieri*, er stehe mit Niemandem in Krieg, und verweigerte es, der päpst-

lichen Aufforderung nachzukommen. Man liess ihn ohne Weiteres nach Florenz zurückkehren.

Hier konnte das Treiben des Verbannten *Corso* der Regierung nicht gleichgültig sein. Nicht ohne Grund mochte diese vielleicht die Besorgniss hegen, es sei auf einen Staatsstreich abgesehen. Die florentinische Regierung verurtheilte daher den abwesenden *Corso* zum Tode; seine Güter liess sie einziehen. Die übrigen Verbannten beider Parteien erhielten dagegen die Erlaubniss, nach Florenz zurückzukehren. So sehr es auch den Dichter beruhigen mochte, nun wieder seinen ersten Freund in der Nähe zu haben, so dauerte doch die Freude nicht lange. *Guido Cavalcanti* hatte das ungesunde Clima von *Sarrezano* nicht ertragen können und war daselbst erkrankt. Mit gebrochener Gesundheit kehrte er nach Florenz zurück, woselbst er bald darauf starb.

Mit der Zurückberufung der Verbannten kehrte aber die Ruhe nicht in Florenz ein. Die *Weissen* zwar hielten sich ruhig. Die *Schwarzen* dagegen benützten ihre Rückkehr, um neue Verschwörungen gegen das bestehende Regiment anzuzeddeln. So hielten sie denn eine geheime Versammlung in der Dreifaltigkeitskirche, wo sie sich über die Mittel beriethen, die gegnerische Partei der *Weissen* aus der Stadt zu vertreiben. Darauf versammelten sie den grossen Rath (ihrer Partei?) und brachten viele falsche Gründe vor, um denselben zu bewegen, über die Verbannung der *Weissen* einen Beschluss zu fassen. Auch der Geschichtsschreiber *Dino Compagni* war zugegen. „Warum," sagte er dabei, „warum wollt ihr eine so gute Stadt verwirren und zu Grunde richten? Gegen wen wollt ihr kämpfen? Gegen eure Brüder? Was wird die Frucht des Sieges sein? Nichts anderes als Thränen." Um ihn zu beschwichtigen, gab man ihm die heuchlerische Antwort, man wolle ja nur die Unruhen beseitigen und in Frieden leben. Die Sache hätte indess eine sehr ernste Wendung nehmen können. Man redete schon davon, die Theilnehmer an der geheimen Versammlung in

der Dreifaltigkeitskirche auf Hochverrath anzuklagen. Dem Einflusse und den Bemühungen *Dino Compagni's* war es wesentlich zu verdanken, dass es bei einer ernsten Vermahnung von Seiten der Prioren verblieb.

„Nach dem Geheimniss der Verschwörung forschend," fährt *Dino Compagni* in seiner Erzählung fort, „fand es sich, dass der Graf von *Battifolle* seinen Sohn mit mehreren seiner Getreuen und mit Waffen den Verschwornen zu Hülfe aus der Stadt gesandt hatte; und es wurden Briefe gefunden von Messer *Simone de' Bardi* (dem verwittweten Gemahle *Beatrice's*), durch welche er eine grosse Menge von Brod zu backen verordnete, auf dass die Leute, welche kommen würden, zu leben hätten. Desshalb begriff man klar, was die in der Dreifaltigkeitskirche stattgefundene Versammlung für eine Verschwörung angezeddelt hatte. Eine harte Strafe wurde desswegen dem Grafen, seinem Sohne und dem *Simone* auferlegt." Die übrigen Mitverschwornen wurden sehr wahrscheinlich aus der Stadt verbannt. — Sehr wahrscheinlich, sagen wir. Wir glauben nämlich an dieser Stelle den Umstand nicht mit völligem Stillschweigen übergehen zu dürfen, dass eine durchgängig zuverlässige Darstellung der Ereignisse dieser Zeit, — zumal in chronologischer Hinsicht, — wohl nicht möglich ist. Der Grund hievon liegt darin, dass die Berichte der zwei Zeitgenossen, *Dino Compagni's* und *Giovanni Villani's*, nicht miteinander übereinstimmen. Man hat demnach nur die dreifache Wahl: entweder ausschliesslich dem einen, oder ausschliesslich dem anderen zu folgen, oder aber beide, so gut es eben gehen will, zu vereinigen. In allen drei Fällen wird aber die Darstellung wohl nicht auf völlige Zuverlässigkeit Anspruch machen können. Näher auf diese Sache einzugehen, kann natürlich nicht im Zwecke einer Schrift liegen, welche, wie die vorliegende, nicht den Fachmännern, sondern einem weiteren Publikum dienen möchte. Für dieses nun ist das wenige, was zweifelhaft dabei bleibt und was meistens nur die chronologische

Reihenfolge der Ereignisse betrifft, von gar geringem Belange. Ohne uns daher auf gelehrte Erörterungen hier einzulassen, fahren wir in unserer Darstellung (wie sie sich uns als die richtige ergeben hat) fort.

Wer waren nun die auswärtigen Verschworenen, von denen *Dino Compagni* in der vorhin angeführten Stelle redet, welchen der Graf von *Battifolle* Hülfe sandte, für deren Lebensunterhalt *Simone de' Bardi* sorgte?

Die *Schwarzen,* deren Partei die zwei Genannten angehörten, hatten die Hülfe, beziehungsweise die Vermittlung des Papstes angerufen. Um ihn für ihre Zwecke zu gewinnen, unterliessen sie nicht, durch falsche, lügenhafte Berichte ihre Gegner zu verläumden. „Und die lügnerischen Worte wurden der Stadt Florenz gefährlicher, als das schneidende Schwert.“ Denn sie berichteten dem Papste, „dass die Stadt auf's Neue in die Gewalt der Ghibellinen gerathen, dass sie eine Zuflucht der *Colonna's* sein würde, und zu den falschen Worten fügten sie eine grosse Anzahl von Gulden,“ so dass sich der Papst ihnen zu willfahren entschloss.

Um ihn zu diesem Entschlusse zu bewegen, hätte es aber wohl nicht vieler Ueberredung bedurft. Ohnedem musste es Bonifaz daran liegen, die Herrschaft der *Weissen* in Florenz keine festen Wurzeln schlagen zu lassen. Denn während ihm die *Schwarzen* ergeben waren, oder doch wenigstens Ergebung heuchelten, zeigten sich ihm dagegen die *Weissen* je länger desto feindseliger. Auf die Unterstützung der letzteren zur Ausführung seines Lieblingsgedankens, das Königreich Sicilien mit Neapel wieder zu vereinigen und so mit Rom wieder zu verbinden, konnte er in keiner Weise rechnen. Eben mit diesem Gedanken war Bonifaz um diese Zeit lebhaft beschäftigt. „Nachdem alle anderen Versuche misslungen waren, war er noch im Sommer 1300 mit dem Bruder des Königs von Frankreich, dem Grafen Karl von Valois, in Unterhandlungen getreten.“ Diesem ward die Aufgabe zugedacht, die Herrschaft

der Aragonier in Sicilien und der *Weissen* in Florenz zu stürzen. Verlockt durch die grossartigsten Versprechungen gab Karl der päpstlichen Einladung Gehör. Mit fünfhundert Rittern zog er im August 1300 über die Alpen. Dante hat ihn in seinem Gedichte nicht vergessen.

> Nicht fern von heute seh' ich eine Zeit,
> Da zieht ein andrer Karl von Frankreich aus,
> Sich und die Seinen besser noch zu zeichnen.
> Er kommt allein und waffenlos; die Lanze,
> Die Judas führte, legt er ein und Florenz
> Trifft er damit, dass dessen Wanst zerberstet.
> Nicht Landbesitz, wohl aber Schuld und Schande
> Wird er gewinnen, um so schwerer wiegend,
> Je weniger er solchen Schaden achtet.

Karl von Valois und seine fünfhundert Ritter, — das waren die auswärtigen Verschworenen, denen *Battifolle* Hülfe sandte, für die *Simone de' Bardi* sorgte, mit deren Hülfe die *Schwarzen* ihre Gegner zu stürzen hofften.

Dem Namen nach sollte Karl freilich kommen, um zwischen den zwei Parteien Frieden zu stiften. So verblendet waren aber die *Weissen* nicht, dass sie nicht sofort erkannt hätten, worauf es mit diesem Friedensstifteramte abgesehen. Es war für sie eine Lebensfrage, die Einmischung des französischen Prinzen zu hintertreiben. Der Papst hatte ihn berufen. Wollten es die *Weissen* mit diesem nicht völlig verderben, so mussten sie ihn umzustimmen und von ihm einen Widerruf zu erwirken suchen. Es wird beschlossen, eine Gesandtschaft an Bonifaz zu diesem Zwecke abzusenden.

Wen sollte man aber zu dieser höchst wichtigen und schwierigen Mission auserlesen in einer Stadt, von welcher Dante sagen muss, sie zähle nur zwei Gerechte in ihrem Schoosse?

> Gerecht sind zwei; doch unverstanden sind sie!

Der Dichter meinte damit wohl sich selber und den vielerwähnten *Dino Compagni.* Von diesen zwei ward Einer auserkoren, — es war Dante. Er hatte nach seinem Priorat fortgefahren, an den Staatsgeschäften regen Antheil zu nehmen. Aus noch erhaltenen Urkunden geht hervor, dass er am 14. April 1301 im Rathe der Hundert zweimal seine Stimme abgegeben, am 18. Juni desselben Jahres im Rathe der vereinigten Zünfte gegen eine Forderung Bonifaz VIII., welcher von der Republik hundert Soldaten forderte, gestimmt und kurz darauf, am 13. September, im Rathe der Hundert gleichfalls seine Stimme abgab. Zwar wenige, aber immerhin vielsagende Notizen.

Bei seiner Ernennung zum Gesandten an den Papst soll Dante nach *Boccaccio's* Erzählung, die merkwürdigen Worte gesprochen haben: „Wer bleibt, wenn *ich* gehe, — wer geht, wenn *ich* bleibe?" Man kann zweifeln, ob diese Worte wirklich über seine Lippen gegangen. Gewiss aber drücken sie seine Stimmung auf das Treffendste aus. „Die Ereignisse wenigstens haben gelehrt, dass sein Verbleiben in Florenz im Interesse der von ihm einmal ergriffenen Sache vielleicht nothwendiger war, als seine Theilnahme an der beschlossenen Gesandtschaft." Und die drei, die als Gefährten ihm mitgegeben wurden, haben gezeigt, dass er einer der Wenigen, wenn nicht geradezu der einzige zuverlässige Mann war, dem man ein so hochwichtiges Staatsgeschäft anvertrauen konnte. Seine Gefährten waren nämlich — zum Theil wenigstens — verkappte *Schwarze,* welche die Gesandtschaft unterwegs aufhielten, so dass sie erst dann anlangten, als es bereits zu spät war.

Zu spät; denn schon vorher (Anfangs September 1301) war Karl von Valois in Anagni, wo Bonifaz VIII. sich befand, eingetroffen. Nach Florenz war er noch nicht gekommen, — der Staatsstreich musste eben erst zu *Anagni* mit dem Papste, Karl II. von Neapel, dessen Sohn Robert und *Corso Donati* verabredet werden. Schon unterwegs hatte er aber florentinische Gesandtschaft von beiden

Parteien empfangen. „Als Messer *Karl von Valois* bereits in Bologna angelangt war, kamen zu ihm Gesandte der florentinischen *Schwarzen*, welche also zu ihm sprachen: ‚Gott sei Dank, Herr, wir sind die Guelfen von Florenz, Getreue des Hauses Frankreich's. Gib bei Gott Acht auf Dich und Deine Leute, denn unsere Stadt wird von den Ghibellinen regiert.' Nachdem die Gesandten der *Schwarzen* abgereist, langten die *Weissen* an, welche mit grosser Ehrfurcht ihm als ihrem Herrn viele Anerbietungen machten. Allein die listigen Worte vermochten mehr bei ihm, als die wahren; denn es schien ihm ein grösserer Beweis von Freundschaft, ihn zu warnen: ‚Gib Acht auf Deinen Weg,' als ihm Anerbietungen zu machen."

Demnach richteten die Gesandten, welche die *Weissen* an Karl von Valois schickten, wenig aus. Ebenso wenig aber auch die, welche sie an Bonifaz absandten. Diese langten wahrscheinlich im Oktober 1301 in Rom an, also nachdem Karl bereits (Anfangs September) in Anagni mit Bonifaz den Staatsstreich verabredet. In Rom angelangt, „empfing sie der Papst auf seinem Zimmer und sprach insgeheim zu ihnen: ‚Warum seid ihr denn so hartnäckig? Unterwerfet euch mir! Das sage ich euch mit Wahrheit, dass ich keine andere Absicht habe, als euren Frieden. Zwei von euch mögen zurückkehren und es ruhe mein Segen auf ihnen, wenn sie sich dafür verwenden, dass meinem Willen entsprochen werde."

Es waren zwei Männer von ziemlich zweideutigem Charakter, welche auf diese Weise vom Papste nach Florenz zurückgesandt wurden, angeblich um neue Instructionen zu holen. Dante befand sich dagegen unter denen, welche in Rom zurückgehalten wurden. Geschah diess auf seinen eigenen Wunsch? Wir wissen es nicht. Höchst wahrscheinlich ging aber die betreffende Bestimmung vom Papste aus, der in Dante den bedeutenden, wichtigen und unbestechlichen Mann erkannte, den er auf diese hinterlistige Weise schadlos machen zu müssen glaubte. O, der Dichter mochte wohl noch

keine Ahnung davon haben, dass er nach der geliebten Vaterstadt nie wieder zurückkehren würde! Und was für Empfindungen mussten im Herzen des redlichen und aufrichtigen Dante dort zu Rom einem Manne wie Bonifaz gegenüber aufsteigen, — einem Manne, in welchem der allerschärfste Gegensatz zu ihm wie verkörpert vor ihm stand, — einem Manne, dem er mit seinen in Höllenfeuer rothgeglühten Stempeln das untilgbare Brandmal aufgeprägt hat? Dante und Bonifaz VIII., — „zwei weltgeschichtliche Gegensätze der allerschärfsten Art“ — einander persönlich begegnend, — welch eine merkwürdige Scene! —

Als die zwei Amtsgenossen Dante's von Rom zurückkehrend in Florenz ankamen, da war das Schicksal dieser Stadt bereits entschieden.

Die neuen Regierungsmitglieder, welche am 15. October 1301 in's Amt traten, „unverdächtige und redliche Männer,“ unter welchen auch der mehrerwähnte Historiker *Dino Compagni* sich befand, hielten dafür, das letzte Heilmittel sei, die Aemter unter den beiden Parteien gleichmässig zu vertheilen. Die *Schwarzen* wollten aber noch mehr als das. Sie hielten die Prioren hin, betrogen sie, indem sie friedfertige Gesinnungen heuchelten. Durch solche Vorspiegelungen getäuscht, verlor die Regierung ihre Zeit und knüpfte Friedensunterhandlungen an, „während man die Schwerter hätte schärfen sollen.“ Weder von Seiten der Regierung, noch auch von den *Weissen* wurde zum Kriege gerüstet. Man sprach nur von Frieden, als der Bürgerkrieg unmittelbar vor der Thüre stand.

Denn nicht Friede war es, was die Partei der *Schwarzen* wollte. Ihre Absicht ging vielmehr dahin, ihre Gegner vollständig zu vernichten. Boten wurden nach Rom an Karl von Valois abgesandt, um sein Kommen nach Florenz zu beschleunigen. Siebenzigtausend Gulden, welche ihm übersandt wurden, sollten der Aufforderung Nachdruck geben. Um die Mitte October bricht Karl gegen Toscana auf. In Siena angelangt, schickt er Gesandte nach

Nach der Chronik [illegible] ist [illegible] in [illegible] gezogen. [illegible] richtigen. [illegible] 1879. pag. 45–210. Über die [illegible] von [illegible] u. ff.

Digitized by Google

Florenz ab. In der Rathsversammlung geben diese vor, Karl komme nur, um im Auftrage der Kirche Frieden zu stiften, und fordern die Florentiner auf, ihn als Friedensstifter in ihrer Stadt zu empfangen. Mit Begeisterung sprechen viele Redner für seine Aufnahme. Die Menge stimmt dem bei. Nur die Bäckerzunft will ihn weder aufgenommen, noch geehrt wissen, da er nur die Stadt zu zerstören komme. Es wird beschlossen, ihn in die Stadt einzulassen, jedoch nicht ohne Bedingungen. Mit Brief und Siegel soll Karl versprechen, weder das bestehende Regiment an sich zu reissen, noch auch dasselbe gewaltsam abzuändern. Karl gelobt es. „Der versiegelte Brief kam," sagt *Dino Compagni*, „und ich sah ihn und liess ihn abschreiben und bewahrte ihn auf bis zur Ankunft des Herrn (Karl's). Und als er kam, fragte ich ihn, ob er mit seinem Willen geschrieben worden. Er antwortete: Ja, gewiss!" Bevor Karl anlangt, wird noch einmal versucht, Frieden zu stiften. *Dino* versammelt eine ansehnliche Anzahl angesehener Bürger in der Johanniskirche und mit warmen Worten ermahnt er sie, sich zu versöhnen. Seine Worte machen scheinbar einen tiefen Eindruck. Feierlich und unter Thränen wird geschworen, Frieden zu halten. Aber die Thränen sind verstellt, der Eid ist ein falscher. Sonntags den vierten November 1301 zieht Karl von Valois in Florenz ein. Sein Einzug ist ein Festzug, das Volk jauchzet ihm zu. Allein mit ihm zieht auch eine bedeutende Heeresmacht des toscanischen Guelfenbundes ein. Trotz der Bitten der Regierung, im Volkspalaste seinen Aufenthalt zu nehmen, steigt Karl jenseits des Arno bei den *Frescobaldi* ab. Die Prioren versammeln darauf einige Bürger, um sich mit ihnen über das Heil der Stadt zu berathen. Es wird ihnen nur der Rath gegeben, gegen die bestehenden Gesetze die Regierung neu zu wählen. Die Prioren wollen aber die Gesetze nicht übertreten. Inzwischen langen die beiden Gesandten mit den Aufträgen des Papstes in Florenz an. Es wird von den Prioren beschlossen, um das Aeusserste zu vermeiden, sich dem Papste in die

Hände zu werfen. Eine entsprechende neue Instruction wird dem als Gesandten zu Rom weilenden Dante übermittelt. Nach dieser soll Dante die Sendung des Cardinals *Gentile von Montefiore* als Friedensvermittler für Florenz von Bonifaz erbitten. Sobald aber die *Schwarzen* von diesem Beschlusse der Regierung Kunde erhielten, „bewaffneten sie sich und begannen die Stadt mit Feuer und Schwert zu verwüsten.“

Der Bürgerkrieg war somit ausgebrochen. Wie benahm sich nun dabei der „Friedensstifter,“ Karl von Valois?

Nachdem ihm der Versuch, durch Verrath der Prioren sich zu bemächtigen, wegen der Vorsicht derselben misslungen, liess er sein Gefolge bewaffnen und besetzte die Stadtthore. Angst und Entsetzen herrschten innerhalb derselben. Die *Weissen* wagten nicht mehr, ihre Häuser zu verlassen. Gegen das Ende November begannen die *Schwarzen* den Kampf. Ein ehrlicher Bürger, *Orlanduccio Orlando*, war das erste Opfer. Nun lief auch das Volk zu den Waffen. Die Verstärkungstruppen wurden herbeigerufen, aber sie traten verrätherisch zu den *Schwarzen* über. Eine That des Verrathes folgte der andern auf dem Fusse. „Messer *Manetto Scali*, dem die *Weissen* grosses Vertrauen schenkten, weil er ein mächtiges Gefolge von Freunden und Anhängern hatte, begann seinen Palast zu befestigen und liess Maschinen bauen, um Steine zu schleudern. Seinem Palaste gegenüber hatten die *Spini* den ihrigen, und auch diese hatten sich befestigt, denn sie wussten gar wohl, dass hier Schutz nöthig war wegen der grossen Macht, die dem Hause der *Scali* zugeschrieben wurde. Um diese Zeit begannen nun die genannten Parteien eine neue List anzuwenden, indem sie einander freundliche Worte gaben. Die *Spini* sprachen zu den *Scali*: ‚Ah, warum thun wir denn also? Sind wir doch Freunde und Verwandte und alle Guelfen! Wir haben ja keine andere Absicht, als die Ketten abzuschütteln, die das Volk euch und uns angelegt, und wir werden dann höher stehen, als wir jetzt

Diese Darstellung, namentlich was die Politik der Schwarzen anbetrifft, bedarf der Berichtigung und Erweiterung, wobei zu vergleichen Dino's Erzählung und den hinzu gegebenen, scharfsinnigen Commentar von _Isidoro del Lungo_ im _Propugnatore_, Band III, Parte II. pag. 357–370.

stehen. So lasset uns denn einig sein, wie wir sein sollten!' Auf die gleiche Weise sprachen die *Buondelmonti* zu den *Gherardini*, die *Bardi* zu den *Mozzi* und Messer *Rosso della Tosa* zum *Baschiera*." Dadurch kam eine Versöhnung der Adelsfamilien, — ein Aristokratenbund zu Stande. Das Volk war verrathen. Die Flamme des Familienhasses erlosch in dem Augenblicke, da man es am Wenigsten erwartet hätte. Der Kampf wird jetzt erst recht ein politischer. Adel und Volk stehen jetzt einander gegenüber. Und das Alles hat das Zauberwort bewirkt, welches die *Spini* gesprochen: „Lasset uns die Ketten abschütteln, die uns das Volk angelegt!"

— *Ein* Mann aus dem Adel blieb indess dem Volke getreu: es war Dante. —

Und nun hatte die Unglücksstunde für Florenz geschlagen. Der verbannte und geächtete *Corso Donati* dringt mit Gewalt in die Stadt. Die *Weissen* eilen ihm entgegen. Sie werden in die Flucht geschlagen. *Corso* bemächtigt sich mehrerer Paläste; seine Fahne weht auf denselben. Mit Gewalt öffnet er die Gefängnisse und lässt die Gefangenen frei. Karl von Valois nimmt dafür durch treulosen Verrath die Häupter der Weissen gefangen. Die Prioren lassen die Sturmglocke läuten. Umsonst. Niemand eilt herbei. Die *Weissen*, — wir sagen jetzt besser: die *Volkspartei* hielt sich in den Häusern verborgen. Wären in diesem Augenblicke Feinde in die Stadt eingedrungen, sie würden nicht mehr, — ja, lange nicht so gewüthet haben, wie ihre eigenen Bürger thaten. — „Ein Feind beschädigte den andern. Die Häuser wurden verbrannt. Man raubte und sogar die Hausgeräthe wurden aus den Häusern der Schwachen entwendet. Die mächtigen *Schwarzen* forderten Geld von den *Weissen*. Töchter wurden mit Gewalt verehelicht, Männer gemordet. Und wenn ein Haus in hoch auflodernden Flammen brannte, fragte Karl: ‚Was ist das für ein Feuer?' — ‚Eine brennende Hütte,' antwortete man ihm, wenn es ein herrlicher

Palast war. Diese Gräuel dauerten sechs Tage lang. Denn so war befohlen worden. Die Landschaft brannte von allen Seiten. — Karl von Valois, ein höchst verschwenderischer Mann, musste zuletzt seine verbrecherische Absicht offenbaren und begann von den Bürgern Geld zu erpressen. — Jungfrauen wurden entehrt, Waisen beraubt, ohnmächtige Leute ausgeplündert und aus ihrer Vaterstadt vertrieben. — Viele wurden angeklagt und sie mussten bekennen, sich verschworen zu haben, wenn sie es nicht gethan, und man legte einem Jeden eine Geldbusse von tausend Gulden auf. Und wer sich nicht vertheidigte, ward angeklagt und abwesend an Habe und Person verurtheilt. Wer gehorchte, bezahlte; dann ward er neuer Missethaten angeklagt und ohne Erbarmen aus Florenz verbannt. Viele Schätze wurden an verborgenen Orten versteckt; Viele änderten ihre Sprache in wenigen Tagen. Viele Beschimpfungen wurden den alten Prioren mit Unrecht zugefügt, auch von Solchen, die sie kurz zuvor hoch erhoben hatten. Man verunglimpfte sie sehr, um den Gegnern zu gefallen, und sie hatten vielen Verdruss. Und wer Böses von ihnen sagte, log, denn sie alle hatten das Wohl des Gemeinwesens und die Ehre der Republik gesucht. Allein das Streiten nützte da nichts, denn ihre Gegner waren voller Zuversicht. Gott begünstigte sie, der Papst half ihnen, Karl war ihr Vorkämpfer und die Feinde fürchteten sie nicht. — Viele wurden durch Verbrechen gross, deren Name vorher nicht gekannt war. — Verwandtschaft und Freundschaft galten nichts; nichts galten die neuen Heirathen. Jeder Freund ward dem Freunde zum Feind. Die Brüder verliessen einander, der Sohn verliess den Vater. Alle Gefühle der Liebe und der Humanität waren erstickt. — Treue, Mitleid, Erbarmen fand sich nirgends. Wer am lautesten schrie: ‚Tod, Tod den Verräthern!‘ der war der Grösste.“

— Es ist ein Zeitgenosse, — es ist ein Mann, der alles miterlebt und mitangesehen, — es ist *Dino Compagni*, von welchem diese Schilderung herrührt. Fürwahr, eine furchtbare Katastrophe,

ein entsetzliches Loos, das die Vaterstadt unseres Dichters in diesen Schreckenstagen getroffen. Ein warnendes Exempel, wohin Zwietracht führen kann. — —

Nachdem er seine Aufgabe, Frieden zu stiften, so herrlich gelöst und auf die gemeldete Art und Weise Ruhe, Ordnung und Frieden in Florenz wieder hergestellt, dachte nun der edle Karl von Valois an die Abreise. Er hatte ja in Florenz nichts mehr zu thun, — wollte den glücklichen Bürgern nicht länger beschwerlich fallen, da er ihnen nicht mehr nützen konnte, sie auch — nicht mehr viel hatten, ihnen zu nehmen. Letzteres zu thun, hatte er freilich nicht unterlassen. Gleichwohl hielt er sich natürlich für seine Bemühungen um das Wohl der Stadt noch nicht genügend belohnt. Desshalb ging er nach Rom und forderte Geld von dem Papste. Allein hier war nichts zu gewinnen. Bonifaz erwiderte ihm, er habe ihn ja zur Quelle des Goldes geschickt. Auf dieses hin nahm Karl sich vor, noch etwas aus dieser Quelle zu schöpfen. Er kehrte nach Florenz zurück. Zum Glück gelang es ihm, jetzt eine Verschwörung gegen sein Leben zu entdecken, — eine Entdeckung, die ihm noch etliche tausend Gulden einbrachte. Die bösen Verschworenen, die zufällig reiche Bürger waren, liess Karl, — „Kraft seines Friedensstifteramtes" — zum Tode verurtheilen, ihre Häuser verbrennen, ihre Güter einziehen. An Verbannungsurtheilen fehlte es natürlich auch nicht. Endlich, genau fünf Monate nach seinem segenbringenden Einzug, verliess Karl am fünften April 1302 die Stadt, die er in der Gewalt der *Schwarzen* zurückliess. Er ging nach Sicilien, um gegen Friedrich von Aragonien zu kämpfen und dessen Herrschaft über die Insel zu stürzen. Doch hatte er sich in das Friedensstifteramt so sehr hineingelebt, dass er einen schmählichen Frieden dem Kriege vorzog. Nach diesen Heldenthaten „tritt er von der historischen Bühne ab, auf der er eine schmachvolle Gastrolle gegeben hat." Den Ruhm, welchen er auf derselben sich erworben, drückte man mit den Worten aus: „Messer Karl kam nach Toscana als

Friedensstifter und verliess es im Krieg. Von hier ging er nach Sicilien, um Krieg zu führen, und brachte von da einen schimpflichen Frieden zurück.“

Siebentes Kapitel.

Ein Unglücksschlag.

Wie wegen seiner argen, unbarmherz'gen
Stiefmutter Hippolyt Athen verliess,
Also wirst Florenz Du verlassen müssen.
Das wünscht man dort, das will man dort erreichen
(Und bald wird, was man dort bezweckt, erfolgen),
Wo Christum man verkauft von Tag zu Tage.
Auf den Gekränkten wird im Mund der Leute
Das Unrecht fallen; doch der Wahrheit Zeugniss
Wird, durch die Rache, der sie austheilt, geben.
PARADISO XVII, 46 ff.

Fast beneidenswerth könnte Dante's Loos erscheinen, dass er, während die *Schwarzen*, unter der Protection und mit Beihülfe Karl's von Valois, solche Gräuel in Florenz ausübten, ferne von seiner Vaterstadt sich befand und dieselben nicht mit ansehen musste. Indess sollte er nicht verschont bleiben, auch ihn sollte das Unglück treffen.

Als Karl in Florenz einzog, um daselbst auf seine Weise Frieden zu stiften, da befand sich der Dichter noch am päpstlichen Hofe in Rom, den Papst für seine Partei günstiger zu stimmen suchend.

Völlig fruchtlos scheinen seine bezüglichen Bemühungen bei Bonifaz VIII. nicht geblieben zu sein. Wir glauben nämlich, es wesentlich dem Einflusse des Dichters zuschreiben zu müssen, dass sich der Papst bestimmen liess, Ende November oder Anfangs December 1301, den Cardinal *Matteo d'Acquasparta* zum zweiten Male als Friedensstifter nach Florenz zu senden. Wenigstens beweist das diessmalige Verhalten des Cardinals, dass der Papst inzwischen auf andere Gedanken gekommen sein musste. Bei seiner ersten Sendung hatte der Cardinal auf ziemlich deutliche Weise die Absicht kund gegeben, die Partei der *Weissen* unterdrücken zu wollen. Diessmal suchte er dagegen wirklich Frieden zwischen den zwei Parteien zu stiften. Und es gelang ihm diess auch so weit, dass er eine Versöhnung zwischen den *Cerchi* und *Donati*, sowie auch zwischen anderen bedeutenden Familien zu Stande brachte und durch wechselseitige Heirathen befestigte. Er wollte auch noch weiter gehen. *Weisse* und *Schwarze* hätten sich in die Herrschaft und in die Stadtämter gleichmässig theilen, beide Parteien politisch gleichberechtigt sein sollen. Eine jedenfalls nicht ganz verwerfliche Massregel, wäre sie nur zur rechten Zeit angewendet worden. Jetzt war es aber schon zu spät. Das Geschehene war nicht mehr ungeschehen zu machen. Von den *Schwarzen*, die sich bereits der Herrschaft mit Karl's Hülfe bemächtigt, wurde er mit seiner Forderung politischer Gleichberechtigung beider Parteien zurückgewiesen. Der Legat kehrte erzürnt nach Rom zurück, die Stadt unter dem Banne lassend. Auch war der von ihm zwischen den Familien gestiftete Friede von keiner langen Dauer. Schon zu Weihnachten des gleichen Jahres ward *Niccola de' Cerchi* von seinem eigenen Neffen, einem Sohne des *Corso Donati*, ermordet. Die Feindschaft, die Erbitterung nahm noch zu. Noch nicht damit zufrieden, die Herrschaft an sich gerissen, die Gegenpartei gedemüthigt, ausgeplündert, von allen Aemtern ausgeschlossen zu haben, trachteten die *Schwarzen* darnach, letztere aus der Stadt zu vertreiben.

Zu diesem Zwecke ward die am Ende des vorigen Kapitels erwähnte Verschwörung gegen Karl von Valois erfunden. Wie dieser gegen die fälschlich Angeklagten auf seine Weise einzuschreiten begann, da verliessen alle *Weissen*, die kraft ihrer Stellung etwas zu fürchten hatten, die Stadt. Im April 1302 ward ihnen das Verbannungsurtheil nachgeschleudert. Es waren ihrer „mehr als sechshundert Mann, welche mit der Noth kämpfend, der Eine hierhin, der Andere dorthin durch die Welt zogen."

Unter Letzteren befand sich nun auch Dante. Allein seine Feinde hatten nicht bis jetzt gewartet, schon früher hatten sie den entscheidenden Schlag gegen ihn geführt. Die Regierungsstellen hatten die *Schwarzen*, sobald sie an das Staatsruder kamen, mit ihren Creaturen besetzt. Eine solche Creatur der *Schwarzen* war auch *Cante de' Gabrielli* aus Agubio, den die Partei zum Podestà eingesetzt, ein grausamer und listiger Mann, dessen ganzes Sinnen und Denken darauf gerichtet war, Anklagen zu suchen, Processe einzuleiten, bei der Unschuld selber Verbrechen zu finden und im Namen der Gerechtigkeit unschuldiges Blut in Strömen zu vergiessen. Unzählige Bürger fielen in wenigen Monaten seiner Grausamkeit zum Opfer. Die Aermeren wurden ohne Erbarmen hingerichtet, die Reichen verbannt, unerschwingliche Geldbussen ihnen auferlegt und der Raub mit dem französischen Prinzen getheilt. Unter den Unglücklichen, die der Rache der *Schwarzen*, — die der Grausamkeit des Podestà zum Opfer fielen, war Dante einer der ersten. Dass er einst als Regierungsmitglied die Häupter ihrer Partei in's Exil geschickt, — dass er einst gegen die Forderungen des Papstes gestimmt, — dass er sich dafür verwendet, den sauberen Friedensstifter Karl von Valois womöglich von Florenz fern zu halten, — das hatten ihm die *Schwarzen* nicht vergessen. Schon am 27. Januar 1302 ward gegen Dante und drei andere Häupter der *Weissen* das Urtheil gesprochen. „Damit sie das ernten, was sie gesäet und die gerechte Vergeltung ihrer Thaten

empfangen," ward ein Jeder von ihnen zu einer Busse von achttausend Lire verdammt. „Und wenn," fährt das Urtheil fort, — „und wenn sie diese Busse nicht innerhalb drei Tagen, vom Tage dieses Urtheils gezählt, bezahlen, so sollen alle ihre Güter und Besitzungen zerstört oder veräussert werden, und das Zerstörte oder Veräusserte Gemeindeeigenthum sein; bezahlen sie aber, so sollen sie nichtsdestoweniger auf die Dauer von zwei Jahren aus Toscana verbannt sein." Ja, damit noch nicht zufrieden, wollten die Feinde dem Dichter auch noch ein ewiges Brandmal an der Stirne aufdrücken! „Als Fälscher und Betrüger," so schliesst das saubere Decret, „sollen sie (Dante und seine drei Unglücksgenossen) auf ewig von allen Aemtern und Ehren der Gemeinde ausgeschlossen sein, sowohl in Florenz selbst, als auch in der Umgegend, in der Landschaft und sonst überall, mögen sie die Busse bezahlen oder nicht!"

— „So wurde Dante's innige Liebe zu seinem Vaterlande belohnt! So wurde die Mühe belohnt, die er, um die bürgerlichen Uneinigkeiten zu entfernen, angewendet! So wurde Dante dafür belohnt, dass er mit allem Eifer das Wohl, den Frieden und die Ruhe seiner Mitbürger gesucht! Da zeigt es sich recht deutlich, wie trügerisch die Volksgunst, wie wenig man derselben vertrauen darf. Er, auf dem kurz zuvor jede öffentliche Hoffnung zu ruhen, — Er, der jegliche Liebe der Bürger zu besitzen, — Er, der jede Zuflucht bei dem Volke zu finden schien, — Er wird plötzlich, ohne gesetzlichen Grund, ohne Jemanden verletzt zu haben, schuldlos durch das nämliche Volk, das sonst sein Lob bis zu den Sternen erhob, mit Wuth in die Verbannung geschickt. Das war die Marmorstatue, die zum ewigen Andenken an seine Tugend ihm errichtet wurde! Mit solchen Lettern ward sein Name unter denen der Altvordern in goldne Tafeln eingegraben! Mit solch günstigem Rufe dankte man ihm für seine Wohlthaten!" So ruft entrüstet *Boccaccio* hier aus. Und fürwahr! Wem wird das Herz nicht warm,

wer stimmt nicht ein in diesen entrüsteten Ruf, wenn er den grossen Mann, den Glanz und die Ehre seiner Vaterstadt, seines Vaterlandes, — den edelsten, grössten und besten Bürger, den Florenz, den Italien je gehabt, von einer Rotte unwürdiger, niederträchtiger, verkaufter Bösewichter so beschimpft, so verurtheilt sieht!

Der erbärmliche Podestà und seine ihm ebenbürtigen Helfershelfer vergassen natürlich nicht, den Schein der Gerechtigkeit anzunehmen. Das schmachvolle Urtheil ward dadurch motivirt, dass dem Dichter vorgeworfen wurde, er habe während seines Priorates und sonst „Betrügereien“ verübt, nach „unerlaubtem Gewinn“ gestrebt, „verbrecherische Erpressungen“ sich zu Schulden kommen und sich „bestechen“ lassen; — er habe „gegen den Papst und den Herrn Karl“ gehandelt, indem er dem Kommen des Letzteren nach Florenz sich widersetzt; — er habe „den friedlichen Zustand der Stadt Florenz und der Guelfen“ gestört; — er habe Veranlassung zu den Unruhen in Pistoja gegeben und daselbst „die Guelfen, die Getreuen der heiligen römischen Kirche, verbannen lassen,“ u. s. f. — Ein grosses Sündenregister, in der That! Womit konnten aber die rachsüchtigen Feinde diese Beschuldigungen beweisen? — Auf Beweise kam es ihnen eben gar nicht an, und so unterlässt es *Cante de' Gabrielli*, auch nur den Schein eines Beweises zu versuchen. Alles, was er in dieser Beziehung zu sagen weiss, ist, das, was er gegen Dante vorzubringen sich erfrecht, sei ihm „durch das öffentliche Gerücht zu Ohren gekommen!“ Wahrlich, ein unwiderleglicher Beweis!

Auf den Gekränkten wird im Mund der Leute
Das Unrecht fallen.

Der Besiegte muss in dieser Welt natürlich immer Unrecht haben. Das Einzige, was die Feinde ihm mit Grund zur Last legen konnten, — dass er sich nämlich dem Kommen Karl's von Valois widersetzt habe, — diess war keine Schuld, sondern ein Verdienst. *Mit*

Grund konnten sie ihm diess zur Last legen, denn aus noch vorhandenen Urkunden geht allerdings hervor, dass er gegen den hergelaufenen französischen „Friedensstifter“ aufgetreten. Dante besass eben einen zu scharfen politischen Blick, um nicht zum Voraus klar zu erkennen, was für einen Segen Karl von Valois nach Florenz bringen würde, und er fühlte zu viel Liebe zu seiner Vaterstadt, als dass er nicht Alles hätte anwenden sollen, das Unheil von derselben abzuwenden. Bei den übrigen Anklagen leuchtet es so sehr von selber ein, dass sie reine boshafte Erfindungen, bewusste Lügen erbitterter, rachsüchtiger Feinde sind, dass es geradezu lächerlich wäre, den Dichter gegen dieselben noch in Schutz nehmen, sie noch widerlegen zu wollen. Auch Dante selber war sich nicht blos selber seiner Unschuld bewusst, — er war noch dazu so sehr überzeugt, dass dieselbe offen vor aller Augen liege, dass er es mit Recht für unter seiner Würde hielt, gegen derartige Verläumdungen sich zu vertheidigen oder von denselben weiter Notiz zu nehmen. „Aus der Urkunde selbst geht deutlich hervor, dass der Versuch, die Pläne der *Schwarzen* in Bezug auf Karl von Valois zu vereiteln, so was dessen Berufung wie die ihm zu leistenden Zahlungen betrifft, der gegen Dante ergriffenen Massregel zu Grunde lag. — Es war gerade die Unparteilichkeit Dante's, eine Unparteilichkeit, die nach beiden Seiten hin traf, indem sie der eigenen Freunde nicht schonte, wo es Ruhe zu halten galt, die den Grimm der *Schwarzen* gegen ihn stachelte, um so heftiger, da seine hervorragenden Eigenschaften ihn zugleich zum Gegenstand der Furcht wie des Hasses machten.“

Mit diesem Schandurtheil war aber die Rachsucht, war der Hass seiner Feinde noch nicht befriedigt. Das Urtheil hatte dem Dichter eine dreitägige Frist gestellt, zur Verantwortung gegen die wider ihn erhobenen Anklagen vor dem seinen Feinden verkauften Gericht in Florenz zu erscheinen. Man kann sich leicht denken, was für ein Loos ihn getroffen haben würde, falls er auf diese Weise

selber seinen Feinden in die Hände gelaufen wäre. Allein es war ihm eben auch rein unmöglich, innert dieser Frist in Florenz zu erscheinen. Dante befand sich zu dieser Zeit, wie wir bereits wissen, im Dienste seiner Vaterstadt zu Rom. Dort erhielt er höchst wahrscheinlich von diesem Urtheil erst dann eine Kunde, als die dreitägige Frist bereits abgelaufen. Diese absolute Unmöglichkeit, vor ihnen zu erscheinen, verwandelte sich aber in den Augen seiner Feinde in eine Schuld der Widersetzlichkeit. Am 10. März 1302 ward demnach ein zweites Urtheil gegen ihn gefällt. Weil er „die ihm auferlegte Geldbusse nicht bezahlt und nicht vor Gericht sich gestellt habe, so sei er als der ihm zur Last gelegten Verbrechen geständig zu erachten" und es wird desshalb das Verbannungsurtheil nicht nur wiederholt, sondern auch mit dem Zusatze verschärft, dass er im Betretungsfalle „mit Feuer verbrannt werden solle, also dass er sterbe." Welch' erbärmliche, welch' schamlose Vorwände zu einem solchen Schandurtheil! — Dante hatte die ihm auferlegte Geldbusse nicht bezahlt; — aber wie in aller Welt hätte er eine solche Summe zahlen können, nachdem ihm Haus und Hof und alle sonstige Habe geplündert, geraubt und zerstört worden? — Dante war nicht vor Gericht erschienen; — war es aber seine Schuld, wenn es ihm nicht möglich war, zu gleicher Zeit an zwei verschiedenen Orten zu sein? — Sonst sucht man bei ungerechten Urtheilen doch wenigstens den Schein des Rechtes besser zu wahren. Allein die unreine Leidenschaft macht den Menschen nicht allein ungerecht, sie macht ihn auch blind.

Aus dem Schiffbruche seines irdischen Glückes, all' seiner Güter soll Dante's Gemahlin, *Gemma*, unter dem Titel der Mitgift einiges Wenige gerettet haben. Da sie, wie wir früher gesehen, eine Verwandte jenes *Corso Donati* war, der jetzt an der Spitze des Regimentes in Florenz stand, ist diess sehr wahrscheinlich. *Gemma* blieb in Florenz und widmete sich ganz der Er-

ziehung der Kinder ihres grossen Gemahls. Die schwergeprüfte Frau würde wahrscheinlich gerne ihrem Gemahle gefolgt sein, die Verbannung mit ihm getheilt haben. Aber ach! wie die Verhältnisse jetzt sich gestaltet, war diess nicht möglich. Ohne Brod und ohne Obdach musste nun der Dichter hin und her wandern; auf fremdes Brod angewiesen, nirgends einen festen Sitz habend — was hätte er da mit Frau und Kindern beginnen sollen? Seine Kinder hat er später allerdings zu sich genommen. Seine Frau scheint er nie wieder gesehen zu haben; sie starb um das Jahr 1308.

Wie er in Rom die erste Kunde von seinem Unglück erhielt, da machte sich Dante schleunigst auf, in der Absicht, nach Florenz zurückzueilen. In Siena angelangt, erfuhr er aber erst, wie gross das Unglück war, das ihn getroffen, wie ihm die Thore seiner Vaterstadt fortan verschlossen waren. Er ist jetzt ein Verbannter. Nie wieder wird er jenen geweihten Boden betreten dürfen, in dem die Gebeine seiner Väter, — in dem die sterblichen Ueberreste seiner *Beatrice* ruhen. Nie wieder wird er die heiligen Orte sehen dürfen, woran die theuersten, die seligsten Erinnerungen seiner Jugend-, seiner Mannesjahre geknüpft sind. Ah! und die, welche seinem Herzen lieb und theuer sind, — wird er hienieden je sie wiedersehen? Die Zukunft! Welch ein Schreckenswort für den Geächteten, den Verstossenen, den zum Feuertode Verdammten! — Wohin? wo leben, — wo sterben, — wo im Grabe ruhen? — Fremdes Obdach wird ihn aufnehmen, fremdes Brod ihn sättigen, fremde Menschen werden ihn umgeben, fremde Hände ihn in der Krankheit pflegen, auf fremdem Lager wird er den Geist aufgeben, fremde Hände werden ihm die Augen zuschliessen, fremde Erde wird seine Ueberreste decken! — Das Exil, das Exil! O, ein trauriges Loos!

Solche Gedanken mochten Dante's Herz durchbeben und durchschauern, als er in Siena sein Schicksal erfuhr. Hier verlassen wir

ihn, um ihn später dann auf seinen Wanderungen im Exile zu begleiten. Wir verlassen ihn tief gerührt. Doch beruhigend ist, dass Er uns versichert, er fühle sich

Recht felsenfest für des Geschickes Streiche.

VIERTES BUCH.

INNERE ENTWICKLUNGSGESCHICHTE.

Erstes Kapitel.

Das Paradies der Jugend.

> **Mir gab, trotz eigener Werthlosigkeit,**
> **Aus reiner Mildigkeit**
> **Die Lieb' ein Leben voll von süssen Freuden.**
> **Oft hört' ich hinter mir zu jener Zeit:**
> **„Gott, welche Würdigkeit**
> **Mocht' ihm das Herz mit solcher Anmuth kleiden?"**
> **VITA NUOVA, § 7, Son. II.**

Der Mensch lebt auf Erden ein Doppelleben: ein äusseres und ein inneres. Beide beeinflussen, bedingen einander, sind auf's Innigste mit einander verbunden, können aber durchaus nicht mit einander verwechselt werden. Ein Anderes sind die Erlebnisse des äusseren Lebens und ein Anderes die Erlebnisse des Herzens, des Gemüths. Ein Anderes sind die Erfahrungen, die wir äusserlich, — ein Anderes die, welche wir innerlich machen. Schon in der Einleitung vorliegender Schrift ist desshalb darauf aufmerksam gemacht worden, dass die Biographie eines bedeutenden Menschen nicht allein das äussere, sondern auch das innere Leben desselben in den Kreis ihrer Darstellung zu ziehen habe. Es genügt nicht, blosse äusserliche Thatsachen zusammenzustellen, — den bloss äusserlichen Lebensverlauf — wenn auch noch so anschaulich — darzustellen, es muss auch dem inneren Entwicklungsgange die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet werden. Von allen Biographen unseres Dichters ist nun der Letztere im Zusammenhange

mit dem Ersteren dargestellt worden. Man wird dieser Methode keineswegs die Berechtigung absprechen können, ja, sie erscheint beim ersten Blicke als die allein berechtigte. Denn, da inneres und äusseres Leben in der Wirklichkeit eng, — unzertrennlich mit einander verbunden sind, so scheint es, als würde in dieser Hinsicht dem Biographen das Gebot gelten: „Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht scheiden!“ Auch unsere ursprüngliche Absicht war es, auf dem von allen unseren Vorgängern betretenen Wege verbleibend, Dante's innere Entwicklung in Verbindung mit den Ereignissen und Thatsachen seines äusseren Lebensganges darzustellen, ohne der „Geschichte des Herzens“ einen besonderen selbstständigen Abschnitt zu widmen. Nach reiflicher Ueberlegung schien uns indess erspriesslicher, die beiden Seiten des Lebens unseres Helden besonders in's Auge zu fassen. Bei vielen, vielleicht den meisten übrigen Menschen wäre diess freilich kaum zulässig, oder wenn auch zulässig, so doch nicht wohl möglich. Bei einem *Dante* dagegen dürfte es wohl nicht allein möglich und zulässig, sondern auch zum tieferen Verständniss des grossen Mannes und seiner erhabenen Geistesarbeiten wesentlich beitragen, die Hauptmomente seiner inneren Entwicklung für sich allein in's Auge zu fassen, ohne sich dabei durch die immer wiederholte Rückkehr zu den äusseren Ereignissen zerstreuen zu lassen. Aber freilich nur die Hauptmomente; denn dass manches Einzelne schon bei der Darstellung des äusseren Lebensganges berücksichtigt werden muss, versteht sich, nach dem über den innigen Zusammenhang von Aeusserem und Innerem vorhin Bemerktem, von selbst. — Nachdem wir nun den äusseren Lebensgang unseres Dichters bis zu dem Punkte verfolgt, wo derselbe durch einen schweren Unglücksschlag eine grosse Umgestaltung erfuhr, soll uns, bevor wir ihm auf seinen Wanderungen weiter folgen, die Geschichte seines Herzens eine Weile beschäftigen. Kleine Wiederholungen werden hiebei wohl unvermeidlich sein, — die hier versuchte getrennte Darstellung bringt diess

nothwendig mit sich. Wenn aber der gegenwärtige Abschnitt Einiges zur Erleichterung eines tieferen Verständnisses des grossen Dichters und seiner Werke beitragen sollte, dann dürften auch die allfällig vorkommenden Wiederholungen nicht ganz überflüssig sein.

Ueber Dante's innere Entwicklung während seiner ersten Kinderjahre können, bei dem gänzlichen Mangel an bezüglichen urkundlichen Nachrichten, nur Vermuthungen aufgestellt werden. So viel scheint indess mit gutem Grunde angenommen werden zu müssen, dass er in den frühesten Jahren seines Lebens schon zu den ernsteren Studien sich hingezogen fühlte, an den Wissenschaften sein Ergötzen fand. Seine Eltern, die selbst unter den unseligen Verhältnissen ihrer Heimath gelitten, — sie, welche die Wechselfälle des irdischen Lebens bitter erfahren, — sie hatten gewiss das Bedürfniss empfunden, eine festere Stütze für's Leben zu besitzen und ihren Trost in dem Glauben gesucht, der da selig macht mitten unter den irdischen Trübsalen. Und wenn es dem also war, wie hätten sie es dann unterlassen können, auch in das Herz ihres Kindes die ersten Keime jenes tröstenden, ermunternden, erquickenden und beseligenden Glaubens frühe zu streuen? — Dante ist — es kann diess wohl nicht bezweifelt werden — in dem Glauben seiner Kirche erzogen worden, er hat frühe gelernt, zu jenem Gott im Himmel gläubig emporzublicken, der alle Schicksale lenkt. Beschränkt war die Erziehung, die in seinen ersten Jahren ihm zu Theil wurde, — war der Glaube, den ihm das elterliche Haus, die elterliche Liebe und Sorge einpflanzte, wohl nicht. Er wäre sonst gewiss nicht dem *Brunetto Latini* anvertraut worden, einem Manne, der in sittlicher und somit — wie diess aus der damaligen Anschauungsweise nothwendig folgt — auch in religiöser Hinsicht bei seinen Zeitgenossen nicht gerade im besten Rufe stand.

Weitere Vermuthungen über die ersten Lebensjahre Dante's erlauben wir uns nicht aufzustellen. So sehr wir indess den Mangel an bestimmten Nachrichten hierüber bedauern müssen, um so er-

freulicher ist es, dass er selber tiefe Einblicke in sein inneres Leben bereits während seines Knabenalters eröffnet.

Schon vom Ende seines neunten Jahres an war Dante's inneres Leben *ein Leben in der Liebe.* Dass ein anmuthiges Kind auf das Gemüth des neunjährigen Knaben Eindruck machte, diess ist an und für sich nicht gerade etwas ganz Aussergewöhnliches. Dass aber dieser Eindruck ein so tiefer, dass er unauslöschlich blieb, das ist bei Dante das Ausserordentliche. Sein jugendliches Herz wird von diesem ersten Eindrucke ganz hingerissen, der Gedanke an seine *Beatrice* erfüllt ihn Tag und Nacht. Dante's einfache und rührende Schilderung zeigt, dass sein ganzes inneres Leben viele Jahre hindurch in dieser Liebe so zu sagen aufging. Dieselbe ist aber nicht gewöhnlicher Art. Sie kennt keine Begierde, sie kennt keine Eifersucht, sie ist daher von den Unruhen, von den Qualen, von den Sorgen, die sonst mit der irdischen Liebe verbunden zu sein pflegen, völlig frei; sie kennt keine anderen Gefühle, als jene Seligkeit, welche die edle Liebe dem reinen Herzen gewährt. Schon der Knabe fühlt beim Begegnen der Geliebten, dass seine Seligkeit erschienen. Und um diese Seligkeit zu erhalten, um sie neu zu beleben, um sie zu erhöhen, dazu bedarf es gar wenig. Das blosse Anschauen der Geliebten, ein Blick von ihr, ein Gruss ihres Mundes, — das ist Alles, mehr begehrt Dante's Liebe nicht. Ein Himmel voller Wonne und Seligkeit geht ihm in der Geliebten auf. Durch sie ist ihm die Erde zu einem Paradiese geworden. Paradieseslüfte wehen ihn an, so oft der Anblick der Geliebten ihm gewährt wird, — Paradieseslüfte, die ihn alle Schmerzen und Trübsale der Erde vergessen lassen, aber auch von allem Unedlen und Sündlichen reinigen. Die Geliebte ist ihm nicht allein eine Führerin zur Seligkeit, — sie ist ihm auch eine Führerin zur Tugend. In ihrer Gegenwart schweigen alle Gedanken der Lieblosigkeit, der Selbstsucht, des Hasses und der Rache, aus des Dichters Herzen weicht alles Gemeine und Unedle, wenn *sie* sich naht. Durch sie

findet er die Kraft, das Gute zu vollbringen und das Böse siegreich zu bekämpfen, durch sie fühlt er sich stark, um vom rechten Wege nicht zu weichen.

> Mit meinem Antlitz hielt ich eine Zeit ihn.
> Indem die jungen Augen ich ihm zeigte,
> Führt' ich ihn mit mir in der rechten Richtung.

Dante's inneres Leben in seinen Jugendjahren ist somit ein Leben in der Liebe. Aber es ist noch mehr. Eben weil ein Leben in der Liebe, ist es zugleich auch *ein Leben im Glauben*, ein Leben in kindlicher Frömmigkeit. „Eine solche Liebe," sagt *Witte*, der grosse Dantekenner, „eine solche Liebe ist die Zwillingsschwester des Glaubens; nicht *des* Glaubens, der sich durch Zweifel hindurch gerungen hat zur Erkenntniss, sondern des sich ohne Grübeln kindlich hingebenden, und wir können es begreifen, wie dem Dichter diese Jugendliebe zu *Beatrice* ein Sinnbild jener ungetrübten Glaubensinnigkeit ward." Die Lieder, in welchen Dante seine Jugendliebe besingt, die Schrift, in welcher er die Entstehung und den Verlauf dieser Liebe erzählt, — das sind keine Liebeslieder gewöhnlicher Art, — das ist keine einfache Liebesgeschichte, nein! in diesen Liedern, in dieser Schrift haben wir eine, in Dante'schem Style geschriebene Darstellung eines kindlich-frommen Glaubenslebens vor uns.

In Dante'schem Style geschrieben. Denn allerdings, ausdrücklich sagt es uns der Dichter nicht. Man muss aber den Dichter gar wenig kennen, um sich mit der Annahme begnügen zu können, die Schilderung seiner Jugendliebe wolle nichts Anderes und nichts mehr sein, als eine einfache Liebesgeschichte, hinter welcher kein höherer Sinn verborgen liege. Dante sagt einmal selbst ganz ausdrücklich: „Schriften können verstanden und sollen ausgelegt werden vorzüglich in vier verschiedenen Sinnesarten. Der erste Sinn heisst der buchstäbliche; — der zweite heisst der allegorische und das ist der, der unter dem Mantel dieser Fabeln sich verbirgt, —

eine Wahrheit unter schöner Lüge verborgen u. s. w.“ Will man nun, kann man nun glauben, ein Mann, der bei der Auffassung fremder Schriften von solchen Grundsätzen sich leiten liess, habe bei Abfassung eigener Schriften eben solche Grundsätze nicht befolgt, nicht im Auge gehabt? Dante versichert ja selbst wiederholt, seine Schriften seien nicht allein buchstäblich, sondern auch allegorisch aufzufassen. Auch bei der Erzählung seines Liebeslebens im Frühling seines irdischen Daseins unterlässt er es nicht, darauf hinzudeuten. Dazu ist ja allgemein zugestanden, — wie es sich denn schlechterdings nicht läugnen lässt, — einmal, dass die *Beatrice* der göttlichen Komödie eine wirkliche Persönlichkeit, zugleich aber auch eine Allegorie, sodann, dass Dante's Schilderung seines Jugendliebeslebens keineswegs streng historisch ist. Ist nun diess der Fall und kann andererseits nicht verkannt werden, dass zwischen der göttlichen Komödie und der *Vita Nuova* ein inniger Zusammenhang besteht, so werden wir mehr als berechtigt sein, in der letzteren Schrift nicht allein die Erzählung von Dante's Liebes-, sondern auch die Darstellung seines Glaubenslebens zu erblicken. „In seiner Kindheit,“ sagt abermals *Witte*, „entbrannte Dante's unschuldiges Herz in Liebe und so ganz richtet sie ihn zum Himmel, mit so reiner Frömmigkeit durchdringt sie ihn, dass wir es erklärlich finden, wenn Manche gezweifelt haben, ob wirklich eine Erdentochter diese heilige Flamme entzündet, oder ob Dante selbst die gläubige und freudige Liebe seiner jungen Brust zum göttlichen Vater in seiner ‚beseligenden Beatrice‘ verkörperte. Die *Vita Nuova* ist das Buch dieser kindlichen und von keinem Zweifel getrübten Frömmigkeit, die keinen Wunsch kennt, als ewiges, preisendes Anschauen der Wunder, in denen Gottes Gnade strahlend sich spiegelt und die das zarte Geheimniss ihrer Fülle in tiefer Brust bewahrt, weil jeder fremde Blick es ihr entweihen würde.“

Es darf als sicher angenommen werden, haben wir vorhin gesagt, dass Dante als zartes Kind mit dem Glauben der Kirche be-

kannt gemacht, — dass er frühe schon gelehrt wurde, mit kindlichem Vertrauen zu Gott emporzublicken. Aber dieser kindliche Glaube schlummert zuerst fast unbewusst in der Seele des Kindes, er ist mehr ein angelernter bloss als ein innerlich gefühlter, innerlich erlebter. Um lebendig erweckt zu werden, dazu bedarf es eines mächtigen Eindruckes, sei es, dass derselbe von Aussen komme, sei es, dass er rein innerlich, man möchte sagen, unmittelbar von Gott empfangen werde. Erst von da an beginnt ein bewusstes, inneres Glaubensleben; von dem, was zuvor innerlich erlebt und empfunden ward, hat das „Buch des Gedächtnisses" äusserst Weniges uns aufbewahrt. Der Eindruck kommt, — er kommt bei Dante zunächst von Aussen. Die Geliebte erscheint ihm. Von ihrem Anblick wird sein Geist gänzlich hingerissen, selig bezaubert. Aber der Glanz irdischer Schönheit und menschlicher Herrlichkeit, der blendend ihn bestrahlt, weiset ihn auf den Gott hin, welcher seinen Geschöpfen ein so herrliches Gewand anthut. Das Verlangen nach *Beatrice* lehrt ihn jenes Gut lieben

„Jenseits von dem kein Ziel die Sehnsucht findet."

Von der Herrlichkeit der Erde steigt sein sinnender Geist sofort zur Herrlichkeit des Himmels empor. Der Preis der Schönheit der Geliebten wird ihm zum Preise der Herrlichkeit Gottes. „Gelobet sei der Herr, dessen Werke so herrlich sind!" Das ist das Lob- und Dankgebet, das von seinem Herzen zum Himmel emporsteigt, wenn irdische Schönheit sein Auge blendet. Mehr noch als durch die irdische Liebe zu einem edlen Mädchen fühlt sich sein Herz durch die fromme kindliche Liebe zu Gott, durch den kindlich frommen Glauben an ihn beseligt. Kein Zweifel, kein ernsteres forschendes Nachdenken, kein Grübeln stört ihn in dem Genusse dieser Glaubensseligkeit. Kein Misston stört die Paradiesesmusik, von der sein Glaube sich umtönt fühlt. Im Geiste lebt der Dichter im Himmel, verkehrt er mit den Engeln Gottes. Und so tief hat er sich in

diesen kindlichen Glauben hineingelebt, dass auch der Geliebten Sterben ihm nichts Anderes ist, als ein Emporsteigen zum hohen Himmel, wo die Engel des Herrn schon lange ihrer begehrten. Aber sorgfältig wird diese Perle beseligenden Glaubens im Herzen verwahrt. Es gibt freilich Naturen, die sich innerlich gedrungen fühlen, über das, was ihnen das heiligste ist, sich auch gegen Andere auszusprechen. Dante ist keine solche Natur. Er gehört vielmehr zu denen, deren zarteste, tiefste und seligste Erfahrungen ihnen zu heilig sind, als dass sie ohne Entweihung davon sprechen dürften. Wie er besorgt, seine Liebe möchte entweiht werden, wenn deren Geheimniss offenbar würde, so befürchtet er auch, seinen frommen Glauben zu entweihen, wenn er sich Andern gegenüber offen darüber ausspricht. Und doch kann er nicht schweigen, der Mund muss von dem übersprudeln, wovon sein Herz erfüllt ist. Desshalb sieht er sich um nach einem „Schirme der Wahrheit.“ Ein solcher ist für seine irdische Liebe ein anderes als das gemeinte Mädchen, — ein solcher ist für seine Frömmigkeit, für seinen Glauben eine andere als die gewöhnliche, eine im mysteriösen allegorischen Gewande eingekleidete Sprache. Man hat bei Dante — und zwar schon in der seinem Jugendleben gewidmeten Schrift — scholastische Spielereien finden wollen und als Beispiel von solchen den Umstand angeführt, dass er *Beatrice* so wiederholt mit der Zahl *neun* in Zusammenhang bringt, um endlich den Leser mit dem Aufschluss zu überraschen, *Beatrice* sei selber „eine *Neun*, nämlich ein Wunder, dessen Wurzel einzig und allein die geheimnissvolle Dreieinigkeit ist.“ Wir sind nun freilich weit davon entfernt, der Zahlenmystik das Wort reden zu wollen. In diesem steten Erwähnen des Zusammenhangs, in welchem *Beatrice* zur Zahl neun ihm erschien, glauben wir indessen etwas mehr als eine blosse scholastische Spielerei sehen zu müssen. Wir erblicken darin eine dunkle Andeutung, die der Dichter dem Leser seiner Schrift geben will, dass

die Bewunderung des Geschöpfes mit der Anbetung des Schöpfers, die Seligkeit der irdischen Liebe mit der Seligkeit der gläubig-frommen Liebe zu Gott ihm eng, untrennbar mit einander verbunden sind. Ist doch eine solche, so ganz selbstsuchtslose Liebe, wie Dante's Lieder sie schildern, ohnedem schlechterdings nirgends sonst denkbar, als in einem kindlich-gläubigen, kindlich-frommen Gemüthe! „Die Lieder einer solchen Liebe," sagen wir abermals mit *Witte*, — „die Lieder einer solchen Liebe eine *Allegorie* des frommen Glaubens zu nennen, wäre thöricht; sie ist selbst ein freudiges Leben in Gott, dessen irdischen Abglanz der Liebende zu schauen gewürdigt wird."

Die Tochter einer solchen Liebe und eines solchen Glaubens ist nun die Hoffnung. Weil ein Leben in reinster- und darum beseligender Liebe, — in kindlich frommem und darum beseligendem Glauben, darum ist Dante's inneres Leben zu dieser Zeit endlich auch ein *Leben in Hoffnung*. Aus den zwei ersteren folgt nothwendig das Dritte. Denn, mag man zuweilen auch von einer hoffnungslosen Liebe reden, so ist doch eine tiefgefühlte Liebe niemals ohne irgend welche Hoffnung. Hört diese völlig auf, dann neigt auch jene ihrem Absterben zu. Vollends aber wäre ein hoffnungsloser Glaube ein Unding, ein Selbstwiderspruch. Was musste der Dichter nicht von jenem Gott hoffen, von dessen Herrlichkeit, Huld und Güte er beim Anblick der Geliebten einen so tiefen, überwältigenden Eindruck empfand? Und wie natürlich, wenn er, in freudigem Vertrauen auf diese Huld und Güte Gottes, auch für seine irdische Zukunft den süssesten Hoffnungen sich hingab? Von diesem Hoffen redet er freilich nicht ausdrücklich. Warum nicht? Wenn die Sonne am Himmel scheinet, bedarf es nicht erst der Bemerkung, dass es Tag ist auf Erden.

Durch die Liebe, durch den Glauben und durch die Hoffnung war Dante's inneres Leben in seiner Jugend ein glückliches und seliges, — ein Leben des Paradieses.

In seiner Jugend! Ach, diese ging vorbei und das Paradies war verloren!

O, wie der frohe Muth mir nun entwich,
Sonst aus dem Schatz der Liebe mich beseelend!
Drum bin ich arm und elend
Und selbst zu sprechen scheut die Lippe sich.

Zweites Kapitel.

Die Krisis.

Doch, als die Art des Lebens ich vertauschte
An meines zweiten Lebensalters Schwelle,
Macht' er sich los von mir und gab sich Andren.
Als ich vom Fleisch erhoben war zum Geiste
Und Schönheit mir, wie Kraft gemehrt sich hatten,
Ward minder lieb ich ihm und minder werth.
Zu falschen Wegen wandt' er seine Schritte,
Des trügerischen Glückes Bildern folgend,
Die kein Versprechen, das sie gaben, halten.
PURGATORIO XXX, 124 ff.

Beatrice's Verlust bezeichnet für Dante den Eintritt in ein neues Stadium innerer Geistesentwicklung. Der Engel, der *sie* von der Erde abrief, — er war zugleich der Cherub, der mit dem flammenden Schwerte *ihn* aus dem Paradiese vertrieb.

Nach unserer modernen Art zu denken, hatte der Dichter schon früher seine Geliebte verloren, — als sie nämlich die Ge-

mahlin eines Anderen geworden. Im Mittelalter war diess aber, wie wir früher gesehen, anders. Dazu war ja Dante's Liebe von ganz eigenthümlicher Art. Im Grunde liebte er bei weitem mehr das Ideal, welches in dem anmuthigen Mädchen ihm verkörpert erschien, als das Mädchen selbst. Dass er *Beatrice's* Vermählung völlig gleichgültig aufgenommen habe, soll damit freilich nicht behauptet werden. Es liegen im Gegentheil Gründe vor, welche vermuthen lassen, dieses — vielleicht ihm unerwartete — Ereigniss habe ihn nicht wenig beunruhigt. Nicht lange nach *Beatrice's* Vermählung sahen wir ihn für seine Vaterstadt Kriegsdienste thun. Einer alten Nachricht zufolge soll aber Dante in seiner Jugend die Absicht gehabt haben, in den Franziscanerorden einzutreten, doch schon vor Beendigung des Noviziates von diesem Vorhaben zurückgekommen sein. Die Thatsächlichkeit dieser Nachricht kann allerdings nicht sicher begründet, aber auch nicht mit triftigen Gründen in Abrede gestellt werden. Dürften wir nun dieser Erzählung Glauben schenken, so würde es sehr nahe liegen, die Zeit, in welcher Dante Mönch zu werden beabsichtigte, unmittelbar oder jedenfalls nicht lange nach *Beatrice's* Vermählung zu suchen, — ein Umstand, der einen tiefen Einblick in sein Inneres während dieser Zeit uns eröffnen würde. Hienach hätte der Dichter auf diesen Schlag hin zunächst den Entschluss gefasst, der Welt gänzlich zu entsagen. Zwischen Entsagung und Genuss, — zwischen Zurückgezogenheit und Oeffentlichkeit, — zwischen dem Dienst Gottes in der Einsamkeit der engen Klosterzelle und dem Dienste Gottes im öffentlichen politischen Leben würde er dann aber einige Zeit geschwankt, endlich für das Letztere sich entschieden und demgemäss dem Dienste seiner Vaterstadt sich gewidmet haben. Die Combination hätte an und für sich nichts Unwahrscheinliches. So gross indess der Reiz wäre, auf dieselbe gestützt, ein ausgeführtes Bild von Dante's innerem Leben während dieser Periode zu entwerfen, so mahnt die historische Gewissenhaftigkeit doch zur äussersten

Vorsicht. Ohne sichere geschichtliche Daten ist zu keiner Gewissheit zu gelangen.

Wie dem immer sei, der entscheidende Schlag war *Beatrice's* Vermählung für Dante nicht. Seine Liebe war zu rein, zu ideell, zu geistig, zu selbstlos, als dass sie darunter wesentlich hätte leiden können. Sein Glaube konnte nicht erlöschen, so lange sich ihm in der Schönheit und dem edlen Wesen des geliebten Geschöpfes die Herrlichkeit des Schöpfers abspiegelte. Seine Hoffnung konnte nicht aufhören, so lange der geliebte Geist ihm die Welt verschönerte, — ihm ein Pfand von des Herrn Güte und Gnade war.

Eine ernstere Wendung tritt ein; — *Beatrice* stirbt.

Da mit einem Male erscheint ihm die Welt in einem ganz anderen Lichte als zuvor. Wohin er sein Auge richtet, — alles trostlose Oede, quälende Leere. Die Stadt, sonst so volkreich, kommt ihm jetzt wie eine einsam trauernde Wittwe vor. Dem Auge, das sonst an der Herrlichkeit sich ergötzte, womit Gott nicht die Natur bloss, sondern vorzüglich den Beherrscher derselben, den Menschen, schmückt, — demselben Auge tritt nun das jammervolle Bild des Todes mit seiner Verwüstung, mit seiner Zerstörung, — mit der Verwesung in seinem Gefolge entgegen. Das Leben, das so heiter und hoffnungsvoll ihm entgegenlächelte, erweist sich jetzt als ein jammervolles. Sonst predigte die Welt laut von Gottes unendlicher Liebe, Gnade und Güte, jetzt scheint sie aber nur eine eiserne Willkür zu verkünden, die ohne Herz, ohne Gefühl und ohne Liebe in ihr schaltet. Das tief verwundete Herz fühlt die liebende Vaterhand nicht mehr, es ist nahe daran, der Verzweiflung in die Arme sich zu werfen.

O wehe mir! So oft mein Herz gedenket,
Dass Ihrer Augen Schein
Mir nie mehr glänzt, um die ich so mich quäle,
Wird mir im Herzen so von Schmerz umschränket
Die schmerzenvolle Seele.
Dann ruf' ich aus: „Fliehst Du nicht, Seele mein?

Denn jene Qualen, die Dich noch bedräun
In einer Welt, die Dich schon dünket Last,
Erfüllen mich mit Furcht vor ihrem Wehe."
Um dessentwillen flehe
Ich nach dem Tod, als nach willkommner Rast,
Und spreche: „Komm zu mir!" mit solchem Sehnen,
Dass ich beneide jedes Todesstöhnen.
Zum Tod' hin alle meine Seufzer streben,
Dass er, mein bittres Leid
Zu enden, länger nicht mehr möge säumen. — —

Nur wer, wie Dante, ein Leben in kindlich-frommem Glauben einst geführt, in diesem Glauben seine Seligkeit gefunden, dann aber von schweren Schicksalsschlägen getroffen ward, — nur der vermag es, Dante zu verstehen. „Es mag bevorrechtete Gemüther geben, die auch in solchen furchtbaren Augenblicken freudige Ergebung in Gottes Willen sich zu bewahren vermögen; unser Dichter aber vermochte so wenig, als mancher Andere noch heute es vermag, das Auge, welches die Geliebte früher emporgeleitet, nun einsam und ohne Führer mit dem gleichen Gefühle alsbald wieder dorthin zu wenden, von wo aus er sich mehr zertrümmert glaubt, als ihm je geschenkt ward; er vermag es nicht, die Frage nach dem verhüllten Grunde solcher scheinbaren Grausamkeit durch den, in seinen Grundfesten erschütterten Glauben an Gottes Liebe und Güte zu ersticken" (*Witte*).

Zwar nicht urplötzlich, aber doch nach und nach weicht die alte Liebe, weicht der alte Glaube, weicht die alte Hoffnung aus des Dichters Herzen.

Ueber ein ganzes Jahr hindurch bewahrt er gegen die erbleichte *Beatrice* unverbrüchliche Treue. Das verwaist sich fühlende Herz erhebt zwar wiederholt laute und schmerzliche Klage; indess wird der Schmerz durch den Gedanken gelindert, dass die Geliebte doch nur zu höherer Herrlichkeit erhoben ward. Die Liebe zum irdischen Mädchen wird in eine Liebe zum verklärten Geiste verwandelt. Zu den Himmelshöhen hebt der Dichter sein Auge empor

und ihm ist dabei, als komme ihm von der Verklärten Trost und Erquickung hernieder:

Dann sprech' ich, wenn ich einsam wein' und klage:
„O Beatrice, hat Dich Tod umfangen?“
Und auf den Ruf gleich lindert sie mein Bangen.

Die ihm leiblich Entrückte ist ihm geistig als eine Trösterin noch immer nahe. Zwar fühlt er sich durch des Lebens Drangsal bis zum Tode gebeugt, so dass Alle bereits von ihm sagen, er sei dahin,

Doch wenn die Herrin sieht, wie mir geschahe,
So ist sie, hoff' ich, noch mit Trost mir nahe.

Auf diese Weise sucht der Dichter zunächst seinen Trost darin, dass er sich in das Bild der Verklärten versenkt, — dass er sie noch immer geistig ihm gegenwärtig sich denkt. Die Thränen, die Klagen, die Schmerzen bilden ihm eine Brücke über die grosse Kluft, — eine Brücke zwischen Diesseits und Jenseits, durch welche er mit der Geliebten verbunden ist, — sie sind ihm eine Himmelsleiter, auf welcher *Beatrice* als Engel des Trostes und des Friedens zu ihm herniedersteigt. So dauert denn die Liebe, ob auch mächtig erschüttert, eine Zeit lang noch fort.

Eine Zeit lang. Denn ach, das Entsetzliche ist doch geschehen, die Trennung hat doch stattgefunden. Noch weilt der Dichter auf Erden, — auf dieser Erde, welche seine Geliebte auf immer verlassen. Und ob auch sein Geist über diese verödete Erde sich erhebt, das irdische Theil zieht ihn doch wieder zu derselben herab. Die Welt tritt mit neuem Reiz ihm entgegen. Eine neue Liebe will die alte aus dem Herzen verbannen und an deren Stelle treten. Aber es ist diess nicht mehr eine heilige, reine, unschuldige, erquickende, — nein! es ist eine Liebe, der nicht nachgehangen werden kann, ohne der Untreue sich schuldig zu machen. Es ist ein kritischer Moment. Dante's Liebe steht am Scheidewege.

Beatrice war aber nicht allein der Gegenstand seiner Liebe, sie war ihm auch eine Stütze des Glaubens gewesen. Ihr Anblick hatte den kindlich-freudigen Glauben in ihm wach gerufen, ihr Anblick denselben lebendig erhalten. Dieses Anblickes beraubt, — auf immer beraubt, sieht sich nun Dante ohne Führer, ohne Stütze. Der Trost, die Verklärte sich stets geistig nahe zu denken, will in die Länge nicht recht aushalten. Mit der alten Liebe fängt auch der alte Glaube an zu wanken. Der entsetzliche Schlag erweckt in des Getroffenen Herzen den Zweifel an Gottes Güte und Gnade. Aus der Brust des tief Gebeugten ringt ein schmerzliches, zweifelnd fragendes *Warum?* sich los. Ach, die kindlich-demüthige, still anbetende Ergebung in den unerforschlichen Willen von Oben ist so schwer! Das *Warum* wird nicht unterdrückt, es findet keine befriedigende Antwort, es naget im Herzen wie ein nie sterbender Wurm. Der Geist, der Verstand, die Vernunft fängt zu grübeln an. Eine Antwort auf das *Warum* suchend, wendet sich Dante an die Philosophie. Diese verheisst ihm Trost. „Und ich stellte sie mir wie eine edle Dame vor und konnte sie mir mit keinen anderen, als mit mitleidigen Geberden denken.“ Bei einem Heiden, bei Cicero geht er in die Schule. Je länger je emsiger hängt er dem Grübeln nach. Und der kindliche Glaube? Auch für diesen ist ein kritischer Moment eingetreten.

Wo aber *die Liebe* zu erkalten und *der Glaube* mit dem Zweifel zu kämpfen beginnt, da kann auch *die Hoffnung* nicht mehr ungetrübt im Herzen fortleben. Und wer das Reich der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung verlassen, der hat zugleich auch das Paradies der Jugend verloren.

Auch unserem Dichter ist dasselbe verloren gegangen.

Drittes Kapitel.

Die Untreue.

> Die gegenwärt'gen Dinge, sagt' ich weinend,
> Die wandten mir durch falsche Lust die Schritte,
> Sobald Eu'r Angesicht sich mir verborgen.
> PURGATORIO XXXI, 34 ff.

Auf die Zeit des kindlich-reinen Liebeslebens folgt eine Zeit, in welcher das Herz der sinnlichen, keineswegs schuldlosen Liebe sich hingibt; — auf die Zeit des kindlich-frommen Glaubenslebens folgt eine Zeit, in welcher der Geist durch eigenes, angestrengtes Forschen die Geheimnisse der Welt und Gottes ergründen will, wobei er in das Gebiet des Zweifels geräth; — auf die Zeit des kindlich-seligen Hoffnungslebens folgt eine Zeit, in welcher die Seele trügerischen Hoffnungen sich hingibt.

Die Lebensperiode, da reine Liebe, kindlicher Glaube und selige Hoffnung sein Herz erfüllten, diese Lebensperiode hat Dante in seiner *Vita Nuova* betitelten Schrift geschildert. Der Schilderung seiner zweiten, schuldigen Liebe, seines Grübelns und Forschens, seiner trügerischen Hoffnungen ist die *Il Convito* betitelte Schrift gewidmet.

Schon in der ersten Schrift erwähnt Dante, wie er durch neuen Liebesreiz sich verlocken liess. Dem noch immer mit dem Gedanken an die Hingeschiedene sich beschäftigenden, noch immer über *Beatrice's* Tod trauernden Dichter tritt in der Gestalt einer jungen, edlen, anmuthigen und mitleidigen Dame die Verlockung entgegen. Die Gefahr nicht ahnend, findet er Wohlgefallen an ihrem Anblick, fühlt er sich erquickt durch ihre mitleidsvollen Geberden. Zwischen

dem verklärten Gegenstande seiner ersten und dem lebenden Gegenstande seiner im Erwachen begriffenen zweiten Liebe bemüht er sich, Aehnlichkeit herauszufinden, und diese Aehnlichkeit verleiht der verlockenden Stimme eine neue Macht. Wie er früher seine *Beatrice* aufsuchte, so geht er jetzt hin, die mitleidige Dame aufzusuchen; wie er jene besang, so werden nun dieser zum Preise Lieder gesungen. Eine innere, zur unverbrüchlichen, ewigen Treue mahnende Stimme beunruhigt ihn zwar, allein schon ist das Wohlgefallen zu gross, welches seine Augen an der neuen Geliebten finden. Die alte Liebe wehrt sich noch eine Weile, zuletzt tritt sie aber in den Hintergrund und die neue gewinnt die Oberhand.

Nach der einfachen, naiven Erzählung der *Vita Nuova*, sowie nach den Geständnissen, welche Dante in der *Divina Commedia*, besonders in jener bewunderungswürdigen Vision des irdischen Paradieses in den Schlussgesängen des *Purgatorio* ablegt, dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, dass der Dichter nach *Beatrice's* Tode eine Zeit hatte, da er von sinnlicher Leidenschaft sich beherrschen liess, — eine Zeit, auf welche er später nicht ohne Scham zurückblicken konnte. „Rufst Du Dir," — so spricht er im *Purgatorio* (XXIII, 115 ff.) zu seinem einstigen Freunde *Forese Donati*,

— — Rufst Du Dir ins Gedächtniss,
Wie Du mit mir und wie mit Dir ich lebte,
So wird Dich die Erinn'rung noch beschweren.

In diesen Worten liegt offenbar eine schmerzliche Erinnerung an eine Zeit, in welcher eine sittliche Krisis in des Dichters Leben eingetreten war. Ebenso unzweideutig dürften aber wohl auch die Vorwürfe sein, welche er in der erwähnten Vision von seiner Jugendgeliebten sich machen lässt. In den stärksten Ausdrücken wirft ihm dort *Beatrice* seine Untreue vor, — in Ausdrücken, wie sie die reinste Eifersucht kaum schärfer hätte gebrauchen können. Man lese doch die Scenen im dreissigsten und einunddreissigsten

Gesange des *Purgatorio* und man wird sicherlich davon sich überzeugen. Jenen freilich, sowohl Aelteren als auch Neueren, darf nicht beigestimmt werden, die, den grossen Dicher zu einem erbärmlichen Knechte sinnlicher Leidenschaft herabwürdigend, eine fast endlose Reihe von Liebschaften ihm andichten. Andererseits dürfen wir ihn aber auch sittlich nicht höher stellen, als er wirklich gestanden, ja, als er selber sich gestellt hat. Die Geständnisse, welche er über sinnliche Verirrungen ablegt, sind denn doch wahrlich allzu deutlich und unmissverständlich, als dass sie sich durch Allegorisirung abschwächen liessen. So bekennt er unter Anderem auf's Unzweideutigste in jenem merkwürdigen Briefe, den er, jedenfalls nicht vor 1307, an seinen Gönner, den Markgrafen *Maroello Malaspina* schrieb, in diesen reiferen Jahren noch von einer gewaltigen sinnlichen Leidenschaft zu einem Weibe hingerissen worden zu sein, ein Bekenntniss, das, zumal es nicht in einem Gedichte, sondern in einem *Briefe* vorkommt, sich durchaus nicht allegorisch ausdeuten lässt. So lässt er sich ferner von *Beatrice* (*Purgatorio* XXXI, 49 ff.) sagen:

Natur und Kunst, sie boten solche Wonne,
Die niemals, wie die schönen Glieder, die mich
Umschlossen und auf Erden nun zerstreut sind.
Und schlug durch meinen Tod die höchste Wonne
Dir also fehl, wie konnte dann EIN ANDRES
STERBLICHES DING noch Dein Verlangen wecken?
Wohl hätt'st Du Dich schon bei dem ersten Pfeile
Der trügerischen Dinge, *mir* zu folgen,
Die nicht mehr sterblich war, aufschwingen sollen.
Nicht durften MÆDCHEN Dir, noch Eitelkeiten,
Die nutzlos rasch vergehn, die Flügel hemmen,
Dass ausgesetzt Du WEITREN SCHLÆGEN bliebest.

Ohne dem deutlichen Sinn solcher Worte offen in's Angesicht zu schlagen, wird man die sinnlichen Verirrungen aus Dante's Leben schlechterdings nicht entfernen können. Wir werden vielmehr, wie bei *Beatrice's* „schönen Gliedern“ an ihre irdisch-leibliche Schönheit, so auch bei den „anderen sterblichen Wesen,“ bei den „Mäd-

chen“ an irdisch-leibliche Schönheiten denken müssen, für welche der Dichter nach *Beatrice's* Tod in Liebe entbrannte. Und wie wir bei der durch *Beatrice's* Tod dem Dichter fehlgeschlagenen „höchsten Wonne“ an das wirkliche Sterben derselben denken, so werden wir bei den „weiteren Schlägen,“ denen Dante durch seine Verirrungen sich ausgesetzt, gleichfalls an das, entweder wirkliche oder mögliche Sterben jener andern sterblichen weiblichen Wesen denken müssen, welchen Dante nach *Beatrice's* Tod seine Liebe zugewendet.

Durch seine eignen Geständnisse werden wir also auf eine Epoche im Leben unseres Dichters hingewiesen, welche *Wegele* mit einem freilich etwas starken Ausdruck „eine wüste Lebensepoche“ nennt. Dante wird seiner *Beatrice*, wird dem Andenken an sie untreu. Sinnliche Leidenschaften treten an die Stelle der alten, reinen, geistigen, heiligen Liebe, verdrängen diese aus seinem Herzen. Das Fleisch erhält die Oberhand über den Geist. Wir werden uns freilich hüten, den grossen Mann desswegen zu verurtheilen. Dante war eben ein Kind seiner Zeit und diese hatte etwas andere sittliche Begriffe, hatte einen anderen sittlichen Massstab, als die unsere. In einem Florenz, wie es damals war, mitten in dem fröhlich-leichtsinnigen geselligen Treiben, da hätte es für einen jungen Mann, der „mit verliebten Jünglingen Umgang pflegte,“ — für einen solchen hätte es eines Wunders bedurft, möchte man sagen, um alle Gefahren siegreich zu bestehen. Wir möchten freilich dieses schwarze Blatt aus der Geschichte seines Lebens entfernen. Wo aber ein Dante so einfach-natürlich, so ergreifend-wahr die eignen Schwächen bekennt, da scheue ich mich, als sein Apologet und Panegiriker aufzutreten.

Und doch, — hat nicht der Dichter selbst diese Geständnisse zurückgenommen, — sie ganz bestimmt und ausdrücklich zurückgenommen? Löst er doch selbst in seiner späteren Schrift, im *Convito,* jene „edle, mitleidige, junge und anmuthige Dame,“ von

welcher er früher so einfach, so menschlich-natürlich gesprochen, — löst er sie doch selbst in eine reine Allegorie auf! „Ich sage und betheure," versichert er später, „dass die Dame, für welche ich nach der ersten Liebe in Liebe entbrannte, die schönste und edelste Tochter des Königs des Universums war, welcher Pythagoras den Namen *Philosophie* beigelegt." Und ein anderes Mal hören wir ihn sprechen: „Die Schande befürchte ich, die auf mich fallen müsste, wenn einer solchen Leidenschaft ich gefröhnt hätte, wie, wer die obgenannten Canzonen liest, glauben muss, dass sie mich beherrscht habe; diese Schande wird völlig verhütet durch mein gegenwärtiges Reden, welches zeigt, wie nicht Leidenschaft, sondern Tugend der Antrieb mir war. Auch gedenke ich den wahren Sinn jener Canzonen darzuthun, den Niemand sonst erkennen kann, wenn nicht ich denselben darlege, weil er im allegorischen Gewande eingekleidet ist."

Kein Zweifel! Dante verwahrt sich nachdrücklich gegen die Voraussetzung, jene edle Dame, von welcher er früher geredet, sei ein weibliches Wesen von Fleisch und Blut gewesen; er will sie durchaus als reines Symbol der Philosophie aufgefasst wissen.

Wollten wir ihm aber auch blindlings diess glauben, der vorhin erwähnte schwarze Fleck sinnlicher Leidenschaften wäre dadurch noch lange nicht rein gewaschen. Denn ist auch die „edle Dame" der *Vita Nuova* beseitigt, so ist damit das schöne Weib, dessen der Brief an den Markgrafen *Malaspina* gedenkt, — so sind damit „die Andren, zu denen er seine Schritte gekehrt," die „Andren," denen er nach *Beatrice's* Tode „sich hingab," — so wären damit die „sterblichen Wesen," — so wären damit die „Mädchen," die in den Geständnissen der *Divina Commedia* vorkommen, noch keineswegs beseitigt. Wie man immer die „edle Dame," deren die *Vita Nuova* erwähnt, auffassen möge, das Factum steht gleichwohl durchaus fest: ungefähr zwei Jahre nach *Beatrice's* Tode begann für Dante eine Periode sinnlicher Ver-

Ed. Böhmer in einer Recension von Witte's Dante-Forschungen (Jahrbuch für romanische und englische Literatur, X, 4. S. 411 ffg.) tritt auch für die Wirklichkeit der *Donna gentile* in die Schranken, meint aber, diese *Donna gentile* sei Dantes nachmalige Gemahlin *Gemma Donati* gewesen. Eine durchaus verwerfliche Ansicht.

irrungen, — eine Periode, auf die er später nicht ohne Scham zurückblicken konnte.

Aber auch die „edle Dame,“ die *Donna gentile*, kann, trotz Dante's späterer Versicherung, keine reine Allegorie sein. Wie? diese „Dame“ der *Vita Nuova* eine blosse Fiction? Nein wahrlich! *so* fingirt man nicht. So natürlich, so einfach, so naiv, so wahr wird kein eigenes Erleben erdichtet, kann nicht erdichtet werden. Die „edle Dame“ war ein wirkliches weibliches Wesen von Fleisch und Blut, keine blosse Allegorie; was Dante durch sie erlebt zu haben berichtet, das hat er im äusseren Leben und nicht bloss in seiner Imagination erlebt. „Ich habe früher,“ bekennt einmal der tiefe und verdienstvolle Dantekenner *Witte*, — „ich habe früher mit Eifer die allegorische Darstellung des *Convito* als die allein wahre in Schutz genommen, die *Donna gentile* also für nichts als einen Namen der Philosophie erklärt. Doch kann ich nicht läugnen, dass bei oft wiederholter Erwägung die reinmenschliche Wahrheit der Erzählung in der *Vita Nuova* mir immer unabweislicher entgegentritt und ich nicht mehr mit Entschiedenheit wage, der stets wachsenden Zahl Derjenigen zu widersprechen, die annehmen, Dante habe eine Neigung, die ihn eine Zeit lang menschlich getröstet und von dem Andenken an seine *Beatrice* menschlich abgezogen habe, später zur Allegorie der Studien gemacht, die ihm Anfangs Trost und Aufschlüsse verheissen, dann aber den unwandelbaren Lehren der Religion gegenüber ihn auf Abwege zu führen gedroht haben.“

Mit diesen Worten werden wir bereits auf die zweite Art von Untreue geführt, die der Dichter später zu beklagen hatte, — auf die Untreue gegen den Glauben. Indess müssen wir vorher noch eine andere Frage kurz erörtern.

War die „edle Dame“ ein wirkliches menschliches Wesen, warum stellt sich Dante dann später so, als wolle er nichts davon

wissen, — warum redet er dann später von ihr in solchen Ausdrücken, wonach man meinen sollte, sie sei eine reine Allegorie?

Die Antwort auf diese Frage liegt zunächst in des Dichters eigenthümlicher Anschauungsweise der Dinge und sodann in seinen eignen, vorhin angeführten Worten.

In seiner eigenthümlichen Anschauungsweise zunächst. Dante hatte sich, wie wir schon früher bemerkten und wie seine wiederholten Aeusserungen zeigen, — Dante hatte sich daran gewöhnt, bei der Lectüre irgend eines Schriftstellers nicht allein beim nächsten buchstäblichen Sinn stehen zu bleiben, sondern hinter jedem Satze einen tieferen, geheimen, allegorischen Sinn zu suchen. Mochte es auch dabei hin und wieder an Willkürlichkeiten und spitzfindigen Spielereien nicht fehlen, — genug, es war bei ihm nun einmal also. Mit den nämlichen Augen aber, mit welchen er die Bücher anderer Schriftsteller las, — mit den nämlichen Augen hat er auch das grosse Buch des Lebens gelesen. Wie hinter den Sätzen jener, so suchte und fand sein tiefsinnender Geist auch hinter den aus Erlebnissen und Thatsachen bestehenden Sätzen des Lebensbuches einen geheimen, einen verborgenen Sinn. Alles, was tiefer ihn ergreift, hat ihm daher eine allegorische Bedeutung. Jene holde *Beatrice*, die einst einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht, die seinem Leben eine neue Richtung gab, — sie wird ihm recht bald zu einer Allegorie, zu einem Symbol, und diese ihre allegorische Bedeutung tritt später so sehr, ja fast so ausschliesslich in den Vordergrund, dass die wirkliche *Beatrice* nahezu völlig verschwindet. Je ferner die vorübereilende Zeit die Personen, mit denen er in Berührung gekommen, die Erlebnisse, die er durchgemacht, rückte, um so lebendiger stand vor seiner Seele der tiefere Sinn, — die bildliche Bedeutung, die er denselben beigelegt oder abgewonnen, während dagegen das rein Aeusserliche ihm je länger je mehr in den Hintergrund zurücktrat. So erging es ihm denn auch in Bezug auf die edle Dame, die er zweimal — und zwar in

zwei zu verschiedenen Lebensperioden entstandenen Schriften, erwähnt. Einst hatte diese über den Verlust der menschlichen *Beatrice* menschlich eine Zeit lang ihn getröstet. Aber die Seufzer um den Verlust der menschlichen *Beatrice* waren zugleich Seufzer um den dadurch mächtig erschütterten kindlichen Glauben. Darüber nun hatte die Philosophie, hatte das speculative Forschen Trost ihm verheissen, — eine Zeit hindurch ihn getröstet. Gewohnt, äusseres und inneres Erleben zu einander in innige Beziehung zu setzen, wird ihm, wie *Beatrice* ein Symbol des Glaubens gewesen, so die „edle Dame" ein Symbol der Philosophie. Als Dante seine *Vita Nuova* schrieb, da stand das äussere Erlebniss noch lebendig vor seiner Seele, daher die schlichte, rein menschliche Darstellung. Als er aber lange Jahre nachher an die Abfassung seines *Convito* ging, da mochte ihm das äussere Erleben bereits in weite Ferne gerückt sein, das innere ihn dagegen lebendig beschäftigen. Wie er daher mit innerer Wahrheit in der *Divina Commedia* die einstige Jugendgeliebte nahezu als reine Allegorie vorführen konnte, so konnte er gleichfalls mit innerer Wahrheit im *Convito* die „edle Dame," die über *Beatrice's* Verlust ihn einst getröstet, als reines Symbol der Philosophie darstellen.

Es ist freilich wahr, dort verwahrt er sich nicht wie hier gegen eine andere als rein allegorische Auffassung. Dazu aber hatte er seine Gründe, — Gründe, die zwar nicht ganz lauter, aber nichtsdestoweniger sehr menschlich-natürlich sind. An seine einstige Liebe für *Beatrice* konnte er lebenslang mit innerer Ruhe und reinem Gewissen zurückdenken; beim Gedanken an seine übrigen sinnlichen Leidenschaften aber, so unter anderem an die, in welcher er für die *Donna gentile* einst erglüht, musste ihm denn doch die sittliche Scham die Röthe auf die Wangen treiben. Und die Schande! Es ist ein tief-bedeutungsvolles Wort und des Nachdenkens werth, wenn der Dichter bekennt, dass er die Schande fürchte. Was liegt nicht in diesen Worten? Erklären sie denn das

Interesse nicht hinlänglich, das Dante haben musste, das einst äusserlich Erlebte wo möglich der Vergessenheit anheimzugeben? Edler wohl und löblicher wäre ein offenes Bekenntniss. Dieses Bekenntniss hat der Dichter später auf die unzweideutigste Art offen abgelegt, hat es abgelegt, als er schon über die Sünde tiefe Reue empfunden. So lange aber der Mensch die Sünde nicht aufrichtig bereut, — so lange er „die Schande" nur fürchtet, welche dieselbe in ihrem Gefolge hat, — so lange scheut er sich auch vor dem offenen Geständniss der Schuld. Man vergesse doch nicht, zu was für einer Zeit Dante sein *Convito* schrieb, — zu einer Zeit nämlich, wo die sittliche, oder besser gesagt, die sittlich-religiöse Krisis bei ihm noch fortdauerte, — zu einer Zeit, wo er dem Andenken an *Beatrice* nicht allein, sondern auch dem christlichen Glauben innerlich mehr oder weniger noch entfremdet war — und man wird es weder eine leichtfertige Behauptung schelten, noch auch es mit Dante's sittlichem Charakter unvereinbar finden, wenn wir sagen, dass er zu *dieser* Zeit, in *dieser* Schrift seinen Lesern in Bezug auf sein eigenes Leben zwar *die Wahrheit*, aber nicht die *ganze* Wahrheit sagte.

Er war zu dieser Zeit auch dem christlichen Glauben innerlich entfremdet, sagen wir. Bei sich fand er die kindlich-fromme Ergebung in Gottes unerforschlichen Willen nicht, die den Schrei der Verzweiflung, den der Geliebten Tod ihm auspresste, zu dämpfen, — die auf sein zweifelnd-fragendes *Warum?* eine befriedigende Antwort ihm zu geben vermocht hätte. Daher warf er sich mit allem Eifer auf die Philosophie. Diese führt ihn aber von seinem kindlichen Glauben ab, musste ihn davon abführen. Wir haben früher schon eine damalige philosophische Richtung kennen gelernt, die vor und zu des Dichters Zeiten im Entwickeln begriffen war und nicht lange darnach, zu den Zeiten *Petrarca's*, völlig ausgebildet dastand, eine Richtung, welche zu dem historischen christlichen Glauben in den entschiedensten, feindlichsten Gegensatz

sich stellte. Es soll freilich nicht behauptet werden, dass Dante dieser ausgesprochen glaubensfeindlichen Richtung je gehuldigt. Aber auch jene andere philosophische Richtung des dreizehnten Jahrhunderts, — jene Philosophie, welche mit Religion und Theologie einen Friedens- und Freundschaftsbund schliessen wollte, — auch sie war im Grunde dem christlichen Glauben innerlich entfremdet. Was dieser nur durch göttliche Offenbarung erkennen zu können behauptete, das wollte jene auf dem Wege der Speculation, des vernünftigen Denkens, ohne die Hülfe einer Offenbarung, erkennen. War jenem die Bibel, so war dieser Aristoteles die höchste Autorität. Wir haben hier nicht die Frage zu untersuchen, ob der damalige Glaube oder aber die damalige Philosophie mehr berechtigt gewesen, — wir haben einfach die öfters bestrittene Thatsache zu constatiren, dass damals schon der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, zwischen Religion und Philosophie vorhanden gewesen, — dass derselbe nicht eine Eigenthümlichkeit unserer Zeit ist. Höchst sonderbar muss man indess die Behauptung finden, ein solcher Gegensatz sei dem Mittelalter unbekannt gewesen, — einer Zeit, welche ihre Aufgabe gerade in dem Streben erblickte, das Verhältniss zwischen Glauben und Wissen näher zu bestimmen, Religion und Philosophie mit einander in Einklang zu bringen. Wie wäre jene Zeit dazu gekommen, eben darin ihre Hauptaufgabe zu sehen, wenn zwischen den beiden noch gar kein Gegensatz bestanden hätte? — „Diese Aufgabe," sagt der tiefe Kenner des Mittelalters, *Baur*, — „diese Aufgabe hatte die christliche Theologie, seit es eine solche gab, von Anfang an, Glauben und Wissen sollten immer wieder irgendwie mit einander vermittelt werden, das Eigenthümliche der Scholastik dabei ist nur, dass sie diese Aufgabe mit einem bestimmteren Bewusstsein ihrer Bedeutung ergriff." — —

War der Gegensatz, wie nicht zu bestreiten, einmal vorhanden, so ist es an sich schon nicht denkbar, dass ein so erleuchteter und tiefdringender Geist, wie Dante, davon unberührt hätte bleiben

sollen. Dass sich aber dieser Gegensatz, der die Zeit bewegte, auch in des Dichters Geist abspiegelte, dafür liegen in seinen eigenen Schriften die unzweideutigsten Andeutungen vor. Ohne sich dessen vielleicht selbst klar bewusst zu sein, gerieth er allmählich durch seine philosophischen Forschungen in mancherlei Zweifel und zwar in solche, die vom damaligen kirchlichen Standpunkt aus sehr bedenklich erscheinen mussten. Seine höchste philosophische Autorität ist Aristoteles, seine Führer die arabischen Ausleger desselben. Wo nun Aristoteles und seine Ausleger mit der Lehre der Kirche in Widerspruch gerathen, da schwankt der Dichter, zu welcher Lehre — ob der aristotelischen oder der kirchlichen — er sich bekennen soll. So namentlich in Betreff der Lehre von der Schöpfung. Während die Kirche auf das Bestimmteste lehrt, Gott habe die Welt nicht bloss aus einem von Ewigkeit her vorhanden gewesenen Stoff gebildet, sondern den Stoff selber aus nichts geschaffen, behauptet Averroës, der grosse Ausleger des Aristoteles, die Ewigkeit der Materie und fasst die Schöpfung als eine blosse Umwandlung und Bildung derselben auf. Von den Anhängern der Kirche, vorzüglich vom Aquinaten, wird diese averroistische Lehre auf's Entschiedenste bekämpft. Dante dagegen bekennt ausdrücklich (*Convito*, IV, 1), darüber gezweifelt zu haben, welche Lehre den Vorzug verdiene, und spricht sich auf eine Weise darüber aus, die nicht undeutlich darauf hindeutet, er habe eine Zeit lang für Averroës sich entschieden.

Deutlicher als sonst erwähnt aber der Dichter die Irrwege, auf welche er durch sein philosophisches Forschen gerathen, in seinem grossen Gedichte selbst. Hier werden viele Meinungen, für welche er früher eingestanden und die er im *Convito* als eigene vorgetragen, als irrige verworfen. Hier wird seine Liebe zur Philosophie deutlich als eine Untreue gegen *Beatrice* bezeichnet. Besonders scheint die Stelle im Schlussgesange des *Purgatorio* (85 ff.) ent-

scheidend. Auf eine Frage, die der Dichter an seine *Beatrice* richtet, erwidert ihm diese:

> Damit Du würd'gen lernst DIE SCHULE, WELCHER
> DU FOLGTEST, und wie wenig ihre Lehre
> Im Stand' ist, meinem Wort zu folgen (sprach sie)
> Und seh'st, wie Gottes Wege von den Euren
> So weit entfernt sind, als von Eurer Erde
> Der Himmel absteht, der am höchsten eilet. —
> Und ich erwiderte: Ich wüsste nicht,
> Dass ich mich je VON EUCH ENTFREMDET hätte,
> Und mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf. —
> Kannst Du Dich, so entgegnete sie lächelnd,
> Nicht d'ran erinnern, so erwäge nur,
> Dass Du von Lethe eben erst getrunken.
> Und wie man aus dem Rauch auf's Feuer schliesst,
> So zeigt diess Dein Vergessen, dass Dein Wille,
> Der andres Ziel verfolgte, schuldig war.

Der Vorwurf, einer falschen Schule gefolgt zu sein, ist dem Dichter Eins mit dem Vorwurfe, seiner *Beatrice* sich entfremdet zu haben. In dem Folgen einer Schule, nämlich in den philosophischen Studien, konnte aber Dante denn doch nicht eine Untreue gegen das Andenken an die **wirkliche** *Beatrice* erblicken. Wenn aber gegen die **allegorische,** nun dann werden wir hier doch das Bekenntniss seiner Untreue gegen den kindlich-frommen Glauben, seines Abfalls von demselben erkennen müssen.

Wie weit er auf solchen Irrwegen fortgeschritten, wie grossen Raum er dem Zweifel in seinem Herzen gewährt, diess können wir freilich nicht mit Sicherheit bestimmen. Ob es aber auch nicht anzunehmen ist, Dante sei je weder feindlich noch auch gleichgültig dem Glauben gegenüber gestanden, so zeigen doch seine Andeutungen, dass er sich schon weit verirrt hatte.

> Er fiel so tief, dass nur das Eine Mittel
> Zu seinem Heile blieb, von allen andren:
> Die Schaaren der Verdammten ihm zu zeigen.

War aber die erste Liebe, — war der erste Glaube aus des Dichters Herzen gewichen, dann konnte auch die selige Hoffnung nicht mehr in demselben wohnen. Wie auf die heilig-reine eine sinnlich-sündliche Liebe, wie auf den kindlich-frommen Glauben der Zweifel, so folgte auch auf die beseligende göttliche eine trügerisch-weltliche Hoffnung. In die Zeit seiner inneren Krisis fällt Dante's Bethätigung am Gemeinwesen, an der Regierung seiner Vaterstadt. Es ist diess nicht ohne Bedeutung. Der Dichter warf sich auf die Politik, wohl auch in der Hoffnung, dadurch zu hohen Ehren zu gelangen. Eine trügerische Hoffnung!

So befand sich denn unser Dichter zu dieser Zeit in einer inneren, geistigen Lage, die wir nicht treffender, als mit *Witte's* Worten ausdrücken können: „Statt auf das zukünftige Reich Gottes zu *hoffen*, hängt er an der Gegenwart und ihrem Genusse, ist das Herz in Selbstsucht befangen. Statt der göttlichen Offenbarung zu *glauben*, nur ihr sich ganz zu ergeben, bethört ihn geistiger Hochmuth und überredet ihn, der eigene Verstand genüge, um die Tiefen der Unendlichkeit zu ergründen. Statt der *Liebe* endlich erfüllt Hass gegen den anders gesinnten oder verirrten Bruder seine Brust mit Parteigeist, Missgunst und Verfolgungssucht."

Woher wir das Alles wissen? Aus des Dichters eigenen Schriften.

Viertes Kapitel.

Innere Kämpfe.

„Wir leih'n dem Herzen Frieden, leih'n euch Wonnen" —
So zu den meinen sprachen
Ehdem die Augen der Gebieterin;
Doch als mehr Einsicht sie von ihr gewonnen,
Wie meine Kräfte brachen,
Weil mir zu streng und hart erschien ihr Sinn,
Da flohen sie mit Amors Fahnen hin,
So dass die Blicke, die mit Sieg durchdrangen,
Seitdem mein Auge nimmer wiederfindet.
Drum blieb von Schmerz befangen
Die Seele mir, die Trost in ihrer Noth
Von ihnen hofft', und todt
Das Herz nun sieht, mit dem sie war verbündet,
Und scheiden muss von jenen liebentzündet.

Dante, Canzone VI, 2.

Aber die besseren Gedanken und Empfindungen, — aber die edleren Gefühle sind in des Dichters Herzen noch nicht völlig unterdrückt und erstickt.

Seiner zweiten Liebe kann Dante nicht recht froh werden. Wir begreifen es. Sinnliche Leidenschaften sind das Widerspiel der edlen und reinen Liebe. Je mehr der Mensch denselben sich hingibt, desto trostloser wird die Oede, desto quälender die Leere, die er im Herzen empfindet. Den Trost, die Beruhigung, die Dante in seiner zweiten Liebe erwartete, fand er nicht. Ja, liesse sich wenigstens die innere Gewissensstimme zum Schweigen bringen! Dante geräth in einen inneren Kampf. Gegen die neuen Leidenschaften kämpft der Gedanke an die alte Liebe.

Dieser Kampf wird in der *Vita Nuova* geschildert. „Durch den Anblick dieser Dame kam ich so weit, dass meine Augen allzu

grosses Wohlgefallen daran zu finden begannen. Darüber ärgerte ich mich wiederholt und ich kam mir als sehr niederträchtig vor. Oefters verwünschte ich meiner Augen Eitelkeit und sprach in Gedanken zu ihnen: ‚Sonst pflegtet ihr, Wen euren schmerzlichen Zustand sah, zu Thränen zu bewegen; nun scheint es aber, als wollet ihr das vergessen um dieser Dame willen, die euch betrachtet und euch nur insofern betrachtet, als der Gedanke an die herrliche Dame, um deren willen ihr zu weinen pfleget, mit Betrübniss sie erfüllt; thut aber nur, was ihr immer könnt; denn sehr oft werd' ich euch an Sie erinnern, ihr verwünschte Augen, deren Thränen niemals, ausser nach dem Tode, hätten aufhören sollen!' Und wann ich bei mir selber also zu meinen Augen gesprochen, da bestürmten mich heftige und angstvolle Seufzer. Und damit dieser Kampf, den ich innerlich durchkämpfte, nicht demjenigen allein, der ihn erlebte, bekannt wäre, nahm ich mir vor, ein Sonett zu dichten und in demselben diesen entsetzlichen Zustand zu behandeln. Und ich sang dieses Sonett:

Das bittre Weinen, das ihr offenbartet
So manchen langen Tag, ihr Augen mein,
Es flösste oft des Mitleids Thränen ein
Auch fremden Menschen, wie ihr es gewahrtet.
Jetzt scheinet mir, dass ihr nicht Treu bewahrtet,
Könnt' ich so ruchlos und so schändlich sein
Und nicht an Die euch mahnen mit Bedräun,
Für die ihr eure Thränen sonst nicht spartet.
Die Eitelkeit, von der ihr seid besessen,
Flösst mir Besorgniss ein und Furcht und Beben
Vor einer Jungfrau Blick, die euch beschaut.
Ihr solltet nie, so lang ihr seid im Leben,
Die Herrin, die gestorben ist, vergessen.
So spricht mein Herz in mir, dann seufzt es laut."

Die Kämpfe werden immer qualvoller, das Herz kommt nicht zur Ruhe. Es gibt der Versuchung nach, aber der Kampf hört dadurch nicht auf. Ach, von dieser zweiten Liebe hatte sich der

Dichter Trost und Frieden verheissen, und nun? — wie sieht er sich nun enttäuscht! Anstatt Trost hat er Unruhe, anstatt Frieden hat er innere Kämpfe gefunden.

Aber auch in seiner Liebe zur Philosophie war er nicht glücklicher. Wie dort, so hatte er auch hier qualvolle innere Kämpfe zu bestehen. Dieselben begannen nun aber freilich nicht sofort. Jahre lang war es dem Dichter wohl bei seinen philosophischen Beschäftigungen. Seine Schrift, *Il Convito*, ist eine begeisterte Verherrlichung der Philosophie, das Loblied seiner Liebe zu ihr. Ganz beglückt ist er, glaubt er wenigstens in dieser Liebe zu sein. „Wer sein Heil," so singt er,

— „Wer sein Heil zu sehen liebet,
Der eil' und schaue jenes Weibes Blicke,
Hält ihn die Angst vor Seufzern nicht zurücke."

Und nach seiner Weise diese Worte auslegend, ruft er aus: „Die Augen dieses Weibes sind ihre Beweisführungen, welche, auf des Verstandes Augen gerichtet, die Seele zur Liebe entflammen. — O allersüsseste und unaussprechliche Mienen ihr, plötzliche Entführer des menschlichen Geistes, die ihr in den Beweisführungen, das heisst in den Augen der Philosophie erscheinet, wenn zu ihren Liebhabern sie redet! Wahrlich, in euch ist das Heil, wodurch, wer euch anschaut, selig wird, — erlöst wird von dem Tode der Unwissenheit und der Laster!" Ja, Dante trägt kein Bedenken, auf die Philosophie des Erlösers Wort zu beziehen: „Meinen Frieden gebe ich euch." Also sprach Christus, weil er seine Lehre den Seinigen zurückliess.

Und dennoch muss der Dichter es bald erfahren, dass dieser vermeintliche Friede, diese Ruhe, dieser Trost, den er bei der Philosophie gefunden zu haben glaubt, trügerischer Art ist. Unruhig sucht er in die Erkenntniss der Dinge immer tiefer einzudringen, die Wahrheit zu erforschen. „Ungestümer begehrt er immer eine neue Gunst von der Geliebten, oft wohl wendet sie sich unwillig

von ihm, und dann ergeht er sich in lauten Klagen, zu Zeiten fühlt er aber auch, wie diese Liebe nie sein Herz dauernd erquicken könne. Sie führt ihn zur Speculation über Alles, was seinen Blicken sich darbietet. Er ergründet das Wesen der Gerechtigkeit, der Tapferkeit, des Edelmuths, er entwickelt seine Grundsätze über die Anordnung des Staats, über die Bedeutung der grossen Ereignisse seiner Zeit und widmet sein Leben der Verwirklichung dessen, was er für wahr hält. In diese Epoche seines Lebens fällt der Antheil, den er an der Lenkung seiner Vaterstadt nahm, und in dieselbe vermuthlich die Ausbildung seiner Ansichten über Sprache und Poesie. Schon droht die Wuth der Parteien ihn in den Strudel weltlicher Sorgen und wachsender Leidenschaften ganz fortzureissen: da verlässt er, von der Philosophie auf höhere Ziele hingewiesen, die irdischen Verlockungen, den belebten Kampfplatz und steigt muthig die steilen Pfade der Speculation empor, um in den Sonnenglanz der ewigen Wahrheiten hineinblicken zu können, um das Wesen Gottes zu erkennen. Aber bald muss er erfahren, wie unzureichend hier irdische Vernunft, wie verkehrt der Weg gewesen sei, den er gewählt, wo nur Offenbarung zum Ziele führen konnte. Dem Christenthum hat er sich entfremdet, die drei Tugenden, die unserer Religion ganz eigen sind, mangeln ihm, und die bösen Leidenschaften, die ihre Stelle einnehmen, reissen ihn zurück in das lichtlose stürmische Leben.“

Die Darstellung dieser inneren Erlebnisse, die wir mit *Witte's* schönen Worten geschildert haben, — diese Darstellung hat der Dichter in allegorisches Gewand eingekleidet. Der Eingangsgesang seines grossen Gedichtes ist wesentlich derselben gewidmet. Bei der Besprechung des Gedichtes selbst werden wir noch darauf zurückkommen.

So sehen wir denn unseren Dichter in seinem eigenen Inneren jenen grossen Kampf durchkämpfen, den zu allen Zeiten ein Jeder, dem es um die Erforschung und Erkenntniss der Wahrheit wahrer

Ernst ist, durchkämpfen muss, — den Kampf des Zweifels. Es ist ein kaum zu begreifender Irrthum, wenn behauptet wird, zu Dante's Zeit seien solche Kämpfe nicht vorgekommen. Von jeher, seitdem es auf Erden Menschen gab, welche mit einem tiefen Gemüthe einen brennenden Durst nach wissenschaftlicher Erkenntniss verbanden, ist ein solcher Kampf vorgekommen, und wohl nie wird derselbe ausgekämpft sein. Zu allen Zeiten freilich ist deren Anzahl gross, die von einem solchen Kampfe keine Erfahrung machen. Da ist zuvorderst die unübersehbare Schaar Derer, die in gedankenloser Oberflächlichkeit durch die Welt geniessend und sorgend gehen, ohne je über die Räthsel der Welt ernstlich nachzudenken. Eine solche oberflächliche und gedankenlose Natur war aber Dante nicht. Da sind ferner die Vielen, deren Gemüth bei dem Herkömmlichen stehen bleibt, kindlich-kindisch sich damit zufrieden gibt und kein Bedürfniss empfindet, durch Suchen und Forschen zur Erkenntniss, zu einer eignen, auf Erkenntniss gegründeten Ueberzeugung zu gelangen. Ein solches Kind am Geiste und an der Erkenntniss war aber Dante auch nicht. Das Leiden, das in mancherlei Gestalt ihn traf, hatte zu den ernsteren Studien ihn geführt, und diese zum Suchen und Forschen und Nachdenken ihn veranlasst. Hiedurch ward er seinem kindlichen Glauben, — ward er seiner kindlichen Frömmigkeit entfremdet. Es war diess ein ganz natürliches Ergebniss, — ein Ergebniss, wie es wohl nicht anders hätte sein können. Denn nicht im neunzehnten nur, auch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert musste ein tieferes wissenschaftliches Forschen mit dem herkömmlichen Glauben in Conflict gerathen. Kirchenglaube und ernste Wissenschaft, — kirchliche Theologie und forschende Philosophie sind nun einmal Gegensätze, die innerlich niemals, äusserlich aber nur entweder durch gewaltthätige oder aber durch künstliche Mittel sich ausgleichen lassen.

So natürlich es daher erscheinen muss, wenn auch unser Dichter des Gegensatzes sich bewusst ward, wenn die Macht strengen

Denkens und philosophischen Forschens seinem kindlichen Glauben ihn entfremdete, so möchte man es vom modernen Standpunkt aus befremdlich finden, wenn er sich bei den Ergebnissen seines Forschens nicht beruhigte, — wenn er in einen inneren Kampf hineingerieth, — wenn sein tiefes Gemüth Anderes und Besseres noch verlangte, als was menschliche Wissenschaft ihm darbot. Vom Standpunkte seiner Zeit aus betrachtet, ist indess auch diess ebenso natürlich. Der menschliche Geist begann zwar von den ihm angelegten Fesseln sich loszumachen und nach Freiheit zu ringen, allein er *begann* eben erst, er hatte auf dem Wege der Freiheit noch keine ansehnlichen Fortschritte gemacht. Auf die Gemüther übte die Kirche, ihre Lehre, ihre Satzungen noch immer eine sehr bedeutende Macht. Religiös angelegte Gemüther — wie Dante in hohem Grade war — mussten vor dem Gedanken zurückbeben, mit ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung in Zwiespalt mit dem Glauben der Kirche gerathen zu sein. Die damalige Philosophie hatte es noch nicht gewagt, die Kirchenlehre offen zu bekämpfen. Selbst *die* philosophische Richtung, welche, epicuräischen Grundsätzen huldigend, sich innerlich dem Glauben völlig entfremdet hatte, wagte sich mit ihrem — allerdings mehr practischen als theoretischen — Widerspruch nicht offen hervor. Dante hat aber dieser Richtung niemals gehuldigt. Den Ketzern und Zweiflern bereitete er vielmehr in höllischem Feuer rothgeglühte eiserne Särge zum ewigen Ruhelager. Den Muth, alle Gängelbande kühn zu zerreissen, hat er nicht gehabt; solche Geister konnten an der mittelalterlichen Sonne nicht zur Reife gelangen. Hiezu kommt noch Dante's tiefes Gemüth. Ein moderner Philosoph hat das Wort gesprochen, dass zwischen den Bedürfnissen des Gemüths und den Ergebnissen menschlicher Wissenschaft ein alter, nie geschlichteter Zwist besteht. Wo nun die Gemüthsseite vorherrschend, da wird der Zwist zu Gunsten des Gemüths entschieden. So bei Dante. Modernglläubige werden und können sich an seinen inneren Kämpfen, an seiner

inneren Unruhe beim philosophischen Streben erbauen und den grossen Dichter desswegen um so höher schätzen. Uns neueren Himmelsstürmern dagegen, — uns, denen der alte Kirchenglaube keinen anderen, als einen geschichtlichen Werth hat, — uns würde er freilich noch höher stehen, wenn er den Weg, den er einmal eingeschlagen, muthig und unbeirrt verfolgt hätte. In diesem Falle wäre er aber eine höchst wunderbare Erscheinung nicht allein, — er wäre zugleich auch ein unerklärlicher Anachronismus. Wunderbar ist nun Dante's Erscheinung freilich in hohem Grade, auch ist er in mancher Hinsicht seiner Zeit weit vorangeeilt. Allein ein Anachronismus ist Dante nicht, — er ist doch noch ein Kind seiner Zeit.

Als solches findet er bei der philosophischen Speculation keine innere Ruhe, keinen dauernden Trost, keinen Herzensfrieden. Gemüth und Denken gerathen mit einander in Conflict. Dante kann sich dazu nicht entschliessen, „jene hohen Träume des Herzens aufzugeben, die den Zusammenhang der Welt anders und schöner gestaltet wissen möchten, als der unbefangene Blick der Beobachtung ihn zu sehen vermag.“ Mitten in seinen philosophischen und staatlichen Beschäftigungen ist es ihm, als sei er vom rechten Wege abgeirrt, — ist es ihm, als befinde er sich in einem grauenvollfinsteren Walde. Er sehnt sich aus demselben hinaus. — — —

Fünftes Kapitel.

Die Rückkehr.

> Da brannte mich so sehr der Reue Nessel,
> Dass, welches andere zur Lieb' am meisten
> Mich lockte, das gehässigste mir wurde.
> So brannt' in meinem Herzen Schuldbewusstsein,
> Dass ich bewältigt niedersank — und sie,
> Die das bewirkte, weiss in welchem Zustand.
> PURGATORIO XXXI, 85 ff.

— „Hier beginnt die GÖTTLICHE KOMÖDIE und sie beschliesst das grosse Gedicht, dessen frühere Theile die *Vita nuova* und das *Convivio amoroso* sind. Es ist das allgemeine, ewig wahre Epos unseres geistigen Lebens; es ist die Geschichte der kindlichen Einfalt, des inneren Abfalls und des gnädigen Rufes, mit dem Gott uns zu Sich zurückruft, Der allein Licht, Wahrheit und Leben ist. Der Darstellung nach sind es Erfahrungen im Herzen eines Dichters, der vor einem halben Jahrtausend starb — und doch ist es der Weg, den, bis auf wenig Auserwählte (?), alle Christen gehen müssen, um zum Heile zu gelangen. Und so steht der Dichter zugleich als das ganze gefallene und zur Erlösung berufene Menschengeschlecht da, auf dem tausend verschiedene Sünden lasten, dem aber Christus auch tausend Arme reicht, um es vom Abgrunde an seine Brust zu reissen" (*Witte*).

Aus den sinnlichen Verirrungen kehrt Dante zum Andenken an seine *Beatrice*, — aus seinem Forschen und Grübeln und Zweifeln kehrt er zum Glauben zurück. Der Schluss der *Vita Nuova*

und die an denselben knüpfende *Divina Commedia* sind die Geschichte dieser Rückkehr.

Nach einigem Kämpfen hatte sich der Dichter von einer neuen Leidenschaft verlocken lassen. Der versuchenden Stimme hatte er nachgegeben. „Gegen diesen Widersacher der Vernunft," erzählt nun Dante, „erhob sich eines Tages ungefähr um die neunte Stunde eine lebhafte Einbildung in mir. Denn mir schien es, als sähe ich diese glorreiche *Beatrice*, mit jenem blutfarbigen Gewande angethan, in welchem sie das erste Mal meinen Augen erschienen war. Und sie schien mir jung, im gleichen Alter wie damals, als ich sie zuerst sah. Da begann ich, an sie zu denken. Und die vergangene Zeit nach ihrer Folge mir vergegenwärtigend, begann mein Herz jene Leidenschaft schmerzlich zu bereuen, von welcher es einige Tage gegen die Standhaftigkeit der Vernunft auf so niederträchtige Art sich hatte beherrschen lassen. Und nachdem ich mich von dieser sündigen Leidenschaft losgerissen, kehrten alle meine Gedanken zu ihrer adelichsten *Beatrice* zurück. Und ich sage, dass ich von da an mit dem ganzen schamerfüllten Herzen ihrer *so* zu gedenken anfing, dass die Seufzer es öfters offenbarten; denn bei ihrem Hervorbrechen sprachen diese Seufzer beinahe alles das aus, womit mein Herz sich beschäftigte, nämlich den Namen jener Edelsten und wie sie uns verliess. Und oftmals geschah es, dass irgend ein Gedanke so viel Schmerzliches in sich barg, dass ich ihn und den Ort, wo ich mich befand, gänzlich darüber vergass." Mit vielen Thränen bereut er seine Verirrungen, so dass seine Augen darunter leiden. Und wieder werden der verklärten Geliebten zum Preise Lieder gesungen. Ueber die Erde schwingen sich seine Gedanken zu der Seligen empor.

Der Seufzer, der aus meiner Brust entweichet,
Dringt in die Sphäre, die am höchsten kreist;
Ihn zieht hinauf der neugeborne Geist
Der Glaubenskraft, die Lieb' und Leid erzeuget.

Er kommt hinauf, wohin die Sehnsucht steiget
Und sieht ein Weib, das man dort selig preist;
Es strahlt so lichthell, dass sich's allermeist
Durch seinen eignen Glanz dem Pilgrim zeiget.
Wohl sah er Sie; doch, wenn er's wieder saget
Versteh' ich's nicht, so fein ist das Gebild
Für's arme Herz, das aufhorcht und doch klaget.
Doch weiss ich, dass es meiner Sel'gen gilt;
Weil oft er ihren Erden-Namen nennt,
Den, meine werthen Frau'n, das Herz schon kennt.

„Nach diesem Sonett hatte ich ein wunderbares Gesicht, worin ich Dinge sah, die mich zum Entschluss brachten, nicht mehr von dieser Gesegneten zu reden, bis dass ich würdiger von ihr zu handeln im Stande wäre. Um dahin zu gelangen, bestrebe ich mich nach Kräften, wie sie wahrhaftiglich weiss, so dass, wenn es Dem, durch welchen Alles lebt, gefallen wird, mein Leben einige Jahre noch zu verlängern, ich von ihr *so* zu reden hoffe, wie von Keiner je gesprochen ward. Und dann möge es Dem, der ein Vater der Barmherzigkeit ist, gefallen, dass meine Seele emporsteigen möge zu sehen die Herrlichkeit ihrer Herrin, nämlich jener gesegneten *Beatrice*, die mit verklärten Blicken in dessen Antlitz schaut, der da ist hochgelobet in alle Ewigkeit."

Mit diesen Worten endet die *Vita Nuova* und mit dem in denselben erwähnten Gesicht hebt die *Divina Commedia* an, welche ausführlicher des Dichters Rückkehr zum treuen Andenken an die verklärte *Beatrice* nicht allein, sondern auch zu dem Glauben schildert, von welchem *Beatrice* das Symbol ist. Es beginnt nun für ihn eine dritte Periode inneren Lebens. Die Periode seiner zweiten, sündigen Liebe liegt jetzt hinter ihm. Diese Leidenschaft war zeitlich mit seinen philosophischen Bestrebungen beinahe zusammengefallen, so dass Beide ihm später Eins sind, — Eine Liebe, Eine Untreue, Eine Verirrung. Daher ist ihm auch die Rückkehr zur verklärten *Beatrice* Eins mit der Rückkehr zum Glauben. Weder im Dienste der sinnlichen Leidenschaft, noch auch

in seinem Ringen nach philosophischer Erkenntniss hat er Trost, Ruhe und Frieden finden können. Wie er von der Leidenschaft sich losreisst, um sein Herz hinwiederum zum Tempel einer geweihten heiligen Liebe zu machen, so reisst er auch vom Grübeln und vom Zweifel sich los, um hinwiederum auf dem Wege des Glaubens zu wandeln. Zur Erkenntniss dessen, was die Kirche, was das Christenthum seiner Zeit als ewige Wahrheiten ansieht, hat er auf dem Wege des Forschens und Denkens nicht gelangen können. Diese angeblichen ewigen Wahrheiten wagt aber sein Gemüth nicht in Zweifel zu ziehen. So reift denn in seiner Seele die Ueberzeugung, es sei thöricht, auf dem Wege der Forschung zu deren Erkenntniss gelangen zu wollen, der Mensch müsse mit dem sich zufrieden geben, das gläubig annehmen, was Gott selber darüber geoffenbart habe.

Bethört ist, wer mit menschlichem Verstande
Den Weg ohn' End' erspähn will, den Ein Wesen
In drei Personen geht in seinem Wirken.
Begnügt, ihr Menschen, Euch bei dem *So ist es!* —
Denn, wäret Alles zu verstehn Ihr fähig,
So brauchte nicht die Jungfrau zu gebären;
Wohl sah't vergeblich Solche Ihr verlangen,
Die, wenn je Einer, Frucht erwarten durften
Der Sehnsucht, die für sie nun ew'ge Qual ist.

— Wann fand aber diese Rückkehr statt, wie lange hat die Periode der Untreue gedauert?

Ueber den *Beginn* dieser zweiten Periode inneren Lebens kann, nach des Dichters eignen Aussagen, kein Zweifel obwalten. Etwas länger noch als ein Jahr nach ihrem Tode blieb Dante seiner *Beatrice* treu. Dann erst kam die Versuchung an ihn heran, dann erst ward sein Herz in eine neue Liebe verstrickt. — Nach *Beatrice's* Tode wandte er sich, Trost suchend, an die Philosophie. „Und ich begann dorthin zu gehen, wo sie wahrhaftig gezeigt wurde, nämlich in die Schulen der Geistlichen und zu den Disputa-

tionen des Philosophen; so dass in kurzer Zeit, etwa von dreissig Monden, ich ihre Süssigkeit so sehr zu schmecken begann, dass die Liebe zu ihr jeden andern Gedanken unterdrückte und verscheuchte.“ Diese Angaben sind allerdings nicht ganz bestimmt. Wir glauben indessen kaum irre zu gehen, wenn wir uns den Hergang auf folgende Weise denken: Durch *Beatrice's* Tod in namenlose Trauer versetzt, suchte der Dichter zunächst durch Vertiefung in die Studien seinen Schmerz zu dämpfen. Nach und nach übte die Philosophie einen immer mächtigeren Reiz auf sein Gemüth aus. Dabei blieb er aber etwas länger als ein Jahr seiner *Beatrice* treu. Da liess er sich durch neuen Liebesreiz verlocken. Mit der Untreue gegen die Verklärte schritt sein Abfall vom kindlichen Glauben Hand in Hand weiter. Je mehr er in das zweifelnde Grübeln hineingerieth um so mehr liess er von sinnlicher Leidenschaft sich beherrschen. Etwa dreissig Monate nach *Beatrice's* Tod war die doppelte Untreue bereits eine vollendete.

Wie lange hat aber die Untreue gewährt, — wie weit hat die zweite Periode des inneren Lebens unseres Dichters sich erstreckt? Darüber scheinen Dantes Angaben einander zu widersprechen..

In der vorhin angezogenen Stelle der *Vita Nuova* redet Dante so, als ob er kurze Zeit nur der verlockenden Versuchungsstimme sein Ohr geliehen hätte: „Mein Herz begann jene Leidenschaft schmerzlich zu bereuen, von welcher es sich EINIGE TAGE HINDURCH hatte beherrschen lassen.“ Darauf fährt er aber fort: „Nach dieser inneren Drangsal ereignete es sich, *zu der Zeit, da viel Volk hinging, jenes gesegnete Bild zu sehn, welches Christus als ein Abbild seines allerschönsten Antlitzes uns hinterlassen,* — — dass mehrere Pilgrime durch eine Strasse wanderten, welche beinahe mitten durch die Stadt geht, wo die edelste *Beatrice* geboren ward, lebte und starb u. s. w.“ Nun wissen wir durch den Bericht des Chronisten *Giovanni Villani*, dass es im Jubeljahre 1300 war, da viele Pilger nach Rom zogen, wo

Auch *Ed. Böhmer* (Jahrbuch f. rom. u. engl. Lit. X, 4. S. 412) verwahrt sich ausdrücklich gegen Witte's Annahme, „daß die *alquanti dì* der Liebe zur *Gentildonna* in der *Vita nuova* den Zeitraum meinen, während dessen Dante, untreu gegen die himmlische Beatrice, sich zu sehr der Philosophie hingegeben habe."

das Schweisstuch der heiligen Veronika ausgestellt wurde. Auch die Randglosse *Sermartelli's*, des ältesten Herausgebers der *Vita Nuova*, weist auf dieses Jahr hin. Demnach würde Dante's Rückkehr um das Jahr 1300 oder kurz vorher stattgefunden haben. Hiemit würde auch die Zeitangabe am Eingang der *Divina Commedia* übereinstimmen, welche des Dichters grosse Vision, beziehungsweise Rückkehr in sein fünfunddreissigstes Lebensjahr, d. h. in das Jahr 1300 versetzt.

Demnach würde die kritische Periode im inneren Leben Dante's einen Zeitraum von etwa acht Jahren umfassen. Allein damit wollen die EINIGEN TAGE der *Vita Nuova* nicht recht übereinstimmen. Letztere Zeitangabe ist freilich eine völlig unbestimmte. Mag sie aber auch noch so unbestimmt sein, — immerhin will es uns nicht denkbar scheinen, dass Dante diesen Ausdruck gebraucht habe, um eine Periode von *acht Jahren* zu bezeichnen. Und hätte er es doch gethan, dann wäre er wohl schwerlich von dem Vorwurfe frei zu sprechen, er habe damit seine Leser absichtlich irre führen, er habe sie damit glauben machen wollen, das, was wir seine Untreue nannten, sei nichts anderes, als eine vorübergehende Aufwallung gewesen, — eine Versuchung, welcher er nur EINIGE TAGE unterlegen sei. Allerdings sprechen wir zuweilen von einem *Ereignisse der jüngsten Tage*, selbst wenn, seitdem es sich zutrug, schon Jahre verstrichen sind. Wie aber? Wenn Jemand, von dem wir bestimmt wüssten, acht Jahre hindurch habe er irgend einem Laster gefröhnt und dann erst sich losgewunden und zum Besseren sich gewendet, — wenn ein solcher Mensch hinterher seine Fehler bekennend uns sagen würde, es habe ihn die Versuchung EINIGE TAGE HINDURCH überwältigt, würden wir ihm dann nicht erwidern: sage uns nicht einige Tage, sage vielmehr einige JAHRE! Beschönige Deine Schwäche nicht! Würden wir dann nicht urtheilen, seine Reue sei noch nicht tieferer Art, seine

Busse nicht ganz aufrichtig? Nun — und Dante? Will, kann man wohl so über ihn urtheilen? —

Nach der *Vita Nuova* und der *Divina Commedia* hätte also Dante's Rückkehr in seinem fünfunddreissigsten Lebensjahr, nämlich im Jubeljahr 1300 stattgefunden. Allein auch bei diesem Datum können wir nicht stehen bleiben. Gewiss hatte Dante seine Gründe, um seine Umkehr gerade in dieses Jahr zu verlegen. Wir haben schon früher gesehn, wie wichtig dieses Jahr für sein äusseres Leben gewesen. Und die äusseren, bedeutungsvollen Ereignisse, sie konnten auch für sein inneres Leben nicht ohne tiefgreifende Bedeutung sein.

Und doch vergingen seit dieser Zeit gewiss noch mehrere Jahre, bevor Dante von seinen Irrwegen (wie wir sie nun einmal in des Dichters eignem Sinne nennen wollen) definitiv zurückkehrte. Denn als er seinen *Convito*, diese Verherrlichung der Philosophie, dieses rühmende Denkmal seiner zweiten Liebe schrieb, da wandelte er noch auf diesen später als verderblich erkannten Wegen. Dieses Buch ward aber unter allen Umständen einige Jahre nach Dante's Verbannung, wahrscheinlich — wie wir sehen werden — gegen das Ende des Jahres 1308 und Anfangs 1309 geschrieben. Wollen wir demnach dem Dichter die Ungeheuerlichkeit nicht aufbürden, das mit Begeisterung gerühmt, verherrlicht und gepriesen zu haben, was er schon längst als Irrthum, als Irrwege erkannt, wovon er schon längst zurückgekommen, so werden wir Dante's Rückkehr nicht vor 1309 suchen dürfen.

Der Widerspruch, der hiedurch mit dem in der *Vita Nuova* sowohl als auch in der *Divina Commedia* angegebenen Datum der entscheidenden Vision entsteht, — dieser Widerspruch ist nicht eben von wesentlichem Belang. Denn dass dieses Datum, wenigstens in der *Divina Commedia*, kein historisches, sondern ein poetisches, kein wirkliches, sondern ein fingirtes ist, diess kann keinem Zweifel unterliegen. „Mochte das Säcularjahr, das ja auch

bei früherem Wechsel der Jahrhunderte die Gemüther lebhaft erschüttert hatte, mochte das daran sich knüpfende grosse Jubiläum ihm den Anlass bieten, oder mochte sein für ihn so folgenschweres Priorat ihn gerade auf diess Jahr einen besondern Accent legen lassen; genug, er wählte das Jahr 1300 willkürlich, um seine Vision in dasselbe zu verlegen. Namentlich liegt aber auch ein zwingender Grund nicht vor, die geistige Umkehr, welche in dem Gedicht ihren symbolischen Ausdruck findet, gerade in die *Lebensmitte des Dichters*, in sein fünfunddreissigstes Jahr zu setzen. Thatsächlich könnte sie ebensowohl früher als später eingetreten sein."

Allein um so erheblicher wird dadurch der Widerspruch mit den EINIGEN TAGEN der *Vita Nuova.* Hat nämlich Dante's Untreue nicht später als 1292 begonnen und seine Umkehr nicht vor 1309 stattgefunden, so würde Dante eine Periode von vollen sechszehn Jahren mit dem Ausdruck *einige Tage* bezeichnet haben. Wir halten diess für schlechterdings unmöglich schon an sich, vorzüglich aber weil wir den Dichter einer solchen Abschwächung und Beschönigung seiner sittlichen Schwächen nicht für fähig halten. Wir sagen demnach, *die* Leidenschaft, von welcher Dante in der *Vita Nuova* einige Tage hindurch beherrscht worden zu sein bekennt, hat ihn *nicht* mehrere Jahre lang beherrscht, sie ist vielmehr ganz vorübergehender Art gewesen. Allein damit verbinden wir die Annahme, das sei eben nicht *die einzige* Liebesleidenschaft, die des Gemüthes unseres Dichters sich bemächtigt. Es fallen vielmehr in diese Periode (1292—1309) all' die sittlichen Verirrungen, wovon früher die Rede gewesen. So ist unter Andern auch Dante's Leidenschaft für die sonst nicht bekannte Schöne, deren Dante in seinem Briefe an *Marcello Malaspina* gedenkt, innerhalb dieser Periode zu suchen. Was dagegen von Liebesabenteuern aus einer späteren Lebensperiode des Dichters berichtet wird, das wird unbedingt in das Gebiet der Fabel zu ver-

weisen sein. Denn dass sich Dante nach seiner definitiven Umkehr abermals — zum wievielten Male? — durch Liebesreiz habe verlocken lassen, das ist schlechterdings undenkbar.

Nach seiner *definitiven* Rückkehr, sagen wir. Denn nicht allein in der Natur der Sache, auch in Dante's eignen Andeutungen liegen Gründe für die Annahme vor, dass er wiederholt sich darnach sehnte und vornahm, zur alten, schuldlosen Liebe, zur alten, kindlich-seligen Glaubenseinfalt zurückzukehren, aber immer auf's Neue durch sinnliche Leidenschaften, durch den Durst nach wissenschaftlicher Erkenntniss, durch das unruhige Parteitreiben, durch den Wunsch, eine politische Rolle zu spielen, sich verlocken liess, bis er endlich, enttäuscht durch den Unfrieden, den die Leidenschaft zurücklässt, — enttäuscht in seiner Hoffnung, durch eigenes Forschen zur Erkenntniss der ewigen Wahrheiten zu gelangen, — enttäuscht ganz besonders auch in seinen politischen Hoffnungen, den vielleicht schon öfters gefassten Entschluss zur Umkehr wirklich ausführte.

Hiebei werden wir aber zwischen der Liebe zur *edlen Dame* der *Vita Nuova* und zwischen der Liebe zur Philosophie unterscheiden und sagen müssen: Was in Dante's Anschauung, — was in seinem Geiste in Eins zusammenfiel, das ist zeitlich nicht ganz zusammengefallen. Den Weg der Speculation begann er zu betreten, schon bevor der Anblick der *mitleidigen Dame* ihn verlockte, und *diese* letzte Leidenschaft hatte er schon längst überwunden, als er die Philosophie so begeistert verherrlichte.

Versuchen wir nun, von diesem Gesichtspunkte ausgehend und Dante's bezügliche Andeutungen miteinander möglichst in Einklang zu bringen suchend, die Ereignisse seines inneren Lebens während dieser Periode zu einem anschaulichen Bilde zu vereinigen, so kommen wir auf folgendes Ergebniss, welches näher und eingehender zu begründen nicht dieses Ortes ist, welches wir aber in der Hauptsache für ein gesichertes halten.

Nach *Beatrice's* Tod begann Dante, in der Hoffnung, Linderung seines Schmerzes zu finden, mit der Philosophie sich zu beschäftigen. Nach etwas mehr als einem Jahre machte der Anblick einer mitleidigen jungen Dame — die *Donna gentile* der *Vita Nuova* — einen neuen Eindruck auf ihn. Der Gedanke an die Verklärte und der frische Liebesgedanke kämpften eine Weile miteinander. Zuletzt behielt die neue, nicht schuldlose Leidenschaft die Oberhand. Die philosophischen Studien setzt er dabei eifrig fort, findet immer grösseres Wohlgefallen daran. Beides, die neue Liebe zu einem irdischen Wesen und die Liebe zur Philosophie entfremden ihn dem Andenken an seine *Beatrice.* Jene ist eine Untreue gegen die wirkliche, diese gegen die allegorische *Beatrice.* Jene, die neue Liebe zu einem irdischen Wesen, bereut er nach einiger Zeit. Jedenfalls noch vor 1300, wahrscheinlich aber geraume Zeit vorher, entsagt er dieser Leidenschaft als einer sündigen und kehrt bereits zum Andenken an *Beatrice* zurück. Allein nur zum Andenken an die wirkliche, nicht aber an die allegorische *Beatrice* kehrt er zurück. Das Bereuen der sinnlichen Leidenschaft für die *Donna gentile* ist noch keineswegs eine Umkehr von den Wegen der Speculation. Hierin hat Dante noch keine Untreue gegen *Beatrice* erkannt. Das eifrige Studium der Philosophie scheint ihm im Gegentheil der Weg, auf welchem allein er sich fähig machen kann, seine *Beatrice* würdig zu verherrlichen. Aber gerade dieses Studium entfremdet ihn je länger je mehr, wenn auch zunächst nicht der menschlichen, so doch der symbolischen *Beatrice.* Und auch gegen die menschliche *Beatrice*, auch dem Andenken an die Verklärte bleibt er nach jenem ersten Bereuen nicht unverbrüchlich treu. Vorher zwar nicht mehr, aber doch während der ersten Jahre seiner Verbannung liess er durch neuen Liebesreiz zu anderen sterblichen Mädchen sich abermals verlocken. Zur Wollust gesellen sich aber auch noch andere Leidenschaften; — der Stolz, der auf selbsterwählten Wegen zur Erkenntniss göttlicher

Wahrheiten zu gelangen glaubt und ihn auf die auf einer tieferen Stufe menschlicher Erkenntniss Stehenden mit mitleidiger Verachtung herabsehn lässt, — Ehr- und Habsucht (die Wölfin), die ihn in den Strudel des politischen Parteitreibens hineinreisst. Immer tiefer dringt er in die Philosophie ein, dabei entfremdet er sich aber je länger je mehr seinem einstigen kindlichen Glauben, seiner einstigen kindlichen Frömmigkeit. Die religiösen und politischen Begebenheiten im Jubeljahr 1300 machen einen gewaltigen Eindruck auf sein Gemüth, ernstere Reuegedanken erwachen in seinem Herzen. Noch vermag er es aber nicht, die Leidenschaften mit siegreichem Erfolge zu bekämpfen, nachdem er einen Anlauf genommen, sinkt er wieder zurück in die alte Lebensweise, er „stürzt zur Tiefe nieder.“ Die folgenschweren Ereignisse der nächstfolgenden Jahre ziehen ihn wieder mit Macht in das weltliche Treiben, in das Treiben der Partheien hinein. Die erfahrenen neuen und schwereren Schicksalsschläge entflammen auf's Neue seinen Eifer für die philosophische Speculation. In dieser Zeit besingt er mit Begeisterung seine zweite Liebe, schreibt er sein *Gastmahl*, das begeisterte Lobgedicht auf die Philosophie. Je länger je mehr gelangt er aber zur Erkenntniss, dass er auf diesem Wege nie innere Ruhe, nie Herzensfrieden finden werde. Endlich, nachdem der Tod Heinrichs VII. seine letzten irdischen Hoffnungen in Scherben zerschlagen, da zerreisst er alle Bande sündiger Leidenschaften, da entsagt er seiner Liebe zur Philosophie, da kehrt er zur alten Liebe, zum alten Glauben, zur alten Hoffnung zurück.

